Kreuzzüge.

Kreuzzüge

von

Karl von Raumer.

Erſter Theil.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.
1840.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

KÖNIGL. U. LANDESBIBLIOTHEK
HANNOVER

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorrede.

Gegenwärtige Blätter wurden in den letzten 12 Jahren geschrieben. Wenn ich in denselben nach sehr verschiedenen Seiten kämpfte, so möge mich der Leser darum nicht für Ismael halten, dessen Hand gegen Jedermann war. Mit dem Spötter und seinem Samen habe ich nichts zu schaffen. Nicht aus Zanksucht, nicht zum zwecklosen, eiteln, sophistischen Zeitvertreibe kämpfte ich, vielmehr mit heiligem Ernst, um mit gleichgesinnten Freunden ein heiliges Land zu erobern. Nach diesem Lande sehne ich mich herzlich, dort möchte ich, nach schweren Kreuzzügen, in stiller Sabbathsruhe eine bleibende friedliche Heimath finden.

Klein Heubach am Main,
den 5. September 1839.

K. v. Raumer.

Napoleon und Deutſchland.

„Hugo's Geſchichte des Kaiſers Napoleon. Nach Dictaten und eigenhändigen Notizen des Kaiſers, ſo wie nach den Schriften, Memoiren, Berichten, militäriſchen Werken ꝛc. von Las Caſes, Bertrand, Montholon, Gourgaud, Antomarchi, Lavalette, Rapp, Savary, Meneval, Fain, Bourienne, Thibaudeau, Real, Bignon, Henry de Chabeulon; der Marſchälle Berthier, Soult, Macdonald, Dareuſt, Gouvion St. Cyr, Suchet, Grouchy; der Generale Mathieu-Dumas, Jomini, Pelet, Belliard, Reynier, Miot, Chambray, Segür, Marbot u. a. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von A. Schäfer. Dritte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Heinrich Elener. Stuttgart, 1836. J. Scheible's Buchhandlung."

Jemand ſagte, um die Pflanzen im Gegenſatz von den Thieren zu charakteriſiren, die Pflanzen haben die Eingeweide nach außen. Lieſt man den vorſtehenden langen Titel, ſo wird man verſucht, jene Charakteriſtik der Pflanzen auf Hugo's Buch anzuwenden. Nach Verhältniß dieſes langen Titels iſt das Buch ſehr kurz; nicht etwa kurz und reich bei gedrängter Darſtellung, ſondern kurz und arm; ſehr arm und dürftig, trotz der einunddreißig aufgeführten Männer, welche zu demſelben beigeſteuert haben ſollen und der andern ungenannten Wohlthäter. Ein ſolcher Titel nimmt ſich aus, wie die Aufſchrift manches Pariſer Ladenſchildes, welche durch Länge und grelle Farben der Buchſtaben gern alle überbieten, durch ſolch Fortissime vor allen andern in die Augen fallen möchte. — Daß Hugo's Buch in Frankreich Glück machte, darf uns nicht wundern. Die Worte Napoleons an ſeinen Sohn: „Alles für das franzöſiſche Volk" ſind das Motto des franzöſiſchen Originals; die maaßloſeſte,

unglaublichſte Vergötterung Napoleons charakteriſirt es; eine Vergötterung, durch welche ſich zuletzt jeder Franzoſe vergöttert fühlt, als ein lebendiges Glied des Leibes, deſſen Haupt der Kaiſer war. Hören wir nur den Anfang des Buches:

„Die berühmteſten Namen alter und neuer Zeit erbleichen vor dem Namen Napoleon. Kann wohl irgend einer der groſſen Männer, welche bis jetzt bei allen Vergleichungen genannt wurden, mit dem Manne des neunzehnten Jahrhunderts paralleliſirt werden? Alexander, Hannibal, Cäſar, Mahomet, Karl der Groſſe, Heinrich IV. und Cromwell, was ſind ſie im Vergleich mit dem General der Armee Italiens, dem Eroberer Aegyptens, dem Gründer des franzöſiſchen Kaiſerreichs, dem Beſieger des civiliſirten Europa? Napoleon, jedem einzelnen dieſer Männer durch die Eigenſchaft ſelbſt überlegen, welche deſſen Ruhm macht, übertrifft ſie noch dadurch, daß er in ſeiner Perſon die andern groſſen Eigenſchaften vereinigt, welche ihnen fehlten. Er kann es bei einer Vergleichung mit allen dieſen berühmten Königen, dieſen gefeierten Feldherren, dieſen weiſen Geſetzgebern zuſammen aufnehmen, er allein verdunkelt alle.“ *

Dieſer brillanten Ouvertüre entſpricht die ganze Compoſition; nach Hugo war nicht der kleinſte Flecken an Napoleon,

---

* Es iſt nöthig dieſe Stelle nach dem Original mitzutheilen, um ſo mehr, als ſie in Schäfers Ueberſetzung fehlt. „Les noms les plus illustres des temps anciens et des temps modernes pâlissent devant celui de Napoléon. Aucun des grands hommes qui jusqu'a présent ont été le sujet de toutes les comparaisons, peut-il être mis en parallèle avec l'homme du XIX. siècle? Alexandre, Annibal, Cesar, Mahomet, Charlemagne, Henri IV. et Cromwell, que sont-ils auprès du général de l'armée d'Italie, du conquérant de l'Egypte, du fondateur de l'empire français, du vainqueur de l'Europe civilisée? Napoléon, supérieur à chacun d'eux, par la qualité même qui fait leur gloire, l'emporte encore par la réunion en sa personne des autres grandes qualités qui leur ont manqué. Il pourrait soutenir la comparaison avec ces rois fameux, ces illustres capitaines, ces sages législateurs, tous réunis; à lui seul il les éclipse tous.“

Man hat ihm, ſagt er, einen unmäßigen Ehrgeiz vorgeworfen. „Sein Ehrgeiz, antwortet er, war immer, Frankreich größer, mächtiger, es zur erſten Nation der Welt zu machen. Ich will, ſo hat er ſelbſt geſagt, daß der Titel: Franzoſe, der ſchönſte, wünſchenswertheſte und geachtetſte auf der Erde ſey.“ Wie ſollte ein Franzoſe dem Kaiſer einen Ehrgeiz der Art zum Vorwurfe machen? Eben ſo weiſt Hugo die Anklage: Napoleon ſey ein Deſpot geweſen, zurück; ja er will ſogar die Behauptung nicht gelten laſſen, daß derſelbe eine Vorliebe für den Krieg gehabt, und ſagt: „Hören wir hierüber einen Bruder des Kaiſers, den, welchen er am meiſten liebte ... Joſeph Napoleon.“ Der Verfaſſer verzeihe, wenn wir ihn hier unterbrechen. Napoleon ſelbſt erzählt von ſich dieſes: „In meiner Kindheit war ich äußerſt eigenſinnig. Ich war ſtreitſüchtig, ſtörriſch, fürchtete niemanden; ich ſchlug den, kratzte jenen, machte mich der ganzen Familie furchtbar. Mit meinem Bruder Joſeph lebte ich am öfteſten im Unfrieden, ich ſchlug, biß, ſchimpfte ihn.“* Alſo dieſer Joſeph, welchen Napoleon vor allen ſeinen Brüdern liebte, bezeugt deſſen Friedensliebe und ſagt: „Alle Dokumente, welche ich in Händen habe, beweiſen, daß Napoleon immer den Frieden gewollt. Zuweilen mußte Napoleon angreifen, um ſich zu vertheidigen.“ (!) Auch die leibliche Schönheit Napoleons preiſt Hugo. „Er hatte, ſagt er, Hände und Füße von außerordentlicher Feinheit.“ Wer den Kaiſer Napoleon nicht ſah, hätte wohl eher gemeint, er habe eiſerne Fäuſte und Cäſars die Welt beſchreitende Coloſſusbeine gehabt. Früher mager, ward er in ſpäteren Jahren ſtärker. „Dieſe Beleibtheit (embonpoint), ſagt der Verfaſſer, nahm in der Folge auf St. Helena zu, was ſich ohne Zweifel durch den Mangel an Bewegung und Freiheit erklärt. Doch konnte auch das Bewußtſeyn ſeiner reinen Abſichten und der Frieden ſeiner Erinnerungen dazu beitragen.“** „Sein Lob, fährt Hugo fort,

* Geſchichte Napoleons von Hazlitt. 1. 4.

** Cependant la conscience des intentions pures et la calme des souvenirs ont pu aussi y contribuer.

iſt gegenwärtig in aller Mund. — Endlich iſt ſeinem Charakter, ſeinem Genie und ſeinen Handlungen eine ſo volle Gerechtigkeit zu Theil geworden, daß wir geglaubt haben, auf dem Titel dieſer Geſchichte den Beinamen „der Große“ unterdrücken zu können, welcher ihm längſt durch die Erkenntlichkeit und die Bewunderung der Völker zuerkannt wurde. Bedarf der glorreiche Name Napoleon irgend eines Epithets?“ —

Dieſe Charakteriſtik Napoleons charakteriſirt das ganze Werk Hugo's: es iſt eine Apotheoſe Napoleons — und des franzöſiſchen Volks. Was irgend die Glorie der Franzoſen und ihres Kaiſers verdunkelt, iſt im Verfolg der Geſchichte theils mit Stillſchweigen übergangen, theils ſo dargeſtellt, daß auch aus Finſterniß Licht wird.

Was bewog aber eine deutſche Buchhandlung, Hugo's franzöſiſches Original abdrucken zu laſſen; was bewog Herrn Schäfer, daſſelbe zu überſetzen, und was lockte ſo viele Deutſche, dieſes Buch zu kaufen, wiewohl es den Napoleon und Frankreich ausſchweifend erhebt und in gleichem Maaße Deutſchland und ſeine Fürſten herabwürdigt und verleumdet? Wenn jemand etwa eine deutſche Lebensgeſchichte Blüchers ins Franzöſiſche überſetzte, würde ſeine Arbeit wohl in Frankreich ſolches Glück machen? So gewiß nicht, daß es keinem Franzoſen je einfallen würde, eine ſolche Arbeit zu unternehmen, er müßte denn durch Anmerkungen den Text ſeines Originals widerlegen wollen.

Aber iſt das nicht vielleicht gerade die Abſicht des deutſchen Ueberſetzers und Bearbeiters? Tritt doch Herr Schäfer in einer, ſeiner Ueberſetzung vorgeſetzten Abhandlung „über Hugo's Geſchichte Napoleons“ gegen das überſetzte Werk auf. Er nennt den Verfaſſer einen einſeitigen Lobredner Napoleons und eifert gegen die, auf militäriſche Großthaten ſtolze franzöſiſche Nationalgeſinnung. Darauf wendet er ſich gegen Napoleon ſelbſt, und will hiedurch das von Hugo beſtochene Urtheil der Leſer berichtigen.

„Die franzöſiſche Revolution, ſagt er, war eine der großartigſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte, die ſegensreiche Morgenröthe einer beſſern politiſchen Zukunft Europa's, ein glorreicher

Anfang der politiſchen Welterlöſung." Anſtatt daß nun Napoleon „nach keiner andern Ehre hätte trachten ſollen, als nach der eines Präſidenten oder Conſuls der franzöſiſchen Republik," anſtatt „an der Spitze der Republik, Frankreich mit Republiken zu umgeben" und „die politiſche Ordnung Europa's durch Verbreitung der Freiheit zu untergraben," vernichtete er durch Annahme der Kaiſerwürde die innere Freiheit Frankreichs, und wandte zugleich kriegsluſtig ſeinen Deſpotismus gegen das Ausland. „Seinem Deſpotismus, ſagt Herr Schäfer weiter, hat Frankreich es hauptſächlich zu verdanken, daß es gegenwärtig, nach ſo vielen Kämpfen und Leiden, faſt auf demſelben Punkte wieder ſteht, auf welchem es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts geſtanden iſt, nämlich bei der ſogenannten repräſentativen Monarchie, dieſer albernen Zuſammenleimung heterogener Elemente, welche dem alten Deſpotismus, ſtatt dieſen in die Rumpelkammer der Antiquitäten nach Gebühr zu verweiſen, einige liberale Fetzen umhängt, um ihn dem Gaumen einer vorgerückten Cultur etwas genießbarer zu machen, und die höchſtens als eine Parodie der Freiheit erſcheinen kann. Seinem Deſpotismus hat Europa es größtentheils zu danken, daß es annoch, trotz ſeiner Bildung und Aufklärung, in politiſche Barbarei verſunken iſt, und noch nicht einmal die erſten Elemente einer vernünftigen Staatsordnung, die Grundbedingungen alles Fortſchritts, aller Wohlfahrt und aller guten Geſetze errungen hat, ich meine die allgemeine Theilnahme aller Bürger an der Geſetzgebung, nach der Hauptgrundlage alles geſellſchaftlichen Zuſammenlebens „Vota majora valent," ſo wie die Unterordnung der Geſetzesvollſtreckung, als einer bezahlten, der Geſellſchaft dienenden und verantwortlichen Gewalt, unter die ſouveräne Geſetzgebung des Volks, zwei Anordnungen, welche den Eintritt eines Volkes in das Gebiet der politiſchen Civiliſation bezeichnen."

Das wäre nun Herrn Schäfers Gegengift gegen die Verführung zum Napoleonsdienſt, ein Gegengift, welches zuletzt ſchädlicher auf die ſittliche Organiſation wirken möchte, als das Gift ſelbſt; um ſo mehr, als gerade das, was der Vorredner

dem Kaiser zum Verbrechen macht, daß er nämlich den Bienenmantel umnahm, und ein neuer einigender Weisel des anarchisch schwärmenden Volkes ward, mit Recht als Napoleons größtes Verdienst betrachtet werden dürfte.

Es lohnt kaum, gegen Herrn Schäfers wirklich abgenutzte Raisonnements etwas zu sagen, da das Leben, welches besser lehrt als „Redner und Buch," längst über dieselben den Stab gebrochen hat. Wir haben in den letzten fünfzig Jahren so viele Völker nicht blos in absoluten und constitutionellen Monarchien revolutioniren und mit verbundenen Augen nach der Freiheit herumtappen sehen; nein, auch in Aristokratien, ja in solchen demokratischen Republiken, in denen vota majora valent. So wenig wird die Freiheit durch Staatsformen allein garantirt; sie muß auf einem andern, den meisten Liberalen ganz unbekannten, Felde und mit ganz andern Waffen errungen werden. —

Aus dem Gesagten haben wir Hugo's und Schäfers politische Ansichten kennen gelernt. Herr Elsner, welcher auf dem Titel als Umarbeiter des Hugo'schen Werkes genannt ist, scheint mit Herrn Schäfer gleicher politischer Confession zu seyn. Seine Umarbeitung dürfte vornehmlich darin bestehen, daß er aus andern Schriftstellern ganze Stücke entnommen, und wie sie waren, in das Werk eingeschaltet hat. So sind z. B. die Stellen S. 518, 520, 522, 541 aus Mignet histoire de la revolution française wörtlich übersetzt, Stellen, welche wiederum durchaus im französischen Geist und Interesse, und zum Theil entschieden feindselig gegen das deutsche Vaterland gerichtet sind. Das, was von dem deutschen Umarbeiter vor Allem erwartet werden konnte, ward von ihm gar nicht geleistet, nämlich ein Berichtigen unzähliger historischer Unrichtigkeiten Hugo's. Wir wollen von diesen einige Proben geben, welche wir aus der Kriegsgeschichte der ersten drei Monate des Jahres 1814 entnehmen. —

Es heißt (S. 524): Napoleon „siegte (während dieser Zeit) in allen Schlachten, die er persönlich leitete, seinen Unterfeldherrn

aber war das Glück oft abhold." Abgesehen von dem zweideutigen Treffen von Brienne (29. Januar), von welchem wir sogleich mehr sagen wollen, verlor ja Napoleon zwei Hauptschlachten in Person, nämlich am 1. Februar die von La Rothiere, bei welcher ihm das Pferd unterm Leib erschossen ward, und am 9. und 10. März die von Laon. — Jenes Treffen von Brienne erzählt Hugo (S. 524) so:

„Nachdem Napoleon bei S. Dizier eine feindliche Vorhut geworfen hatte, griff er schon am 29. (Januar) Blücher in der schönen Stellung von Brienne an und schlug ihn aufs Haupt. Während des Treffens wäre der preußische Marschall beinahe in die Hände der Franzosen gefallen; ein Offizier seines Generalstabes, der Neffe des Fürsten von Hardenberg, ersten Ministers des Königs Friedrich Wilhelm, wurde an seiner Seite gefangen genommen."

Diese Erzählung bedarf Wort für Wort der Berichtigung. Das Schloß Brienne, dasselbe, in welchem Napoleon vier Jahre als Schüler eines Militärinstituts verlebte, liegt auf der Höhe eines langgestreckten Hügels, an dessen Fuße sich das Städtchen Brienne hinzieht. Als Napoleon am 29. Januar 1814 nach Verlauf mehrerer Monate zum ersten Male wieder in Person gegen den Feldmarschall Blücher anrückte, ließ dieser die Stadt Brienne durch den russischen General Alsusiew besetzen, dessen Corps hier den linken an den Schloßberg angelehnten Flügel des Schlesischen Heeres bildete, während der rechte Flügel sich in eine Ebene ausdehnte. Zu letzterm Flügel begab sich Nachmittags Blücher und griff gegen Abend mit einer Kavalleriemasse vier Batterien des linken französischen Flügels an, welche Brienne mit Granaten beschossen. Der Angriff glückte, so daß den Franzosen acht Kanonen genommen wurden. Der Feldmarschall ritt nun mit seinem Generalstabe um die brennende Stadt herum, und an der linken Seite des Berges zum Schlosse hinauf. Man saß ab; Blücher und Gneisenau gingen in das Schloß, der Commandant des Hauptquartiers, Graf Hardenberg mit einem andern Offiziere — irren wir nicht, so hieß er Zobel — in

die brennende Stadt hinunter, um löschen zu helfen. Es war dunkel geworden, nur der Brand der Stadt erhellte ſchwach das Schloß und den Schloßberg. Neben dem Hauptgebäude des Schloſſes ſteht abgeſondert ein kleineres Nebengebäude; plötzlich fielen hinter dieſem von verſteckten Feinden Schüſſe in die Schloßfenſter hinein. Blücher und Gneiſenau, deren Pferde glücklicher Weiſe noch zur Hand waren, warfen ſich ſogleich auf dieſelben; Graf Schwerin, deſſen Pferd fortgebracht war, hätte zu Fuß gehen müſſen, wofern der Lieutenant Geisler ihm nicht das ſeinige abgetreten. Man ritt nun den Weg zur Stadt hinab, welcher an ein Gitterthor führt, um ſich zu Alſuſiews Truppen zu begeben. Glücklicherweiſe erkannte man durch das Gitter hindurch franzöſiſche Soldaten in der vom Brande erhellten Straße, ohne von ihnen erkannt zu werden; ſchweigend und ſtill wandte man ſich rechts und gewann das Freie. Da traf man im Dunkeln den General Sacken, welcher, auch in der Meinung, Brienne ſey von den Ruſſen beſetzt, hineinritt; ſein Adjutant ward neben ihm vom Pferde geſchoſſen, und der General entkam mit Mühe. — Das Räthſel löste ſich ſo: Alſuſiew war vom Feinde aus Brienne herausgeworfen; der Offizier, welcher dies dem Feldmarſchall melden ſollte, verfehlte ihn, Hardenberg und ſein Begleiter wurden im brennenden Brienne, dem ſie wohlwollend zu Hülfe eilten, von den Franzoſen gefangen. Aus der Stadt waren feindliche Soldaten auf einem Seitenwege (von der rechten Seite her) zum Schloß hinaufgeſchlichen, ſie ſchoßen in die Schloßfenſter und nahmen das Schloß, nachdem Blücher es verlaſſen; im Kampfe mit ihnen blieb der Hauptmann von Heiden, welcher die Stabswache befehligte. —

Es ergibt ſich aus dieſer Erzählung, daß Hugo mit Unrecht ſagt: Blücher ſey bei Brienne von Napoleon aufs Haupt geſchlagen worden (Napoléon le battit complètement), er habe eine Niederlage (défaite) erlitten. Ward gleich Alſuſiew aus ſeiner Stellung getrieben, ſo hatte dagegen Blücher auf dem rechten Flügel entſchieden geſiegt. Eben ſo unrichtig iſt es, daß der Feldmarſchall während des Treffens beinahe in die Hände

der Franzoſen gefallen, und endlich daß Graf Hardenberg an ſeiner Seite gefangen worden ſey. Ueberdies verſchweigt Hugo, daß Napoleon am Tage des Treffens in ähnlicher Gefahr, wie Blücher geweſen ſeyn ſoll, da er bei Maizieres nur durch die Hülfe des General Corbineau aus den Händen der Koſaken befreit wurde. — Man ſchließe aus der Unrichtigkeit dieſer Erzählung auf Hugo's Zuverläßigkeit.

„Die Ankunft des Fürſten Schwarzenberg mit der großen öſterreichiſchen Armee, fährt nun der Verfaſſer fort, gab den Verbündeten drei Tage nachher (bei la Rothiere) die Oberhand wieder und dieſer durch den Verluſt von 6000 (?) Mann erkaufte Succeß tröſtete ſie über die Niederlage von Brienne."

Wenn Hugo das Gefecht von Brienne unwahr als ein von den Franzoſen gewonnenes bedeutendes Treffen darſtellt, ſo erwähnt er hier nur ganz kurz * die wichtige Schlacht von la Rothiere als einen von den Alliirten theuer erkauften Succeß. Es ward aber in dieſer Schlacht ein vollſtändiger Sieg über die von Napoleon ſelbſt befehligten Franzoſen erfochten, wobei ſich die Bayern unter Wrede's, die Württemberger unter ihres Kronprinzen Anführung glänzend auszeichneten.

Mit dem 11. Februar 1814 wandte ſich der Sieg auf einige Tage dem Kaiſer Napoleon zu. Die Erzählung der Schlachten dieſer Tage beginnt Hugo mit folgenden Worten: (S. 526) „Kleber hatte den brittiſchen Wortbruch einſt durch den Sieg bei Heliopolis beantwortet. Wenige Tage nachdem die verbündeten Souveräne ihr gegebenes Wort zurückgenommen hatten, richtete der Kaiſer, an der Marne manövrirend, Blüchers Heer in fünf verſchiedenen Treffen zu Grunde." — Und der deutſche Ueberſetzer ſchweigt hiezu! Nachdem Hugo Sackens und Yorks Verluſte erzählt hat, fährt er fort: „Blücher hatte die Trümmer Sackens und Yorks geſammelt, und die Corps der

* Wie weitläufig beſchreibt der Verfaſſer dagegen die Schlachten, in welchen Napoleon ſiegt. So nimmt z. B. die Beſchreibung der Schlacht von Dresden fünf Seiten, die der Schlacht von Auſterlitz zehn Seiten ein.

Generale Kleist und Langeron an sich gezogen. Er wurde den 14. zu Vau-Champs angegriffen, und trotz seines hartnäckigen Widerstandes geworfen. Die französische Reiterei verfolgte ihn bis Etoges. In diesen beiden (?) Gefechten verlor er noch 10,000 Mann, 10 Fahnen und 5 Kanonen. So wurde das Heer von Schlesien in vier Tagen völlig geschlagen und zerrüttet."

Zur Berichtigung diene, daß Blücher keine Truppen vom Sacken'schen und York'schen Corps an sich gezogen hatte, erst einige Tage später stießen diese bei Chalons zu ihm; vom Langeron'schen Corps war nur die Division Kapzewitsch mit ihm. An der Spitze von 20,000 Mann kämpfte er mit dem doppelt so starken Heere Napoleons, die französische Kavallerie insbesondere war der preußischen um das Dreifache überlegen. Preußische Berichte geben den Verlust nicht auf 10,000, sondern nur auf 5 bis 6000 Mann an. Geschlagen wärd das schlesische Heer bei Champaubert, aber nichts weniger als zerrüttet (desorganisé). Ein französisches Bülletin hatte in noch weit stärkern Ausdrücken den Zustand dieses Heeres als eine völlige Vernichtung geschildert. Nachdem alle Corps desselben sich in Chalons vereinigt und erholt hatten, und nun wieder vorwärts gingen, da fanden sie aller Orten, z. B. in la Ferté sous Jouarre jenes Bülletin im größesten Format an den Straßenecken, und überzeugten die bestürzten französischen Einwohner durch ihr Erscheinen von dem Uebertriebenen des Anschlags. Wiewohl die Schlacht von Champaubert für die Preußen ganz verloren war, so würde eine treue Schilderung derselben nur ehrenvoll für sie seyn. Es befand sich damals im Blücher'schen Hauptquartier ein seltsamer Engländer, ein langer hagerer Mann im abgetragenen Ueberrock, auf dem Pferde hängend, die Zehen abwärts. Mit einem großen Stock beschrieb er reitend in der Luft Kreise; er sprach sehr wenig; sein langes gegerbtes Gesicht glich dem des Mannes, „der niemals lachet noch weinet." Napoleon in seinem Grimm nannte es später „ein wahres Galgengesicht" — es war das Gesicht des Mannes, welcher ihn sieben Jahre später auf St. Helena begrub, Hudson Lowe's. Am Tage von Champaubert ward

dieſer Unveränderliche von Enthuſiasmus ergriffen, und ſchrieb einen ſehr getreuen, an General Stuart gerichteten, Bericht über die Schlacht. Je manque de termes, heißt es in demſelben, pour exprimer mon admiration de l'intrépidité et de la discipline des troupes. Dieſe deſperate Schlacht folgte dem Uebermuthe einer frevelhaften Einladung auf dem Fuße. Blücher war während des Rückzuges verzweifelt grimmig; ihm, dem Marſchall Vorwärts, war das „Rückwärts, rückwärts ſtolzer Cid" ein widernatürlicher Gräuel. Von Janvilliers bis Etoges, vier Stunden Weges, zog ſich dieſe lange Rückzugsſchlacht. Der größte verhängnißvollſte Moment war es, als der alte Feldherr mit ſeinem Gneiſenau, mit Prinz Auguſt Ferdinand, Kleiſt, Grollmann, dem jüngern Scharnhorſt, Oppen u. a. bei Champaubert neben der Chauſſee hielt, auf welcher der Zug der Artillerie ſtockte. Große Maſſen franzöſiſcher Kavallerie hatten nämlich auf den Flanken des retirirenden Heeres einen Vorſprung gewonnen, und ſich quer über die Chauſſee aufgeſtellt. Durch dieſe Maſſen mußte man ſich den Weg bahnen oder ſich ergeben. Da zog der tapfere Prinz Auguſt den Degen und rief: lieber wollen wir uns alle niederhauen laſſen, als uns ergeben; an der Spitze preußiſcher InfanterieQuarrés, von einer ruſſiſchen Batterie unterſtützt, ſchlug man ſich nun durch die franzöſiſche Kavallerie bis an den Wald von Etoges durch. —

Bald wendete ſich der Sieg wieder auf die Seite der Alliirten; entſchieden bei Laon am 9. und 10. März. Durch einen nächtlichen Angriff Yorks wurden die Corps von Marmont und Arrighi gänzlich geſchlagen, 46 Kanonen und 50 Munitionswagen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Niemand hat, unſres Wiſſens, jenen preußiſchen Sieg in Zweifel geſtellt; wie gedenkt Hugo deſſelben? Er ſagt: (S. 531) „der Sieg bei Craonne, **der blutige Kampf bei Laon** und der zu Rheims, **verſetzten Blüchern in der That harte Streiche**" (portèrent de rudes coups au général ennemi).*

* Herr Evorſchil hat des Engländers Hazlitt „Geſchichte Napoleons" ins Deutſche überſetzt. In dieſer Geſchichte (Th. 2. 298) wird

Iſt der Grundton eines Buches Unwahrheit, ſo kann es nicht fehlen, daß es voller einzelner Unwahrheiten iſt. —

Wir haben des Ueberſetzers politiſche Anſichten ſchon kennen gelernt, inſonderheit ſeine radicale Polemik gegen Napoleon. Bei dieſer Polemik könnte es faſt unbegreiflich ſcheinen, warum er ſich die Mühe nahm, das vorliegende Werk zu überſetzen, wenn nicht ein Wort Hugo's Herrn Schäfers Sympathie mit dem Werke und mit deſſen Helden motivirte. Hugo ſagt nämlich: Napoleon, welcher durch die Umſtände an die Spitze der Männer der Zukunft geſtellt war und die Vertheidiger des Vergangenen bekämpfte (Napoléon, placé par les circonstances à la tête des hommes de l'avenir, combattant les defenseurs du passé).

Zu den Männern der Zukunft zählt ſich nun der liberale Ueberſetzer, und in ſo fern erkennt und verehrt er ſelbſt im Kaiſer Napoleon ſeinen Anführer. — Zwei obſcure hoffnungsvolle

---

erzählt, wie Napoleon nach den Schlachten von Leipzig und Hanau am 9. November 1813 nach Paris zurückgekehrt ſey. Damals, ſagt Hazlitt, „war ganz Frankreich verpflichtet ſich wie ein Mann zu erheben, um nicht nur die eigene Ehre und Unabhängigkeit, ſondern auch die beſchimpfte Freiheit und Menſchheit zu vertheidigen.“ Das wird zur Charakteriſtik des Buches hinreichen, und zum Beweiſe, daß deſſen Verfaſſer nicht für die Alliirten Partei nimmt. Er erzählt von der Schlacht bei Laon: „Eben hatte Napoleon ſeine Stiefeln angezogen und nach ſeinem Pferde verlangt, als zwei dementirte Dragoner vor ihn gebracht wurden. Sie meldeten, daß ſie nur durch ein Wunder dem Hurrah des Feindes während der Nacht in den Bivouaks des Herzogs von Ragusa entgangen wären, und daß dort alles verloren wäre. Dieſe Nachricht beſtätigte ſich bald, und Marmont, den man todt ſagte, war auf der Straße von Rheims und bemühte ſich, ſeine Truppen wieder zu ſammeln. Dieſes Ereigniß machte das Maaß der Unfälle, welche Napoleons Pläne ſeit einiger Zeit durchkreuzt hatten, voll: daſſelbe war eine Art von Dreiſtigkeit der feindlichen Generale, (beſonders des tapfern Prinzen Wilhelm von Preußen) unterſtützt durch die Mehrzahl und durch verſchiedene Umſtände.“ — Nicht durch Napoleons Kanonen, ſondern durch eine verkehrte Unterſchrift hätten die Alliirten in jenen Tagen „einen harten Streich“ erleiden können.

junge Leute gaben vor etwa dreißig Jahren eine Zeitſchrift heraus, unter der pſeudonymen Firma „Gebrüder Werden.“ Ein Schalk richtete ein Sonett an dieſe, worin es hieß:

Weil wir nichts ſind, ſo nennen wir uns Werden.

Dieſe Zeile dürfte die meiſten Glieder der großen Familie „Werden,“ dieſer Männer der Zukunft charakteriſiren, denen wir mit dem Dichter zurufen:

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unſre Zukunft gründen.

Wie in der Zeit, ſo fehlt den Menſchen von dieſer Geſinnung auch eine lebendige Gegenwart im Raume, ein theures Vaterland, das ſie herzlich und treu liebten. — Es iſt ihnen in der Heimath nicht heimlich. So wie leere, unzufriedene, liebloſe Hausväter keine Freude an und in ihrem Hauſe haben, und nur unter großen lärmenden Haufen ſich miſerabel wohl fühlen; ſo haben dieſe radicalen, unzufriedenen deutſchen Kosmopoliten keine Freude am Vaterlande, ſondern wenden ihre Blicke in die Fremde, beſonders nach Frankreich und Nordamerika, als ſey dort das Paradies zu finden.

Wären die HH. Elsner und Schäfer nicht ſolche heimathloſe Kosmopoliten, wie hätten ſie doch, wir fragen noch einmal, ein Werk herausgeben können, welches von Haß gegen Deutſchland überfließt; wie hätten ſie gefühllos für Ehre und Schande, Glück und Unglück ihres Vaterlandes, die ſchmachvollſten Schmähungen gegen Deutſchland, für Deutſche überſetzen können, ohne zu erröthen und eine Miene zu verziehen? Doch dieſe Vaterlandsverächter hatten daran nicht genug, ſie überbieten Hugo's Vergötterung Frankreichs und Herabwürdigung Deutſchlands durch Zuſätze. So fügen ſie, nach Erzählung des Tilſiter Friedens, hinzu:

„Napoleons immer noch gelindes Verfahren gegen Preußen kommt mehr auf Rechnung ſeiner Großmuth als ſeiner Staatsklugheit; denn wie konnte ihm entgehen, daß er ſich im Könige von Preußen höchſtens einen falſchen Freund, wo nicht einen

heimlichen Feind erwarb? Aber Napoleon war bereits irre geworden an ſeiner welthiſtoriſchen Sendung, und ſtatt großartige neue Schöpfungen hervorzurufen, begnügte er ſich mit einer gewöhnlichen Länderbeute. — Er vergaß die Nationalitäten und beachtete alte Regentenfamilien mit ihren hiſtoriſchen Anrechten. — Er hatte ſich, undankbar, von ſeiner Mutter der Revolution (der Sycorax?) losgeriſſen."

Seite 506 rührt die Ueberſchrift: „der ſogenannte deutſche Befreiungskrieg" nicht von dem franzöſiſchen Verfaſſer, ſondern vom deutſchen Umarbeiter her. Was meint er mit dieſem zweideutigen Ausdruck? .... Auch Verſe hat dieſer Mann über die Kapitel geſetzt, der eingefleiſchteſte Franzoſe hätte ſie nicht anders gewählt. Ueber das einundzwanzigſte Kapitel, welches den Feldzug von 1809 befaßt, ſteht:

T'en souviens tu qu'aux champs de l'Allemagne
Nos bataillons arrivant impromptu
En quatre jours ont fait une campagne,
Dis-moi, soldat, dis-moi t'en souviens tu?

Und vor das ſechsundzwanzigſte Kapitel, welches den zweiten Feldzug des Jahres 1813 begreift, ſetzte der Umarbeiter folgende Zeilen von Veranger:

Reine du monde, ô France, ô ma patrie!
Soulève enfin ton front cicatrisé.
Sans qu'à tes yeux leur gloire en soit flétrie
De tes enfans l'étendard s'est brisé.
Quand la Fortune outrageait leur vaillance
Quand de tes mains tombait ton sceptre d'or,
Tes ennemis disaient encor:
Honneur aux enfans de la France.

Eine ſolche Impietät gegen das Vaterland richtet ſich ſelbſt; ſie muß ſogar jeden rechtlichen Franzoſen empören.

Ein Werk nun, das von wahrhaften Feinden Deutſchlands verfaßt, überſetzt, umgearbeitet iſt, und dieſe Feindſchaft auf jeder Seite offen zur Schau trägt, ein ſolches Werk hat dennoch in Deutſchland Anklang und Beifall gefunden, es hat bereits

die dritte Auflage erlebt. Wie soll man sich diesen heillosen, widernatürlichen Beifall erklären? Ist denn die Liebe zum Vaterlande bei so vielen Deutschen ganz erloschen, haben sie diese Liebe thöricht gegen eine eiskalte, herzlose Leidenschaft für hohle, abstrakte, kosmopolitische Ideale hingegeben — was hat sie bezaubert? — Haben sie denn nichts, gar nichts in der harten Schule des geplagtesten Lebens gelernt, haben sie alles vergessen, alle Schmach, allen Druck, ja alle teuflischen Versuchungen und Anfechtungen jener entsetzlichen Jahre der Knechtschaft? Oder sind sie zu jung, daß ihr Gedächtniß nicht in jene Zeit zurückreicht? Wahrlich, wer diese Zeit mit durchlebt hat, der kann unmöglich den Krieg von 1813 — 15 den „sogenannten Befreiungskrieg" nennen! Ja, es war ein Befreiungskrieg im tiefsten Sinne des Wortes; nicht blos von leiblicher, irdischer Knechtschaft befreite er, sondern von einer weit heillosern, tief verderblichen, geistigen. Darum sang Körner begeistert:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg. —

Es war ein heiliger Krieg, weil er aufopfernd zur Rettung des Heiligsten geführt ward; darum durften auch die Deutschen aus vollem Herzen Gott danken und ihm die Ehre geben, wenn er die Arbeit ihrer Schwerter segnete. So nach dem Siege an der Katzbach. Damals richtete Blücher folgende Worte an sein siegreiches Heer: Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die Ihr der Andacht weihet. Dann suchet Euern Feind aufs Neue auf! — Und wie bei dem ersten Siege, so geschah es bis zum letzten. Als der Held Gneisenau nach der Schlacht von Belle Alliance unermüdet und rastlos den Feind in der Nacht verfolgte, hielt er plötzlich still, und sagte zu seinem

Begleiter: man ſolle „Nun danket alle Gott“ ſingen. Er gab es nur auf, weil bei einer Verfolgung, die wie ein Sturmwind fortbrauſte, der Geſang unmöglich war.

Wer nur von dem wilden Huſarenleben Blüchers gehört hat, dürfte ſich über die aufrichtigen Aeußerungen ſeiner Frömmigkeit wundern, doch mit Unrecht. Eine ächte Demuth, eine entſchiedene Verachtung alles eitlen Scheinens war ein Grundzug ſeines Charakters. Wer aber nicht Ehre bei Menſchen ſucht, der hat ſeine Luſt daran, Gott die Ehre zu geben. Als man den alten ſiegreichen Helden im Jahre 1814 in England vergötterte, ſagte er: Ich muß über mich ſelbſt wachen, daß ich nicht zum Narren werde. Ein anderesmal ward er der ihm gehaltenen Lobrede überdrüſſig, und erwiederte kurz: Was iſts, das Ihr rühmt? Es iſt meine Verwegenheit, Gneiſenau's Beſonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit. —

Jener ernſte, heilige Charakter des deutſchen Befreiungskrieges tritt noch klarer ins Licht, wenn wir mit ihm ſeinen vollen Gegenſatz: die Geſinnung des franzöſiſchen napoleoniſchen Heeres und ſeiner Generäle vergleichen. Ruhmliebe war das ausgeſprochene Motiv aller glänzenden Thaten, aller Aufopferung dieſes Heeres. Man leſe die Beſchreibung der Feſte, welche Paris dem mit ſeiner Armee im Jahre 1807 zurückgekehrten Kaiſer gab, man leſe die Reden, welche damals gehalten wurden. „Unſterblicher Dank“ wird gebracht „der großen unbeſieglichen Armee,“ den „Helden, deren Namen auf Marmor und Erz der fernſten Nachwelt hinterlaſſen werden“ u. ſ. f. Welch' ein Ueberfluß von Dank, Ruhm, Lob — wir leſen aber nicht, daß die Ehrgierigen von dieſem Ueberfluß auch nur die kleinſte Libation dem „Herrn der Heerſchaaren“ gebracht hätten. Da ich zur Zeit mehrerer Siege der Franzoſen in Paris war, hörte ich bei dieſen Gelegenheiten wohl den Kanonendonner beim Dôme des Invalides, von einem kirchlichen Te deum vernahm ich nichts. Zum erſtenmale, ſeitdem Napoleon Krieg führte, wurden am 30. Januar 1814 in Paris allgemeine Gebete um Waffenglück gehalten, dann

erſt, als die Noth wuchs und die feindlichen Heere wie Meeres wegen Frankreich überflutheten.

Das Leſen der Hugo-Elsner'ſchen Geſchichte wirkt wie böſe, giftige Nebel, wir ſehnen uns nach freier Luft und blauem Himmel. Dieſe Sehnſucht erquickt und erfriſcht ſich durch die Erinnerung an jene große Zeit, da Eine Liebe, Eine Begeiſterung alle Deutſche innig vereinigte, ſtärkte, befreite.

Möchte doch ein treuer Mann, der Freude und Leid ſeines deutſchen Vaterlandes ſeit dem Auftreten Napoleons mit erlebte, im tiefſten Herzen mit empfand und von lebendiger Liebe getrieben, thätig zur Befreiung und Erneuung Deutſchlands mitwirkte, möchte er einfach und aufrichtig eine Geſchichte der letzten vierzig Jahre ſchreiben. Er ſollte nichts verſchönern, er ſollte die Thorheiten und Sünden unſers Volkes nicht verſchweigen, frei bekennen, wie Hoffahrt vor dem Falle kam — aber auch Gott die Ehre geben, daß er unſere Fäuſte ſtreiten gelehrt, daß er uns nach tiefer Demüthigung wieder groß gemacht, ſollte ihm danken für Jena wie für Leipzig.

Wir tragen wahrlich kein Verlangen, die Thaten der Deutſchen im unleidlichen ſchwülſtigen Style des Nationalſtolzes beſchrieben zu ſehn, und ſehnen uns nach keinem Geſchichtswerke, welches auf dieſelbe Weiſe Deutſchland und ſeine Helden vergötterte, wie Hugo's Buch Frankreich und Napoleon vergöttert. Iſt der Stolz jedes einzelnen Menſchen, die bornirte liebloſe Selbſterhebung und Ueberhebung über andere Menſchen etwas höchſt Widerwärtiges, ſo iſt der Stolz eines ganzen Volkes, ſeine bornirte und liebloſe Selbſtüberhebung über andere Völker doppelt widerwärtig und ekelhaft. — Man verwechſle aber nicht die ächte Nationalbeſcheidenheit mit jener ſich wegwerfenden — wir haben kein Wort dafür — welche ein Buch wie Hugo's, das aus grimmigem Haß gegen Deutſchland und blinder Leidenſchaft für Frankreich durch und durch unwahr iſt, den Deutſchen, insbeſondere der deutſchen Jugend aufdringt, damit dieſe daraus vaterländiſche Geſchichte lerne.

Die Verlagshandlung preist nun wirklich Hugo's Originalwerk an „um ſich im Ueberſetzen vom Franzöſiſchen ins Deutſche zu üben" — nicht wahr um beiläufig ſelbſt aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche überſetzt zu werden? „Es eignet ſich," fährt die Buchhändleranzeige fort, „ſehr für Schulen und zu einem Geſchenke für die Jugend." Hierauf die kurze Bemerkung: Wollte jemand in Frankreich etwa Körners Gedichte oder Görres rheiniſchen Merkur den Schulen und zu Geſchenken für die Jugend empfehlen, er würde gewiß nach Charenton gebracht, und ſo mancherlei Anſichten auch in Frankreich herrſchen, es würde ſich doch nicht eine Stimme für den Eingeſperrten vernehmen laſſen. Wie iſt es in Deutſchland? wie viele Stimmen haben wohl gegen die Verführer der deutſchen Jugend gewarnt? —

Werfen wir auch einen Blick auf die äußere Ausſtattung des Werks. Auf dem eleganten Umſchlage ſieht man vier N im Sternenkranz; es ſind dieſelben N, welche ſich in Paris aller Orten, beſonders am Louvre, fanden; nach der Eroberung von Paris verſchwanden ſie. Was ſieht man aber auf der Rückſeite zwiſchen dem obern und untern N? Es iſt das Kreuz, um welches ſich eine Paſſionsblume ſchlingt. Wie hat das Zeichen

Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,

wie hat es ſich hierher verirrt? Was ſoll die Paſſionsblume mit dem Namen des Dämons der Gewalt? Will man etwa das heilige Kreuz des ſtillen Friedensfürſten von Golgatha nehmen und es ſentimental auf das Grab des blutbeſpritzten, endlich ſtill gewordenen Kriegsfürſten unter Trauerweiden aufpflanzen?

Folgende Inſchrift auf dies Grab beſchließt — nicht das Original — ſondern die umgearbeitete Geſchichte Hugo's.

Hier liegt..... kein Name ſagts? — So mögt die Welt ihr fragen!
Sein Nam' in blut'ger Schrift rings ſteht er aufgetragen.

Von Kedars Felſenſtirn, bis an des Donez Strand,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Bruſt der Braven
Und in dem Herzen ſelbſt der feigen Schaar von Sklaven,
Die ſich ihm unterm Wagen wand.
Kein Menſchenname noch, den aller Ohren kennen,
Seit jenen großen Zween (!), die Jahre Jahren nennen,
Schwang mit Gewitterflug ſich je ſo weit hinaus;
Nie hat ein ird'ſcher Fuß, den ſonſt ein Hauch entrücket
Der Erde ſtärkre Spur im Gehen eingedrücket
Und — hier ging ſeine Wandrung aus!

Der Dichter, als ein umgekehrter Bileam, wollte ſegnen und mußte fluchen; er wollte loben, und weil er's nicht beſſer verſtand, ſprach er den furchtbarſten Tadel aus. Wir ſchlagen folgende ernſte Grabſchrift vor, welche mit der vorigen nicht gerade im Widerſpruche iſt; ſie iſt aus dem Propheten Jeſaias entnommen.

„Wehe aber dir du Verſtörer! Meinſt du, du werdeſt nicht verſtöret werden? Und du Verächter! meinſt du, man werde dich nicht verachten? Wenn du das Verſtören vollendet haſt, ſo wirſt du auch verſtöret werden; wenn du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man dich wieder verachten." —

„Wie iſt es mit dem Treiber ſo gar aus, und der Zins hat ein Ende. Der Herr hat die Ruthe der Gottloſen zerbrochen, die Ruthe der Herrſcher, welche die Völker ſchlug im Grimm ohne Aufhören und verfolgte ohne Barmherzigkeit. Nun ruht doch alle Welt und iſt ſtille und jauchzet fröhlich."

Wir würden über den „Mann des neunzehnten Jahrhunderts," welcher jetzt vor Gottes Gericht ſteht, ſchweigen; aber die, welche ihn wie ein blutiges Geſpenſt heraufbeſchwören, um verblendete Völker zu bezaubern, ſie zwingen uns zum Krieg gegen den Todten.

Gegen Frankreich hegen wir Deutſche wahrlich keinen Haß mehr, wir wünſchen ihm von Herzen den Segen einer ſichern,

feſtgegründeten, durch keine Böſewichter geſtörten Ruhe, den Segen des innern Friedens wie des äußern. Möge es das Seine thun, damit dieſer Friede erhalten werde; daß Deutſchland keinen Krieg, keine Eroberung wolle, iſt weltbekannt. — Möchte nur jedes Volk die andern Völker lieben, wie es ſich ſelbſt liebt; ſich ſelbſt aber auf die rechte gottgefällige Art lieben.

Der Dichter als Reisebeschreiber.

Der zweite Band von „Lamartine's Reise in den Orient" enthält die Beschreibung seines Aufenthalts in Palästina. Was hat die Geographie Palästina's durch diese Beschreibung für Gewinn? —

Diese Frage dürfte manchen sehr nüchtern und prosaisch dünken; und doch tritt sie gewiß dem ächten Dichter nicht im mindesten zu nahe, wofern ein Geograph dieselbe aufwirft, dem es nicht etwa bloß um ein Verzeichniß von Wegdistanzen, Berghöhen, um Tabellen über Ausfuhr, Einfuhr, Mortalität ꝛc. zu thun ist, sondern um ein treues, lebendiges, vollständiges Bild der Länder und Völker. Mit dem Fleiße eines Mosaikarbeiters componirt der Geograph ein solches Bild, zu welchem ihm vornämlich Reisebeschreiber die farbigen Stifte oder einzelne ausgeführte Partieen liefern, welche er zu einem schönen Ganzen zusammensetzt.

Wollte Herr v. Lamartine mit der Befugniß eines Dichters daheim ein zweites befreites Jerusalem schreiben, so würde es niemandem einfallen, sein Gedicht als eine geographische Quelle für Palästina anzusehn. Macht er sich aber auf, und besucht das heilige Land, sieht mit eigenen Augen Nazareth, den See Genezareth, Bethlehem u. s. w. und gibt darnach eine Reisebeschreibung, dann darf man wohl fragen: in wie weit diese seine Reisebeschreibung den Werth einer geographischen Quelle habe. — Um die Befugniß zu dieser Frage nachzuweisen, wollen wir zuerst überhaupt untersuchen: was für ein Maaßstab an Darstellungen eines Wirklichen durch Dichter und andere Künstler anzulegen sey, ob dieselben ganz wahr seyn müssen, oder auch kraft eines Privilegii der Poeten halb wahr oder ganz unwahr seyn dürfen. Diese Frage ist durch jenen Gegensatz des Goethe'schen Titels: „Aus

meinem Leben. Wahrheit und Dichtung" noch mehr angeregt worden, ein zweideutiger Gegenſatz, welcher genau genommen der Dichtung keine Ehre macht, da man ſonſt der Wahrheit die Lüge gegenüber ſtellt.

Am beſten dürften wir uns bei dem Maler Raths erholen. Mit dieſer Menſchen, welche ſeine Phantaſie geſchaffen, ſo ſind keine Original-Individuen da, mit denen ſeine Figuren verglichen und als treu oder untreu erkannt werden könnten. Ganz anders iſt es bei dem Porträtmaler, deſſen Bilder mit den Originalen verglichen und entweder ähnlich und wahr oder unähnlich und unwahr gefunden werden. Wäre am Porträt ſonſt gar nichts auszuſetzen, es würde entſchiedenen Tadel verdienen, ſobald die Aehnlichkeit fehlte. Die Arbeiten des Landſchaftsmalers, welcher beſtimmte Gegenden aufnimmt, beurtheilt man eben ſo. Was verlangt man nun von den Porträt- und Landſchaftsmalern? Ein Auge, welches wie ein klarer Spiegel Menſchen und Gegenden treu auffaßt, und mit fertiger Hand eben ſo treu darſtellt; ja man verlangt mehr als das. Es ſieht nämlich ein Menſch nicht einen Tag wie den andern aus, jeder hat nicht bloß ein Alltags- ſondern ein gewiſſes Sonntagsgeſicht, ein Geſicht, in welchem ſich ſein innerſtes Weſen vorzüglich rein und charakteriſtiſch äußert. So hat auch jede Gegend beſtimmte Standpunkte und Momente, welche ihrem Charakter am meiſten entſprechen, ihn relevіren: die eine iſt beim Frühlings Sonnenaufgang am ſchönſten, die andere beim herbſtlichen Sonnenuntergange, die dritte in einer ſtillen mondhellen Nacht, eine rauhe Gebirgsgegend auch wohl bei Sturm und Ungewitter. Der Porträtmaler ſoll nun in ſeinem Porträt nicht bloß wie ein todter Spiegel ein Geſicht im erſten beſten Moment abſpiegeln, einen ſonſt geiſtreichen Mann etwa malen, wenn ihn gerade Verdruß oder Langeweile plagt, ſondern er muß den Moment erkennen und ergreifen, in welchem des Mannes innerſter von momentanen Mißeindrücken freier Menſch hervortritt. Eben ſo muß der Landſchaftsmaler gehörige Standpunkte und jene günſtigen Zeitmomente bei Aufnahme von Gegenden wählen.

Was nun vom Maler gilt, leidet volle Anwendung auf den Dichter. Sobald dieſer das Wirkliche darſtellt, ſo muß er wie jener für gewiſſenhafte treue **Wahrheit** ſeiner Darſtellung einſtehen, jede willkürliche phantaſtiſche Abweichung von der Wirklichkeit wird ihm ſo wenig verziehen, daß man vielmehr eine viel **gründlichere** Wahrheit von ihm verlangt, als von irgend einem proſaiſchen Menſchen. Man vergleiche einmal die tiefe Wahrheit Shakespear'ſcher engliſcher Könige und Helden mit der gewöhnlichen, oberflächlich wahren Charakteriſtik derſelben bei ſo manchen Geſchichtſchreibern. Freilich leſen dieſe vom Zifferblatt der Zeitenuhr die Begebenheiten ab, der große Dichter zeigt uns dagegen zugleich das ganze Getriebe des Werks im Innern: in einſamen Monologen beichten ſeine Feldherrn und Biſchöfe, Fromme und Ruchloſe, und offenbaren uns ſo die Keime der ſpäter ſich entwickelnden Thaten und Begebenheiten. — Alle Polizeibehörden der Welt, wenn ſie mit größter Genauigkeit das Signalement von Herder oder Baſedow und Lavater hätten machen wollen, würden die **Wahrheit** der Goethe'ſchen Charakteriſtik dieſer Männer nicht erreichen. Dasſelbe gilt von Goethe, wenn er Gegenden ſchildert; wie er ſie mit dem lebendigſten klarſten Sinn auffaßt, ſo malt er ſie treu mit den lebendigſten klarſten Worten. Der Geograph kann ſich daher z. B. über Italien keine beſſere Quelle wünſchen, als Goethe's Briefe, und eben ſo lehrreich ſind für ihn die treuen Schilderungen dieſes Landes in den Briefen eines zweiten Dichters, des Grafen Leopold Stolberg.

Ich mußte dies voranſchicken, um den richtigen Standpunkt bei Beurtheilung von Lamartine's Reiſebeſchreibung zu gewinnen, um mir das Recht zu vindiciren, bei ſeinen Darſtellungen nach Wahrheit zu fragen, ja nach einer Wahrheit, welche nicht bloß die Oberfläche berührt, ſondern ins Herz der Dinge eindringt und daher von beſonders intenſiver Kraft und Lebendigkeit iſt. —

Der Verfaſſer verließ im Oktober 1832 Beirut, ging bei dem von Ibrahim Paſcha neuerdings zerſtörten Acre

vorüber, weiter über Safuri nach Nazareth, auf den Ueber, vom Tabor zu dem Punkt hinab, wo der Jordan aus dem See Tiberias tritt. „Der Jordan," ſagt er, „fließt aus dem See in einer Schlangenwindung, dann, ungefähr fünfzig Schritte davon, gleitet er in die niedrige, ſumpfige Ebene von Gebrelon." Ein Blick auf jede nur mittelmäßige Karte lehrt übereinſtimmend mit allen Reiſenden, daß dieſe Ebene weſtlich vom Flußgebiet des Jordan liegt, und von dem in die Bai von Acre mündenden Kiſon durchfloſſen wird. — Bei Tiberias bemerkt der Verfaſſer: „Während der drei Jahre ſeines göttlichen Berufs geht und kommt er (Chriſtus) in einem fort von Nazareth nach Tiberias, von Jeruſalem nach Tiberias" (S. 46). Tiberias wird in der heiligen Schrift nur dreimal genannt, kein Evangeliſt erwähnt, daß Chriſtus in Tiberias ſich aufgehalten. Weiter fährt der Verfaſſer fort: „Hier iſt Kapernaum; hier das Gebirge, wo er die ſchöne Bergpredigt hält; hier das, auf welchem er die Seligkeiten in Gott predigt." Der Berg der Seligkeiten in der Nähe des Sees Gennezareth gilt für den, auf welchem Chriſtus die Bergpredigt hielt; man nennt den Berg ſo, weil dieſe Predigt mit neun Seligpreiſungen beginnt (Matth. 5, 3—11). Nach Lamartine predigte der Herr auf einem Berge die Seligkeiten, auf dem andern hielt er die Bergpredigt!

Joſephus und ſo viele Reiſende können die Schönheit und Lieblichkeit des Sees Gennezareth nicht genug preiſen. „In ganz Paläſtina gibt es keine Gegend, deren Reize mit denen dieſer Gegend zu vergleichen wären," ſagt Seetzen; „auf allen Seiten, den Ein- und Ausfluß des Jordan ausgenommen, iſt das Waſſer gegen Winde geſchützt, ruhig, und da kein einziges Fahrzeug auf dem ganzen See, ſo herrſcht die tiefſte Stille." Palmen, Feigen, Weinſtöcke, Oelbäume gedeihen am klaren Spiegel des freundlichen Sees, den Clarke mit dem Locarner verglich. Wenn der nüchterne Seetzen, der kritiſche Clarke von der Schönheit dieſer ſtillen paradieſiſchen Gegend ſo bewegt wurden, ſo iſts kein Wunder, wenn unſer Dichter von derſelben entzückt iſt. Aber eine Hölle öffnet ſich ihm in dem

friedlichen Paradieſe, es ſind „vulkaniſche Hügel auf der weſtlichen Seite. — Große Haufen von ſchwarzen Steinen," ſagt er, „welche von den noch offenen Schlünden von ungefähr hundert erloſchenen vulkaniſchen Kegeln ausgeſpieen ſind, durchkreuzen jeden Augenblick die ſteilen Abhänge dieſes düſtern traurigen Ufers." Da man gegenwärtig auf der ganzen Erde mit Inbegriff der Solfataren ungefähr 300 Vulkane rechnet, ſo kämen hiernach auf die Umkränzung des kleinen zwei Meilen langen Sees ein Drittel ſo viel. Lamartine ward zu dieſer freien Phantaſie durch den Baſalt veranlaßt, welcher mit Kalkſtein abwechſelnd die Ufer des Sees bildet. — — Vom See Gennezareth reiste der Verfaſſer über Nazareth nach Kaipha am Karmel. Dieſen Berg nennt er „eine hohe Gebirgskette, welche aus dem Flußbette des Jordan aufſteigt!" und erwähnt „in den Granit des Karmel ſich einſenkende Höhlen." Wir wollen dem Dichter keine mineralogiſchen Kenntniſſe zumuthen, doch wird er wohl Kreide kennen, ſie iſt das Geſtein des Karmel. Von Kaipha reitet Lamartine auf dieſen Berg. „Jeder Schritt, welchen wir thaten," ſagt er, „entdeckte uns einen neuen Horizont über das Meer, über die Hügel von Paläſtina und über die Geſtade von Idumäa." Idumäa? Dies Gebirgsland, das ſich ſüdlich vom todten Meere nach dem ailanitiſchen Meerbuſen hinzieht? Nur ein Ort Idumäas, nämlich Ezeon Geber, lag an dieſem Meerbuſen, hier wäre das Geſtade von Idumäa zu ſuchen, etwa 45 deutſche Meilen vom Karmel. Eine ähnliche Fernſicht hat Lamartine in Jaffa. Er ſagt: „Es iſt unmöglich, die Neuheit und Pracht der Vegetation zu beſchreiben, welche auf den beiden Seiten vor dem Reiſenden ſich entfaltet, wenn er Jaffa verläßt..... Jaffa hat in ſeinem Himmel und ſeinem Boden etwas Großartigeres, Feierlicheres, Farbenreicheres als irgend eine Gegend, durch welche ich gekommen bin. Das Auge ruht hier nirgends als auf einem Meere, gränzenlos und blau wie ſein Himmel; auf den ungeheuren Sandgeſtaden der ägyptiſchen Wüſte, wo der Horizont nur von Zeit zu Zeit durch das

Profil eines Kameels unterbrochen wird, welches wogend wie eine Welle vorwärts ſchreitet." Khan Junes iſt das letzte ſüdliche ſyriſche Dorf, bei welchem die ägyptiſche Sandwüſte beginnt; es iſt ungefähr 11 deutſche Meilen von Joppe entfernt, jenſeits dieſer 11 Meilen mußte der Dichter das Kameelprofil ſehen!

Ungefähr auf dem halben Wege vom Karmel nach Joppen übernachtet Lamartine im Dorfe El Mukhalid. „In der Nacht," erzählt er, „erhellte der Mond die ganze Gebirgskette von Galiläa, welche in zierlichen Wellenlinien ſich hinzieht, ungefähr zwei Meilen von der Stelle, wo ich gelagert bin. — Ich weiß," fährt er fort, „daß Judäa da iſt mit ſeinen Wundern und ſeinen Ruinen, daß Jeruſalem hinter einem dieſer Hügel liegt; daß ich von ihm nur noch durch einige Stunden Weges getrennt bin." Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Dichter in Mukhalid gar keine Berge von Galiläa, ſondern die von Samaria ſah und noch ungefähr 18 Stunden von Jeruſalem entfernt war.

Von Joppe reiſte der Verfaſſer nicht direkt nach Jeruſalem, weil da die Peſt wüthete, ſondern nach dem etwa $^5/_4$ Stunden von Jeruſalem gelegenen Kloſter St. Johann; ſpäter beſuchte er dennoch die heilige Stadt. Er ſieht Zion, den Berg Davids. „Es iſt," ſagt er (S. 161), „die ſchönſte Ausſicht von Judäa, Paläſtina (?) und Galiläa. Jeruſalem iſt zur Linken mit dem Tempel und ſeinen Gebäuden, auf welchen der Blick des Königs (David) oder des Dichters ſchwärmen konnte, ohne geſehen zu werden (Davids Blick auf Salomo's Tempel?)..... Weiter in der Tiefe öffnet und erweitert ſich das Thal von Feigen-, Granat-, Olivenbäumen beſchattet; auf einem dieſer über das laufende Waſſer hängenden Felſen, in einer dieſer Grotten, erfriſcht durch die Ausdünſtung und das Gemurmel der Waſſer, unter einigen Terebinthen, den Ahnen der Terebinthe, die mich jetzt deckt, erwartete ohne Zweifel der heilige Dichter den Hauch, deſſen Eingebungen ſo melodiſch aus ihm tönten. — Seine Blicke tauchen in das damals grünende

waſſerreiche Thal Joſaphat; eine weite Oeffnung in den Hügeln nach Oſten führt von Abhang zu Abhang, von Gipfel zu Gipfel, von Wellenlinie zu Wellenlinie bis zu dem Becken des todten Meeres, welches unten den Strahl des Abends in ſeinen ſchweren dichten Waſſern wiedergibt, wie ein dicker venetianiſcher Spiegel, der dem Licht, welches über ihn hinzieht, eine matte bleierne Farbe verleiht. — Es iſt nicht, wie die Phantaſie es ſich vorſtellt, ein in einem traurigen farbloſen Horizonte verſteinerter See; es iſt von hier aus einer der ſchönſten Seen der Schweiz oder Italiens, ſein ruhiger Waſſerſpiegel ſchläft zwiſchen den hohen Gebirgen Arabiens, die, wie die Alpen, ſo weit man ſieht, hinter ſeinen Fluthen ſich hinziehen, und zwiſchen den hohen pyramiden- oder kegelförmigen, leichtgezackten und blinkenden Gipfeln der hohen Gebirge von Judäa. Dies iſt die Ausſicht von Zion."

Mit dieſer Beſchreibung vergleiche man folgende S. 179: „Hier lag Zion; eine bizarre unglückliche Lage für die Hauptſtadt eines großen Volkes; viel eher war es eine natürliche Feſtung für eine kleine Nation, welche von der Erde vertrieben ſich mit ihrem Gott und ihrem Tempel auf einen Boden flüchtet, den Niemand das Intereſſe hat, ihm ſtreitig zu machen; auf Felſen, welche keine Straßen zugänglich machen, in Thälern ohne Waſſer, in einem rauhen unfruchtbaren Klima, keinen Horizont, als die von innerm vulkaniſchem Feuer verkalkten Berge, die Berge von Arabien und Jericho und ein verpeſtetes Meer ohne Ufer und Schifffahrt, das todte Meer! — So liegt Judäa." — Vergleicht man dieſe beiden in ein und demſelben Buche nahe auf einander folgenden Beſchreibungen ein und derſelben Ortslage und Ausſicht, ſo ſollte man meinen, Lamartine ſey doppelſeelig, der angeſtrengt ſchwülſtige Dupaty und der übernüchterne G. Nicolai ſprächen abwechſelnd aus ihm.

Durch die mitgetheilten Stellen, denen noch manche andere hinzugefügt werden könnten, iſt wohl die anfangs aufgeworfene Frage: was hat die Geographie Paläſtina's durch Lamartine's Reiſebeſchreibung für Gewinn? hinlänglich beantwortet. Jedoch will ich niemanden ſtören, dem des Verfaſſers Alles umnebelndes deklamatoriſches Phantaſiren Vergnügen macht. Viele Leſer wollen und können ſelbſt nur nebelnd phantaſiren, ſie ſind unvermögend durch wahrhaft treue Darſtellungen in ſich treue, dem Dargeſtellten entſprechende Bilder erzeugen zu laſſen. So wie es der Sprachkenntniſſe bedarf zum Wortverſtändniß von Schriften, ſo bedarf es realer Kenntniſſe und Erfahrungen zum realen Verſtändniß derſelben. Ja, genau betrachtet, iſt auch einzig unter Sachverſtändigen eine Wortverſtändigung möglich; im tiefſten Sinne bezeugt dies des Heilands Frage an die Juden: warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Einem Blindgebornen ſchildert man vergebens aufs Treffendſte Meere, Gebirge, Blumen; wie viele aber gleichen dem Blindgebornen, haben Augen und ſahen doch nie. Weſſen leibliches Auge aber ſtumpf und unempfänglich iſt gegen alle Herrlichkeiten der ſichtbaren Welt, dem wird auch die, auf empfängliche reiche Gemüther, magiſch wirkende Kraft des Worts keine Bilder jener ſichtbaren Herrlichkeiten vor das innere Auge führen. Daher darf es nicht wundern, wenn man z. B. öfters klagen hört: Burkhardt's Reiſebeſchreibung ſey doch gar zu proſaiſch; wiewohl man ſich bei dem zwar nicht phantaſtiſchen aber klaren, treu ſchildernden Burkhardt, welcher nie den Mund aufthut, ohne etwas zu ſagen, von Lamartines redſeliger Weſenloſigkeit erholen kann, und von der Tantalusqual, deſſen geſtaltloſe Nebelgeſtalten und Wolkengebilde zu fixiren.

Das Urtheil über den Verf. dürfte günſtiger ausfallen, wenn man ganz von der Wirklichkeit abſähe, dieſe gar nicht mit ſeinen Darſtellungen vergliche und ihn ſelbſt als das einzig wirkliche Objekt ſeines Buchs betrachtete. Sein wohlwollendes Weſen gewinnt jeden wohlwollenden Leſer, ſeine Pietät würde noch mehr anziehen, wenn in ihr nur nicht die diſparateſten,

ja einander widerſtreitendſten Elemente: poetiſche, philoſophiſche, philanthropiſche, religiöſe, durch einander gährten, ſo daß man bald einen gläubigen Katholiken, bald einen deiſtiſchen Kosmopoliten, bald einen S. Simoniſten zu hören meint. Dieſe religiöſe Charakterloſigkeit dürfte, ſo ſeltſam es klingen mag, mit der geographiſchen zuletzt denſelben Grund haben, nämlich in Lamartines Unfähigkeit jedes Wirkliche im tiefſten Weſen, und in ſeiner eigenthümlichen, unabhängigen und ſelbſtſtändigen Wahrheit aufzufaſſen und ſich anzueignen. Es würde mich bei dem beſtimmten Zweck gegenwärtiger Anzeige zu weit führen, wollte ich den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung geben: Lamartines oben erwähntes auffallendes Mißverſtehen bibliſcher Stellen ſpricht ſchon für dieſelbe, eine mir eben zugekommene treffliche franzöſiſche Kritik der religiöſen Seite unſerer Reiſebeſchreibung gibt aber den vollen Beweis. Aus jener Kritik entnehme ich folgendes als Ergänzung meiner Charakteriſtik:

Sans chercher le théologien dans le poète, il est permis de demander à celui-ci les sentiments sans lesquels on n'est réellement pas chrétien. — L'esprit est fait sans doute pour les méditations infinies, mais il ne faut pas qu'il perde de vue les contours arrêtés des faits, seule donnée d'où il puisse légitimement partir pour s'élever plus haut. Le talent même y gagne en vigueur, et souvent en lisant les belles descriptions de M. de Lamartine, nous avons pensé qu'avec une base plus ferme à ses croyances, il aurait peut-être ajouté à ses tableaux la seule chose qui leur manque, la précision.

Steigt Schweden oder ſinkt die Oſtſee?

Als Herr von Buch in den Jahren 1806 und 1807 Schweden bereiſte und ihm ſo viele Thatſachen mitgetheilt wurden, welche das Fallen des baltiſchen Meeres beweiſen ſollten, bemerkte er: aus dieſen Thatſachen könne ein Sinken des Waſſerſpiegels in dieſem Meere und zwar in dieſem allein, nicht gefolgert werden, weil es phyſiſchen Geſetzen zuwider laufe, daß der Spiegel in einem Meere fallen ſolle, und in einem andern, mit demſelben in Verbindung ſtehenden, nicht. Von einem ſolchen gleichmäßigen Fallen der Nordſee an der norwegiſchen Küſte wiſſe man aber nichts. Daher bleibe kein Ausweg zur Erklärung dieſer Erſcheinungen übrig, als die Ueberzeugung: „daß ganz Schweden ſich langſam in die Höhe erhebe, von Fredericshall bis gegen Abo und vielleicht bis gegen St. Petersburg hin.“ Ganz ſo ſchließt auch Johnſton, längs des größern Theils der Oſtſeeküſte falle das Waſſer binnen 25 Jahren um einen Fuß. Weil das Waſſer nun nicht auch in der Nordſee gleichmäßig gefallen, wiewohl dieſe in Verbindung mit der Oſtſee, ſo müße ſich das ſkandinaviſche Land gehoben haben. Das Niveau der See ſey das Einzige, was als unveränderlich zu betrachten ſey.

Zuerſt möchte ich fragen: warum wird nur Schweden berückſichtigt, warum nicht auch die Küſte der deutſchen Oſtſeeländer? Schmale Meeresarme und Binnenwaſſer ſind in älterer Zeit nach urkundlichen Andeutungen tief in Pommern eingedrungen. In andern Urkunden, die fünf bis ſechs Jahrhunderte alt ſind, wird die Gegend zwiſchen Friesland, Treptow an der

Jollenſe und Neubrandenburg Insula genannt; dort grub man Anker, Maſten und Schiffsgeräthſchaften beim Torfſtechen aus. Die Ebenen bis Demmin und Anclam ſollen noch vor einigen Jahrhunderten unter Waſſer geſtanden haben; in Weſtpreußen zwiſchen Bromberg und Nakel hat man im Torf ein Schiff mit zwei Ankern gefunden. Hierzu kommt die Thatſache, daß alle pommerſche Häfen durch wachſende Sandbänke leiden, welche ſich vor denſelben bilden. Ich kenne die Kritik dieſer Thatſachen, unterſcheide wohl zwiſchen Verſandung durch Flüſſe und Hervortreten von Sandbänken durch das Fallen des Meerſpiegels, dennoch ſcheint mir aus dem Angeführten und andern Thatſachen, welche zum Theil ſchon Kant in ſeiner phyſiſchen Geographie aufführt, entſchieden hervorzugehen, daß der Oſtſeeſpiegel wie an den ſchwediſchen und finniſchen, ſo auch an den deutſchen Küſten gefallen ſey. Doch nach Buch's Anſicht dürfte auch hier nicht von einem Fallen der See die Rede ſeyn, wir müßten vielmehr annehmen, die Oſtſeeländer ſeyen ebenfalls gehoben. Wofern aber auch dieſe gehoben ſind, wie unbegreiflich wäre es dann, daß der Boden der Oſtſee, welcher doch die ununterbrochene Fortſetzung des Küſtenlandes iſt, nicht zugleich mit dieſem, das Waſſerbecken rings umgebenden Küſtenlande, gehoben worden wäre. Wurde aber der Grund des Waſſerbeckens gleichmäßig mit der Einfaſſung des Beckens, den Küſtenländern, gehoben, ſo blieb ja das Niveau des Oſtſeeſpiegels unverändert. —

Doch ſind denn wirklich die an den Oſtſeeküſten gemachten Erfahrungen der Art, daß die Naturforſcher durchaus zu jenem „desperaten Mittel der Erklärung" greifen mußten; ſollte die Buch'ſche Hypotheſe nicht vielleicht durch eine von mir in meiner allgemeinen Geographie (2te Aufl. S. 279) angedeutete Erklärung entbehrlich werden? Ich will dieſe Erklärung näher ausführen und durch Thatſachen zu begründen ſuchen.

Man fand beim Anlegen des holſteiner Kanals im Jahre 1782, daß der Spiegel der Nordſee um 8 Pariſer Fuß niedriger ſtehe, als der Spiegel der Oſtſee.* Nun geht aus der Oſtſee

* Andere geben die Differenz geringer an. Vergl. v. Hoff. III. 327.

eine ſtete Strömung durch den Sund und Kattegat in die Nordſee; ſie legt im Sunde $^3/_4$ Meilen in der Stunde zurück; ähnliche Strömungen gehen durch die Belte. Die Oſtſee muß aber in die Nordſee einſtrömen, weil eben ihr Spiegel höher iſt, als der Spiegel der Nordſee. Es wird durch dieſe Strömung eine Ausgleichung des Niveaus beider Meere erſtrebt. Vermöge eines ſolchen Einſtrömens der Oſtſee in die Nordſee, wird nun der Spiegel der Oſtſee fallen — jener der Nordſee ſteigen.

Das Fallen der Oſtſee iſt durch die angeführten Thatſachen hinlänglich beſtätigt. Es würde daſſelbe mehr betragen, wofern nicht durch das ſüße Waſſer der vielen mächtigen in dieſe See mündenden Ströme einigermaßen das von ihr in die Nordſee ausfließende ſalzige Waſſer erſetzt würde. Erſetzt aber einfließendes ſüßes Stromwaſſer das ausfließende ſalzige Waſſer der Oſtſee, ſo muß ihr Salzgehalt im Laufe der Zeit allmählig abnehmen, und es erklärt ſich hierdurch, warum dieſer Salzgehalt wirklich ſo gering, nur $^1/_{40}$ iſt, während das Nordſeewaſſer an der norwegiſchen Küſte $^1/_7$ Salz enthalten ſoll.

Mit dieſer Anſicht ſtimmt es, daß die Oſtſee im Frühling wächſt, weil dann die angeſchwollenen Ströme ihr reichlicher als zu andern Zeiten des Jahres Waſſer zuführen; auch daß die Salzigkeit und mit ihr das ſpecifiſche Gewicht des Oſtſeewaſſers im Sunde beim NW. Winde ſteigt, beim Oſtwinde fällt. Jener Wind widerſteht dem Abfluß des Oſtſeewaſſers und vermiſcht es mit dem ſalzigen Waſſer des Kattegat, welches er in den Sund hineintreibt; der Oſtwind dagegen begünſtigt die Vermiſchung des Sundwaſſers mit dem Waſſer der großen öſtlichen Ströme und verſüßt es dadurch.

Wenn nun die höher ſtehende Oſtſee in die niedrigere Nordſee ausfließt und dadurch fällt, ſo dürfte ſich dagegen, wie ſchon erwähnt, der Spiegel der Nordſee erhöhen. Für eine ſolche Erhöhung ſprechen eine Menge Thatſachen, welche ſeit Jahrhunderten an ſämmtlichen Küſten dieſes Meeres, an den großbritanniſchen, wie an denen von Holland, Norddeutſchland, Schleswig und Jütland beobachtet worden ſind, und ſchwerlich

nur vorübergehenden Sturmfluthen zugeſchrieben werden können, da ſie mächtige, bleibende Erweiterungen des Meeres bewirkten. Dieſe Thatſachen haben Hoff und Richter mit großem Fleiß geſammelt, wir wollen einige der bedeutendſten anführen, indem wir mit der Oſtſeite Englands und Schottlands anfangen. Die Küſten von Norfolk und Lincoln haben ſtarke Einbrüche des Meeres erlitten; dort fand man bei Sutton einen mehrere engliſche Meilen langen vom Meere bedeckten Wald, deſſen Bäume an Stämmen, Wurzeln und Aeſten noch faſt unverſehrt waren und wie friſches Holz benutzt werden konnten. Im Jahre 1475 ſoll an der Humber Mündung ein anſehnlicher Strich Landes mit mehreren Dörfern vom Meere weggeriſſen worden ſeyn. Auch die Küſten von York und Durham leiden durch das Eingreifen des Meeres, und gleicher Weiſe die Oſtküſten Schottlands. Es mußte die Landſtraße, welche zwiſchen Leith und Muſſelburgh (in Schottland) längs dem Meerbuſen läuft, immer tiefer ins Land verlegt werden, weil das Meer ihre Stelle einnahm; eben ſo ward der Weg von Leith nach Newhaven durch das Meer weggeriſſen, welches dort ſo tief in das Land eindrang, daß die Straße einen großen Umweg nehmen mußte. Der im fünfzehnten Jahrhundert angelegte Hafenbau von Newhaven iſt gänzlich vom Meere überfluthet; das Caſtell von St. Andrews, urſprünglich eine Strecke vom Meere entfernt, hängt jetzt über demſelben. Dieſe und viele ähnliche Beiſpiele des Eingriffs der Nordſee in die Oſtküſten Großbritanniens führt Hoff an; noch weit bedeutender iſt dieſe See in die Küſten der Niederlande und des nordweſtlichen Deutſchlands eingedrungen. Das Dorf und Land Saaſdingen nordöſtlich von Hulſt gieng im Waſſer unter, eben ſo ein großer Theil der Küſte von Walcheren, der öſtliche Theil von Süd-Beveland mit Städten und Dörfern und ein Theil von Nord-Beveland (1532), die Inſel Oriſant (1658), ein Theil der Inſel Schouwen mit der Stadt Bommens. — 1570 zerſtörte eine Fluth das halbe Dorf Scheveningen; Katwyk, das ſonſt fern vom Meere ſtand, iſt gegenwärtig zum Theil von demſelben unterwaſchen und eingeſtürzt:

600 Schritte weit von Katwyk ſah man im Meere Trümmer der alten römiſchen Arx Britannica. Das Harlemer Meer, im Jahre 1530 nur 3040 Morgen groß, hatte ſich bis zum Jahre 1769 bis auf 30,000 Morgen vergrößert. — Im Jahre 1421 überſchwemmte das Meer Süd-Holland; 60,000 Menſchen ertranken, und 49 Dörfer gingen unter. — Zu den bedeutendſten Eingriffen der Nordſee gehört aber die Bildung der Zuyderſee, des Dollart und des Jahdebuſen. — Durch wiederholte Einbrüche in den Jahren 1219, 1220, 1221, 1246, 1249, 1251 und 1282 drang das Meer in den frühern See Flevus, zerriß den Iſthmus, welcher früher Nordholland mit Weſtfriesland verband, trennte die jetzige Inſel Wieringen vom Feſtlande, mit welchem dieſe noch im Jahr 1205 zuſammenhing, und bildete ſo die Zuyderſee. — Der Dollart war zur Zeit der Römer noch nicht vorhanden; im Jahre 1277 drang zuerſt das Meer landeinwärts; weiter dann 1278, 80 und 87, und ſo ſchritt die Zerſtörung einige Jahrhunderte fort; endlich kam 1539 ein Deich zu Stande, um dem weitern Eingreifen des Meeres zu ſteuern. Die verſchlungene Gegend enthielt die Stadt Torum, 50 Märkte, Dörfer und Klöſter, die ſchönſten und reichſten in Friesland, der neue Meerbuſen nahm gegen 6 Quadratmeilen ein. Die Inſeln vor der Emsmündung, namentlich Borkum, Juyſt und Bant, ſollen ſonſt zuſammengehangen haben und erſt in neuerer Zeit auseinander geriſſen ſeyn. Borkum, jetzt $1\frac{1}{2}$ Stunde lang, $\frac{1}{2}$ Stunde breit, war 12.— 16 Quadratmeilen groß; die Sandbank Ranzel, auf welcher zwei Dörfer ſtanden, gehörte zu ihr. Die oſtwärts von Juyſt gelegenen Inſeln ſind theils vom Meere zerriſſen, theils ganz verſchlungen worden. Wenn Plinius vom Texel zur Eider 23 Inſeln zählte, ſo findet man deren nur noch 16.

Auch der drei Quadratmeilen faſſende Jahdebuſen iſt neuerer Entſtehung, welche man auf das Jahr 1218 ſetzt; Erweiterungen deſſelben fanden noch 1511 und 1651 ſtatt. —

Endlich hat die Nordſee auch an den Küſten von Schleswig die größten Verheerungen angerichtet. Von der Inſel Helgoland

wurden seit dem Jahre 800 nach und nach Stücke abgerissen. Ein 15 — 16 Stunden langer fruchtbarer Landstrich an der Westseite Schleswigs, welcher viele Dörfer und 62 Kirchen faßte, ward im Jahre 1240 durch Fluthen vom festen Lande abgerissen, und zum Theil verschlungen. Was übrig blieb, bildete die Insel Nordstrand. Man umdeichte diese; sie hatte 2000 Häuser, an 9000 Einwohner. Am 11. Oktober 1634 durchbrach das Meer die Dämme an 40 Stellen, ersäufte 6048 Menschen und 50,000 Stück Rindvieh. Reste von Nordstrand liesen 1791 bis 93 wieder große Gefahr von den Fluthen verschlungen zu werden. — „Ueberhaupt zeigt sich," sagt Richter, „von Jütland bis nach Holland hin ein beständiges Streben des Meeres in das feste Land einzudringen" — und eben so, wie wir sahen, an der östlichen Küste Englands und Schottlands. —

Diesem Resultate: daß die Nordsee sich vergrößernd Eingriffe in alle sie umgebenden Küstenländer macht — steht das erwähnte völlig entgegengesetzte hinsichtlich der Ostsee gegenüber. Ihr Spiegel fällt an der scandinavischen und finnischen und nach oben angeführten Thatsachen, wahrscheinlich eben so an den preußischen und deutschen Küsten. —

Fassen wir nun schließlich das Gesagte noch einmal zusammen:

1. Der Spiegel der Ostsee steht höher als der Spiegel der Nordsee, wie sich aus dem Nivellement beim Anlegen des holsteiner Kanals ergab.
2. Die höhere Ostsee strömt durch den Sund und die Belte in die niedrigere Nordsee. Aus diesem Grunde
3. fällt die Ostsee, ihre Küsten treten aus dem Wasser heraus; sie würde stärker fallen, wenn nicht eine Menge einströmender Flüsse das ausströmende Salzwasser einigermaßen ersetzten. Hierdurch erklärt es sich, warum das Ostseewasser einen weit geringeren Salzgehalt zeigt, als das Nordseewasser.
4. So wie man an den Ostseeküsten das Fallen des Wassers beobachtete, eben so bezeugen die Eingriffe und Erweiterungen

der Nordſee längs den däniſchen, deutſchen, niederländiſchen und großbritanniſchen Küſten das Wachſen dieſer See.

Buch und Johnſton ſagten nun: das Waſſer der Oſtſee iſt gefallen. Da das Waſſer der Nordſee nicht gleichmäßig gefallen, wiewohl dieſe in Verbindung mit der Oſtſee ſteht, das Niveau des Meeres aber als das einzig Unveränderliche zu betrachten iſt, ſo muß ſich das ſcandinaviſche Land gehoben haben. Ich ſchließe dagegen alſo: weil das Waſſer der Oſtſee höher als das der Nordſee ſteht, ſo mußte und muß dieſe durch den Sund und die Belte abfließen, bis die Spiegel beider Seen ein gleiches Niveau haben. Es ſcheint mir, dies erkläre hinlänglich das Fallen der Oſtſee an den ſchwediſchen Küſten, und es bedürfe der Buch'ſchen Hypotheſe nicht zur Erklärung deſſelben. — Wünſchenswerth wäre es, daß die Niveauverhältniſſe des ſchwarzen Meeres genauer erforſcht würden, welches durch den Boſporus und die Dardanellen in das Mittelmeer einſtrömend, große Analogie mit der in die Nordſee einſtrömenden Oſtſee zu haben ſcheint. Beide — Oſtſee und ſchwarzes Meer — haben die Natur von Binnenſeen, die erſt durch ſpätere Durchbrüche mit dem allgemeinen Ocean in Verbindung getreten ſind. —

Geographie der Engländer.

Ein Beitrag zur Charakteriſtik derſelben.

Im Jahre 1834 erſchien in London die „Encyklopädie der Geographie" von Hugh Murray, ein Buch von 1567 Seiten in groß Octav. Dieſe Encyklopädie iſt das bedeutendſte, die Geographie in allen ihren Verzweigungen umfaſſende Werk, welches die Engländer gegenwärtig beſitzen. Murray verwandte zehn Jahre auf Sammeln der Materialien zu demſelben, namhafte Gelehrte waren ſeine Mitarbeiter. Wallace, Profeſſor der Mathematik in Edinburg, verfaßte die mathematiſche Geographie; Jameſon, Profeſſor der Naturgeſchichte, ebenfalls in Edinburg, übernahm die Geologie; Hooker, Profeſſor der Botanik in Glasgow, die Pflanzengeographie; Swainſon, die Thiergeographie; Hall lieferte zu dem Buche 82 Karten, Bramſton an 1000 Holzſchnitte von Pflanzen, Thieren, Städten u. ſ. w. Ein ſolches Werk hat für uns Deutſche ein mehrfaches Intereſſe. Es charakteriſirt den gegenwärtigen Stand der Geographie in England, zeigt uns die ſtarken Seiten derſelben zu unſerer Belehrung, die ſchwachen zur Warnung und — unter uns geſagt — zum Troſt über die eigenen Schwächen. Zugleich veranlaßt die Betrachtung dieſer geographiſchen Encyklopädie umfaſſendere Unterſuchungen, z. B. über die Begriffe Geographie, geographiſches Lehrbuch u. dgl. Ich darf daher hoffen, daß dem Leſer ein genaueres Eingehn auf Murray's Werk nicht ohne Intereſſe ſeyn werde.

Betrachten wir zuerſt die Gegenſtände, welche daſſelbe umfaßt, ſo ſtimmt es hinſichtlich derſelben mit andern ähnlichen

Werken z. B. mit dem Précis de la Géographie universelle von Malte-Brun, ganz überein, auch in der Folge, in welcher dieſe Gegenſtände abgehandelt werden. Der erſte Theil des Werkes enthält eine Geſchichte der Geographie, welche in alte, mittlere und neue eingetheilt iſt. Im zweiten Theil werden die Principles of Geography aufgeſtellt, was wir allgemeine Geographie nennen. Das erſte Buch dieſes Theils enthält die astronomical principles oder mathemathiſche Geographie; das zweite Buch die geological principles, welche in Meteorologie, Hydrologie und Geognoſie zerfallen, alſo ungefähr unſerer phyſiſchen Geographie entſprechen; das dritte Buch handelt von der Vertheilung der Pflanzen, Thiere und Menſchen auf der Erde und von den ſocialen Verhältniſſen des Menſchen. In fünf Büchern des dritten Theils werden die fünf Welttheile und ihre einzelnen Länder nach folgendem meiſt wiederkehrenden Schema beſchrieben: 1) Allgemeiner Umriß und Charakter des Landes. 2) Natürliche Geographie. 3) Geſchichtliche Geographie. 4) Politiſche Geographie. 5) Productive Induſtrie. 6) Bürgerlicher und geſelliger Zuſtand. 7) Lokale Geographie.

Stimmt nun auch die Murray'ſche Encyklopädie in ihren allgemeinſten Umriſſen mit ähnlichen Werken überein, ſo hat ſie doch auch viel Eigenthümliches. Wollen wir dieſes charakteriſiren und das Werk, ſoviel es ſeyn muß, kritiſiren, ſo iſt es nöthig, vorher den Begriff eines geographiſchen Lehrbuchs ins Auge zu faſſen.

Eines Lehrbuches? dürfte man fragen, haben denn die Verfaſſer ihr Werk für ein ſolches ausgegeben? Gewiß, wenn auch nicht für ein Compendium, das man beim Lehren auf Gymnaſien und Univerſitäten zum Grunde legt, welches nur die allgemeinen Umriſſe deſſen enthält, was der Lehrer mündlich weiter ausführt und erklärt.

Es wird nämlich von den Verfaſſern öfters das Publikum, der Leſer, welchen ſie beim Schreiben vor Augen hatten, durch den Ausdruck, the general reader bezeichnet. Wer iſt

damit gemeint? Offenbar ſteht dieſer Leſer dem Leſer vom Fache gegenüber, wir könnten ihn etwa als den gebildeten Leſer jeglichen Standes bezeichnen. Iſt ein Werk für einen Leſer vom Fache geſchrieben, ſo genirt ſich der Verfaſſer inſofern gar nicht nach demſelben, daß er ihn etwa früge: ob er auch hinlänglich unterrichtet ſey, um der Darſtellung folgen zu können? Es ſchreiben z. B. Kämtz in ſeiner Meteorologie, Schmid in ſeiner phyſikaliſchen Geographie für Leſer vom Fache; ihre Werke ſtrotzen von Berechnungen, wer dieſe Berechnungen nicht verſteht, für den ſchrieben die Verfaſſer nicht.

Ganz anders iſt es bei Büchern, welche nicht für den Mathematiker oder Phyſiker ꝛc. vom Fach, ſondern für das gebildete Publikum geſchrieben ſind. Bei ſolchen Büchern muß der Schriftſteller ſich ganz nach dem Leſer richten, und überall ſorgen, daß er ihm nicht zu viel zumuthe. Eine ſolche Berückſichtigung des Leſers charakteriſirt nun auch das vorliegende Werk als ein wahres Lehrbuch. Weil es aber nicht beſtimmt und geeignet iſt, um beim Lehren zu Grunde gelegt zu werden, ſo mußten ſeine Verfaſſer den Leſer noch mehr berückſichtigen, als die Compendienſchreiber. Dieſe letztern können ſich nämlich auf den Lehrer verlaſſen, welcher ſich ihres Werkes bedient, und haben ſie ſich etwa hier und da nicht ganz klar und faßlich ausgedrückt, ſo mögen ſie ſich damit tröſten, daß jener dem Schüler durch Erklärung nachhelfen werde. Einen ſolchen Gehülfen haben aber die Verfaſſer unſerer Encyklopädie, aus welcher ſich der Leſer *ſelbſt* belehren ſoll, nicht, ſie ſind Schreiber und Lehrer in einer Perſon und mußten daher doppelt auf populäre Faßlichkeit hinarbeiten. Es ſcheint aber, als hätten ſie hier und da dieſe ihre Verpflichtung aus den Augen verloren und manches vorgetragen, was eben nur der Mann von Fach zu faſſen im Stande iſt. Dahin möchten wir Einiges in der mathematiſchen Geographie rechnen, ſo zum Theil die Erläuterungen der Gravitationstheorie, der Theorie von Ebbe und Fluth und manches in dem Kapitel, welches von Darſtellung der Erde handelt. Wenn Hr. Hooker

ſagt: Wir wollen eine populäre Pflanzengeographie geben, ſo wenig als möglich mit Kunſtausdrücken beladen, ſo fragen wir ihn: wie viele ſeiner Leſer wohl die Schouwſche Charakteriſtik von zweiundzwanzig Pflanzenregionen verſtehen, und ob ſie folgen können, wenn ſie von der Region der Epacrideen und Eukalypten, von den Familien der Stackhouſeae, Tremandreae, Stylideae, Reſtiaceae, Caſuarineae u. ſ. w. leſen? Für die meiſten ſind dies gewiß leere Namen, bei denen kein Bild und kein Begriff der Pflanzen vor ihrer Seele ſteht. Eben ſo werden viele manches Detail der Thiergeographie gar nicht faſſen, und hier zum erſten Male die Namen Icterina, Dendrocolaptes, Myotherina, Musophagidae u. a. leſen. Aus dem geologiſchen Theile könnten wir ähnliche Beiſpiele anführen.

Wir wiſſen wohl, wie ſchwierig die Vermeidung alles Eſoteriſchen in einem exoteriſchen Werke iſt, und daß Gelehrte unwillkührlich das, was ihnen bekannt, ja alltäglich iſt, als etwas anſehen, was auch ihren Leſern bekannt und leicht verſtändlich ſeyn müſſe. Die Lehrbücher der verſchiedenſten Art leiden durch ſolche Selbſttäuſchung ihrer Verfaſſer. Haben wir nicht z. B. Schulgrammatiken, in denen unter Regeln, welche für 10 bis 14jährige Schulknaben beſtimmt ſind, ſuperfeine, nur dem Philologen vom Fach verſtändliche Sprachbemerkungen untermengt vorkommen? Iſt es doch ſelbſt, als wenn manche Schriftſteller, welche Lehrbücher ſchreiben, ſich ihrer wiſſenſchaftlichen Herablaſſung ſchämten, und deshalb durch einzelne höchſt unpaſſende gar gelehrte Aeußerungen gern ihren höhern Standpunkt verrathen möchten; wie etwa in Iffländiſchen Stücken ein incognito reiſender Prinz es nicht laſſen kann, wie zufällig unterm grauen Ueberrock einen großen Ordensſtern zum Erſtaunen der Umſtehenden zu zeigen, und ſich ſcheinbar unwillkürlich zu verrathen. Doch dieſe letzte Bemerkung gilt den ehrenwerthen engliſchen Verfaſſern nicht entfernt.

Man kann es aber gegen die Leſer (die general readers) nicht bloß dadurch verſehen, daß man ihnen zu Schweres zumuthet, ſondern auch dadurch, daß man ihnen hier und

da zu viel giebt, mehr als ſie als Dilettanten irgend verlangen. Auch hievon finden ſich in der Encyklopädie Beiſpiele. So ſcheint uns z. B. das über die engliſche Gradmeſſung und über die verſchiedenen Arten des Entwerfens von Karten Beigebrachte das rechte Maaß und das Verhältniß zu dem Uebrigen zu überſchreiten. Freilich iſt dies Ueberſchreiten gering gehalten gegen das, was ſich neuerdings ein deutſcher Geograph hat zu Schulden kommen laſſen, nämlich Hr. V. Hoffmann. In ſeinem Werke: „Deutſchland und ſeine Bewohner“ nimmt die Beſchreibung des Rheins und ſeiner Zuflüſſe 63 Seiten ein, 481 zum Rheingebiete gehörige Gewäſſer ſind aufgeführt, ebenſo 337 des Elb-, 215 des Oder-, 487 des deutſchen Donaugebiets. Man kann denken, welche unbedeutende Wäſſerchen aufgenommen ſind, ſolche, die Jemand allenfalls kennt, welcher ganz in der Nähe derſelben wohnt, jeder aber, der nur einige Meilen von denſelben entfernt lebt, verlangt ſie gar nicht zu kennen. Was fragen vollends die Leſer (das Buch iſt „für alle Stände“ geſchrieben) in Trieſt oder Freiburg nach der Gazel und dem Kautelbach in Hinterpommern, was Leſer in Königsberg nach dem Schlandernaunbach und Teſſerreckenbach in Süddeutſchland? Noch ſtärker tritt dieß Maaßloſe in Hoffmanns Schrift: „Europa und ſeine Bewohner, ein Hand- und Leſebuch für alle Stände“ hervor, deren ganzes erſtes Heft und mehr als die Hälfte des zweiten, in Allem 191 Seiten, nichts als ein Verzeichniß von gemeſſenen Höhenpunkten nebſt Angabe der Länge und Breite dieſer Punkte enthalten. Man könnte wirklich Schellers Lexikon eben ſo gut ein Leſebuch für alle Stände nennen, als dieſe zwei Hefte. Ohne Rückſicht ob jene gemeſſenen Punkte für den Leſer irgend ein Intereſſe haben, ſind alle und jede aufgenommen, die nun eben gemeſſen wurden. Wenn man mit Intereſſe lieſt, daß die Bergwerke von Potoſi über 15,000 Fuß hoch, höher als der Montblanc liegen, ſo iſt gewiß den meiſten Leſern nichts daran gelegen, zu wiſſen, daß der „Brummerjahner Stollen bei Zorge“ 1530 Fuß hoch liegt. Zu ſchwer und zu weitſchweifig zugleich, kurz ganz

unpaſſend iſt es, wenn Hr. Hofmann für Leſer aller Stände gerade 100 Seiten mit lateiniſchen Namen der in Deutſchland vorkommenden Thiere anfüllt, 51 Infuſorien, 85 Eingeweidewürmer, 54 Helices ꝛc. aufführt, als da: Helix holosericea, H. Olivieri, carthusianella, carthusiana, leucozona u. ſ. w. Hier tritt uns der Unterſchied zwiſchen einem Buche für Männer vom Fache und einem für ein gemiſchtes Publikum recht klar vor Augen. Hätte Hr. Hofmann eine gewiſſenhaft genaue Hydrologie Deutſchlands oder ein möglichſt vollſtändiges und zuverläßiges Verzeichniß der gemeſſenen Höhenpunkte in Europa für Geographen vom Fach liefern wollen, ſo würde er für dieſe ſeine Arbeit allen Dank verdienen, ſelbſt wenn er in der Hydrologie nicht ſämmtliche „12,283 bedeutendere Zuflüſſe“ aufführte, welche, wie er ſagt, der Rhein empfängt, und die ihm nicht leicht Jemand nachzählen möchte und könnte. In einem Leſebuch für alle Stände verdient die Arbeit den entſchiedenſten Tadel.

Hinſichtlich der Leſer iſt es freilich ſchwerer, ein ſolches Lehr- und Leſebuch als ein wiſſenſchaftlich-geographiſches Werk für gelehrte Geographen zu ſchreiben; den Gelehrten ſey leicht predigen, ſagt ſchon das alte Sprüchwort. Wenn der Geograph in ſeiner Wiſſenſchaft ſelbſt unterrichtet, ſo kann er von den Schülern erfahren, ob er ſich ſo klar und verſtändlich faſſe, daß dieſe ihm zu folgen im Stande ſind, und auf ſolche Weiſe einigermaßen lernen, was und wie er für ein gemiſchtes Publikum ſchreiben müſſe. Unterrichtet der Geograph nicht, ſo mag er zu ſeiner beßfallſigen Belehrung das Manuſcript der mathematiſchen Geographie etwa einem Zoologen, die zoologiſche Geographie einem Philologen, die linguiſtiſche einem Aſtronomen, oder auch alle drei einem gebildeten Mann, der nicht vom gelehrten Stande iſt, geben und erfragen: ob er verſtändlich geſchrieben habe. —

Die Abfaſſung einer Geographie iſt aber auch, ganz abgeſehen vom Leſer, ſchwierig hinſichtlich der präciſen Begriffsbeſtimmung des Gegenſtandes der Geographie. Arbeitet der

Aſtronom eine Aſtronomie aus, der Geognoſt eine Geogneſie, der Botaniker eine Botanik, der Zoolog eine Zoologie, der Anthropolog eine Anthropologie, ſo wird es ihm nicht ſchwer, den Umfang ſeiner Aufgabe zu beſtimmen und ſich zu bewahren, daß er nichts Ungehöriges, Heterogenes in ſein Werk aufnehme. Wie ganz anders iſt es beim Geographen! Alle ſo eben genannten Wiſſenſchaften und noch viele andere wollen von ihm berückſichtigt ſeyn, und doch ſoll ſein Werk nicht in eine Aſtronomie, Zoologie, Botanik ꝛc. ausarten, indem er ſich ganz in einzelne Disciplinen verliert. Dabei treten ihm auch noch einmal die Leſer aller Stände unter die Augen, er wird verlegen, wie viele Kenntniß dieſer einzelnen Wiſſenſchaften er ihnen zumuthen dürfe, und ängſtet ſich, wie er doch in der Kürze eine Art Elementarunterricht über dieſelben geben ſolle. Wer es verſucht hat, weiß es, wie auſſerordentlich ſchwer hier die Gränzbeſtimmung iſt; wir wollen nur beiſpielsweiſe das Verhältniß des Hiſtoriſchen zum eigentlich Geographiſchen anführen. Will man nämlich die Aufgabe des Geographen darauf beſchränken, daß er den Zuſtand der Erde und ihrer Bewohner einzig für den gegenwärtigen Zeitmoment beſchreibe, ohne alle Rückſicht auf die Vergangenheit, ſo wird ſein Werk eine petrefactenartige Starrheit und Lebloſigkeit erhalten. Fordert man doch ſelbſt nicht bloß eine Beſchreibung der Gebirge, ſondern auch eine, auf getreue Beobachtung der Gegenwart gebaute, Geſchichte derſelben. Man verlangt ſogar eine Charakteriſtik des Zuſtandes der Erde zur Zeit, da die alten Formationen ſich bildeten, und betrachtet mit Vergnügen die phantaſtiſche bildliche Darſtellung eines engliſchen Geologen, auf welcher eine wüſte Gebirgsgegend und Gewäſſer mit all den ſeltſamen wunderlichen Thieren der Epoche der Juraformation dargeſtellt iſt. Verlangt man nun ſchon (wir wollen hier nicht entſcheiden, ob mit Recht) eine Geſchichte jener nächtlich dunkeln Zeiten, da die Berge wurden, wie viel mehr wird man einen Ueberblick der Geſchichte der Völker, deren Länder der Geograph beſchreibt, und kurze Chroniken ihrer Städte ꝛc. fordern. Man beſchreibe das jetzige

Rom, Jeruſalem, Athen ohne Erwähnung ihrer Vergangenheit, es iſt unmöglich. Aber hier das richtige Maaß zu treffen, daß ſich unſere Geographie nicht ganz in Geſchichte verliere, im Lapidarſtil des Tacitus die wichtigſten hiſtoriſchen Momente der Reiche und Städte kurz und treffend zu charakteriſiren, das iſt eine ſehr ſchwere Aufgabe.

Ganz eigen iſt auch das Verhältniß des Geographen zu den Reiſebeſchreibern. Sein Werk kann einen ſehr verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Charakter in dieſer Hinſicht haben. Es kann nämlich eine Vorſchule für ein künftiges Studium von Reiſebeſchreibungen ſeyn, indem es die allgemeinſten Umriſſe der Erdkunde gibt und den Leſer dadurch befähigt, beim ſpätern Leſen jeder Reiſebeſchreibung ſogleich orientirt zu ſeyn und durch dies Leſen jene Umriſſe weiter auszuführen, ihnen Licht, Schatten und Farben hinzuzufügen; es kann aber auch eine Geographie (ich nenne Ritter) die bei Reiſebeſchreibern zerſtreuten Züge zu einem reichen ausgeführten Bilde der Länder zuſammenſtellen, wie der Meiſter einer Moſaikarbeit aus unzähligen Stiften ſein Bild componirt.

Wie kommt es aber, daß gerade dem Geographen die ſcharfe Beſtimmung ſeines Gegenſtandes und die Gränze zwiſchen ſeinem Gebiet und den Gebieten vieler andern Wiſſenſchaften ſo ſchwer fällt? Daher, weil der Begriff der Geographie jetzt ein ganz anderer geworden, als er etwa noch zu Büſchings Zeit war. Es iſt, als hätten ſich in unſerer Zeit alle Wiſſenſchaften und Künſte bei der Geographie ein Rendezvous zu einem Familienfeſt gegeben, weil ſie erſt jetzt ſich ihrer Verwandtſchaft bewußt geworden. Da kommen Aſtronomen, Phyſiker, Botaniker, Zoologen, Mineralogen, Sprachforſcher, Statiſtiker — wer kann ſie alle aufzählen? — zuſammen, bringen die Früchte unſäglicher Arbeit, um dieſe Früchte in Ein großes gemeinſames Werk zuſammenzufaſſen. Sie möchten gern Alles, was die weite Erde bietet, ſo zuſammenſtellen, daß es überblickt und begriffen werden könnte. Das bezwecken auch Sammlungen aller Art. In den zoologiſchen und mineralogiſchen findet man Thier-

und Steinarten der ganzen Erde verſammelt; in ein und demſelben Fache liegt Obſidian von Kamtſchatka und von Mexiko, von Island und von den liparischen Inſeln; neben der neuholländiſchen Taube ſteht die von Java und Deutſchland. In botaniſchen Gärten wachſen Pflanzen aller Zonen und Welttheile, der arabiſche Kaffeebaum neben dem chineſiſchen Theeſtrauch und dem Brodbaum von Tahiti. Länder, Gegenden, Städte, Pflanzen, Thiere, Menſchen und Menſchenwerke werden auf mannigfaltige Weiſe dargeſtellt in Karten, Bildern und Beſchreibungen; Grammatiken und Wörterbücher aller Sprachen werden angefertigt. In wie vielen Städten Europas findet man nicht das Alles, wie eine kleine Welt beiſammen!

So ſuchen wir uns durch die mannigfaltigſten ſinnlichen Anſchauungen das Ferne zu vergegenwärtigen, wir wollen das Zerſtreute ſammeln, durch Zuſammenſtellung vieler, in der Vereinzelung als zufällig erſcheinenden, Thatſachen, große umfaſſende Geſetze finden. Iſt der Lebenskreis des einzelnen Menſchen zeitlich und räumlich beſchränkt, kann er das Maaß ſeines leiblichen Daſeyns nicht überſchreiten, tragen ihn keine Flügel über die Erde, ſo gehört ſein Geiſt doch nicht bloß der nächſten Gegenwart, ſondern einer größeren Welt an. Mit unſäglichem Fleiß und durch das intenſivſte Denken ſucht er nun das Mißverhältniß zwiſchen dem weitkreiſenden Streben ſeines Geiſtes und der Beſchränkung ſeines ſterblichen Leibes auszugleichen, um zuletzt die für ſeine leiblichen Augen unüberſehbare Erde innerlich im Geiſte in Ein Bild, in Einen großen Gedanken zu concentriren.

Wir wollen nun von dieſen allgemeinen Betrachtungen zu unſerer Encyklopädie zurückkehren, und die Ausführung der einzelnen Theile näher betrachten, wobei wir jedoch vorzugsweiſe bei dem verweilen werden, was dem Buche vor andern eigenthümlich iſt.

Die mathematiſche Geographie ward von Herrn Wallace gründlich bearbeitet; ob überall hinlänglich populär, darüber haben wir ſchon unſer Bedenken ausgeſprochen, und möchten

dem würdigen Hrn. Verf. wie ſeinen Mitarbeitern nochmals rathen, darüber das Urtheil gebildeter Männer, die nicht von ihren Fächern ſind, einzuholen.

Was die phyſikaliſche Geographie des Herrn Jameſon betrifft, ſo finden wir in der Hydrologie die Darſtellung aller Meere zwar in der Haupteintheilung richtig, aber ohne gehörige Ausführung im Einzelnen, was ſich ſchon aus der Kürze der Darſtellung (ſie befaßt wenig über eine Seite) abnehmen ließe. So lautet z. B. die Beſchreibung des indiſchen Oceans. Er „beſpült die Geſtade der ſüdlichen Küſte Afrikas und die Südküſte Aſiens. Oeſtlich wird er begränzt durch die indiſchen Inſeln, Neu-Holland und Neu-Seeland (?); er iſt 1500 Seemeilen lang und eben ſo breit, enthält viele Inſeln, die zwei großen Baien von Bengalen und Oman, nebſt dem tiefen perſiſchen Meerbuſen und dem rothen Meere. Die ſogenannten Muſſons herrſchen in ſeinen nördlichen Theilen.“ Wie unbeſtimmt ſind die angegebenen Gränzen; die mächtigen Meerbuſen werden nur genannt, nicht charakteriſirt, andere Meerbuſen, wie auch die Palksſtraße und die von Moſambik, ſind nicht einmal genannt. Es iſt zu bemerken, daß bei der nachfolgenden Beſchreibung der Welttheile faſt keine weitere Erwähnung der Meere geſchieht.

In der Geognoſie folgt der Verf. vorzüglich der Wernerſchen Lehre. Hinſichtlich der Geneſis der Gebirge hat er ſich durch die neueren Geologen beſtimmen laſſen, von Werner abzuweichen und ſich einer Art Juste milieu zwiſchen Neptunismus und Vulkanismus zuzuwenden. Er nimmt daher an: einiger Granit ſey vulkaniſchen, anderer neptuniſchen Urſprungs. Kein Naturforſcher hat Granit in der Natur entſtehen ſehen, auch nicht in Laboratorien erzeugt, daher weiß eigentlich niemand, wie die Granitgebirge entſtanden ſind, und wir begreifen darum nicht, wie man nur mit einiger Sicherheit anzugeben vermöchte, welcher Granit vulkaniſchen, welcher neptuniſchen Urſprungs ſey.

Herr Hooker benutzte in ſeiner ſehr ſorgfältig behandelten Pflanzengeographie vorzüglich Decandolle, Mirbel und Shouw.

Bei der Geographie der Thiere beginnt Herr Swainſon mit Betrachtung der Racen. Er erklärt ſich, mit Recht, entſchieden gegen die Hypotheſe, daß die Menſchenracen als eigene Species anzuſehen ſeyen, weil dieſe Hypotheſe eben ſo ſehr gegen die Vernunft, als gegen den Glauben an die geoffenbarte Religion verſtoße. Woher aber das Zerfallen der Menſchenſpecies in fünf Racen, oder genauer (nach Cüvier und Prichard) in drei Hauptracen, in die kaukaſiſche, mongoliſche und äthiopiſche? Swainſon führt es auf die Abſtammung von den drei Söhnen Noahs zurück, indem er Ham als Stammvater der äthiopiſchen, Japhet der mongoliſchen und Sem der kaukaſiſchen Race betrachtet.

Gegen die „herabwürdigende Theorie" (degrading theory), welche den Menſchen in die Klaſſe der Quadrupeden ſtellt, proteſtirt der Verf. entſchieden. Nicht Stolz habe bedeutende Naturforſcher abgehalten, ſich mit den Thieren in eine Klaſſe zu ſtellen, ſondern Betrachtungen höherer Art; es rege ſich ein eingeborener Widerwille und Abſcheu gegen die Annahme einer ſolchen Verwandtſchaft in dem Gemüthe eines jeden Menſchen, des gebildeten wie des ungebildeten. Die Offenbarung ſetze überall den Menſchen, auch den gefallenen, auf's beſtimmteſte den vergänglichen Thieren entgegen. Als ein verbindendes Glied zwiſchen Materie und Geiſt gehöre er einer höhern Ordnung der Dinge an, und werde einſt gewiß belohnt oder beſtraft werden, je nachdem er ſeiner geiſtigen oder irdiſchen Natur das Uebergewicht einräume.

Wir führen dies an und könnten manche ähnliche Aeuſſerungen von Seiten der übrigen würdigen Herausgeber mittheilen, um ihren religiöſen Ernſt zu charakteriſiren, welcher leider ſo vielen naturwiſſenſchaftlichen Werken unſeres Vaterlandes fehlt, ja deſſen ſich viele, ſehr viele ſchämen würden. Dieſen Ernſt, den ſteten Hinblick auf die heilige Schrift beim Erforſchen der Schöpfung verlangt man aber keineswegs nur im Namen frommer Gemüther, welche Erbauung in dieſer deſtructiven Zeit ſuchen; man wird ſich vielmehr von wiſſenſchaftlicher Seite

der bald überzeugen müſſen, daß die einſeitigen Naturforſcher, welche ſich von der Offenbarung wegwenden, zwar als Knechte der Wiſſenſchaft Stroh zuſammentragen und Ziegel brennen, nimmermehr aber bei ihrer Halbheit als geſegnete Freunde derſelben zu der höhern, umfaſſenden, bleibenden Wahrheit ſich erheben können.

Durch die Anſicht von den Menſchenracen begründete Swainſon ſeine Theorie der Vertheilung der Thiere auf der Erde, über welche er in ſeinem Treatise on the Geography and Classification of Animals genauer ſpricht.

Das dritte Kapitel des zweiten Buches handelt ſehr kurz von den ſocialen Verhältniſſen der Menſchen. Auf $3\frac{1}{2}$ Seiten wird zuerſt ein Ueberblick der ganzen Geſchichte gegeben, von den Staatsverhältniſſen, den Gewerben und dem Handel geſprochen, weiter auf einer Seite von der Bevölkerung, dem Nationalcharakter, den Religionen, Wiſſenſchaften und Künſten; die letzte Abtheilung gibt eine Ueberſicht der Sprachſtämme. Und hierauf ſchreitet das Werk zum dritten Theile fort, welcher die Beſchreibung der fünf Welttheile enthält.

Europa macht den Anfang. Hier treffen wir die erſte Karte, die des genannten Welttheils. Wir müſſen geſtehen, daß wir kaum begreifen, wie dieſe häßlichen Karten, welche faſt an den alten Orbis pictus erinnern, in ein übrigens ſo elegant ausgeſtattetes Werk aufgenommen werden konnten. Nur wenige Städte- und Flußnamen finden ſich darauf, dagegen verweiſen eine Menge Zahlen und Buchſtaben auf ein beigegebenes Verzeichniß jener Namen. In dieſen Verzeichniſſen ſind eine Unzahl Schreib- oder Druckfehler, z. B. Calm (Culm); Nuremburg; Waſterhauſen (Wuſt.); Seſtenberg (Senftenberg); Dunderſtadt (Dud.); Bildhaus (Wildhaus); Osnaburg u. ſ. w. Zudem iſt die Auswahl der verzeichneten Orte oft ohne richtige Würdigung der Bedeutſamkeit derſelben gemacht, was ſich ſchon daraus vermuthen ließe, daß man z. B. von dem ſtädtereichen Frankreich nur 51, dagegen vom (europäiſchen) Rußland 254 Ortsnamen aufgenommen hat, unter dieſen letzteren ſolche, welche

man wenigſtens auf den zwei (guten) Blättern des europäiſchen Rußlands im Stielerſchen Atlas gar nicht findet. Die meiſten übrigen Holzſchnitte ſind den Karten weit vorzuziehen, beſonders zeichnen ſich die Abbildungen der Thiere aus, die der Pflanzen ſind etwas ſteifer. Sehr verſchiedenen Werth haben die Abbildungen der Städte, Gebäude ꝛc. Die Verfaſſer haben, wie billig, ihr Vaterland vorzüglich reich bedacht. Sind auch die einzelnen Bauwerke Roms gut dargeſtellt, ſo iſt die Anſicht von Rom (S. 619) doch höchſt charakterlos, noch mehr die von Wien (S. 686) und von Bordeaux ꝛc.

Nach dieſer Abſchweifung über die Holzſchnitte der Encyklopädie, kehren wir zur Beſchreibung von Europa zurück. Dieſe Beſchreibung (ſo wie die der übrigen Welttheile) ſteht zwiſchen dem, was im allgemeinen Theile (mit Ausnahme der mathematiſchen und einiger Kapitel der phyſikaliſchen Geographie) abgehandelt worden, und dem, was bei Beſchreibung einzelner Länder weiterhin abgehandelt wird, gewiſſermaßen in der Mitte. Hier drängt ſich uns die wichtige Frage auf: wie verhalten ſich dieſe drei Partien zu einander, was iſt in die allgemeine Geographie aufzunehmen, was gehört in die Beſchreibung des Welttheils, was in die Beſchreibung des einzelnen Landes im Welttheil? Wir wollen es verſuchen, dieſe Frage zu beantworten. —

Was nicht bloß einen einzelnen Welttheil betrifft, ſondern die ganze Erde, das gehört entſchieden in die allgemeine Geographie; ſo z. B. die mathematiſch-geographiſchen Verhältniſſe, die Beſchreibung des Meeres. Sollen wir aber das, was zwar auf der ganzen Erde, in einzelnen Welttheilen und Ländern jedoch mit eigenthümlichem Charakter, auftritt, z. B. Sprache, Religion ꝛc., dennoch in der allgemeinen Geographie nicht bloß in ſeinen Umriſſen darſtellen, ſondern hier ſogleich bis in's Einzelne durchführen und angeben, wie es ſich in jedem Welttheil und Lande eigenthümlich geſtalte? Offenbar müſſen wir das, was zu Einem Ganzen gehört, möglichſt als Ein Ganzes darſtellen, nicht zerriſſen und vereinzelt. Ueberſchreitet dieſes Ganze, der beſtimmte Gegenſtand, die Gränzen eines

Welttheils, so ist es rathsam, denselben in der allgemeinen Geographie vollständig zu verhandeln. Dahin rechnen wir die Sprachfamilien. Es werden die indogermanischen Sprachen in allen Welttheilen gesprochen, die semitischen durch Juden und Araber mindestens in drei Welttheilen. Dasselbe gilt von den Religionen, deren einige über mehrere Welttheile, die christliche über die ganze Erde, verbreitet sind. Hat man nun die Charakteristik der Sprachfamilien und Religionen im allgemeinen Theile gehörig gegeben, so bleibt bei Beschreibung jedes einzelnen Landes nur das zu sagen, was die Sprache, Religion ꝛc. in diesem Lande eigenthümliches hat, übrigens verweist man auf die allgemeine Geographie. Die Darstellung der Gebirge und Flüsse scheint besser der Beschreibung einzelner Welttheile anheim zu fallen, nicht aber der Beschreibung einzelner Länder, aus dem einfachen Grunde, weil, abgesehen von der Gränze Europas und Asiens, kein Fluß und kein Gebirgsganzes zweien Welttheilen angehört, dagegen viele Flüsse und Gebirgsganze durch mehrere einzelne Länder eines Welttheils laufen. So muß man die Pyrenäen, den ganzen Zug der Alpen, den Lauf der Donau, des Rheins ꝛc. vollständig in der Beschreibung Europas als Ganze darstellen, diese Darstellung wird aber zerrissen, wenn man z. B. die Pyrenäen bei der Beschreibung von Frankreich und Spanien, die Alpen bei Darstellung von Italien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland stückweise abhandelt.

Von diesen eben aufgestellten Grundsätzen weicht die Murray'sche Encyklopädie oft ab. Wir wollen einiges beispielsweise anführen. S. 275 ist in der allgemeinen Geographie in zwanzig Zeilen der Ueberblick oder vielmehr nur ein unvollständiges Namensverzeichniß der Religionen gegeben, aber keineswegs eine Charakteristik derselben und eine Darstellung ihrer wechselseitigen Verhältnisse. S. 287 handelt von den Religionen der Europäer, fast ausschließlich vom Christenthum, seinen Confessionen und Sekten, wieder nur sehr kurz. Steigen wir endlich weiter hinunter, so finden wir z. B. S. 683 eine in zehn Zeilen zusammengedrängte Darstellung der Confessionsverhältnisse in

Deutſchland. Wir ziehen, wie geſagt, eine genaue Charakteriſtik der Religionen im allgemeinen Theile entſchieden vor, durch welche der Leſer vollſtändig ein für allemal unterrichtet wird, während er bei dieſer zerſtückelten Darſtellung ſich vergebens bemüht, aus vielen Stellen des Werkes eine Anſicht des Ganzen zuſammenzuleſen. In dieſer Hinſicht müſſen wir auch dies bemerken. Was der allgemeine Theil der Geographie enthält, braucht in den ſpeciellen Theilen derſelben nicht wiederholt zu werden, dagegen das in der Beſchreibung eines Welttheils Enthaltene keineswegs für einen andern Welttheil mit gilt. Jene kurze Darſtellung der Europäiſchen Chriſtenheit entſchuldigt es daher nicht, daß die Verf. bei der allgemeinen Beſchreibung Amerika's der Religions-Verhältniſſe dieſes Welttheils gar nicht gedenken.

Wenn dem Leſer wegen ſeiner Bekanntſchaft mit den chriſtlichen Confeſſionen die eben gerügten Fehler nicht ſo ſehr in die Augen fallen, ſo wird er ſich ſchon mehr daran ſtoßen, daß er nirgends eine genügende Charakteriſtik des Muhammedanismus findet. Nicht im allgemeinen Theile, wo derſelbe mit vier Zeilen abgefertigt iſt; nicht in der Beſchreibung Europa's oder Aſiens; einiges dahin Gehörige findet man unter der Rubrik: bürgerlicher und geſellſchaftlicher Zuſtand der europäiſchen Türkey (§. 3560.), einiges im Ueberblick der Geſchichte Arabiens (§. 3880.).

Wir ſagten: es ſey vorzuziehen, die Gebirge und Flüſſe in der Beſchreibung der Welttheile möglichſt vollſtändig darzuſtellen, ſo daß bei Beſchreibung der einzelnen Länder auf dieſe Darſtellung verwieſen würde. Unſere Encyklopädie gibt §. 1261 eine höchſt ungenügende, in eine halbe Seite zuſammengefaßte Beſchreibung der Gebirge Europas, durch welche kein Gebirgsganzes klar heraustritt. Sucht man nun bei Beſchreibung der einzelnen Länder die nähere Ausführung jener ſo ungenügenden allgemeinen Umriſſe, ſo findet man ſich durchaus nicht befriedigt. Wie nebelnd iſt z. B. die Darſtellung der deutſchen Gebirge (§. 2806.) „Die Südgränze Deutſchlands," heißt es, „wird

durch die Alpen gebildet, die höchste und steilste Kette in Europa. Der Ortelес (sic) und der Grosglockner in den Rhätiſchen oder (?) Tyroler Alpen ſind 14400 und 12000 Fuß hoch. — Von dieſer ſüdlichen Barriere laufen niedrigere Zweige aus und bedecken einen großen Theil des innern Landes; der Schwarzwald in Schwaben, das Siebengebirg am Rhein, die Kette des Harzes in Böhmen und Sachſen, und der Thüringer Wald" ꝛc.* Wir brauchen den Leſer kaum auf das Lückenhafte, Willkürliche, Charakterloſe und zum Theil ſehr Irrige dieſer Darſtellung aufmerkſam zu machen, da er ſich hierüber aus einer guten Geographie Deutſchlands eines Beſſern belehren kann.

Was wir von der Charakteriſtik der Gebirge ſagen, gilt auch für die der Flüſſe. In dem kurzen §. 1262 findet ſich eine unordentliche Aufzählung der europäiſchen; warum einige genannt ſind, andere nicht, iſt nicht wohl einzuſehen. Wäre nun hier der ganze Lauf jedes Stroms vollſtändig beſchrieben, ſo brauchte der Verfaſſer nicht denſelben wiederholt bei Beſchreibung verſchiedener Länder; z. B. den Rhein nicht bei Beſchreibung der Schweiz, Deutſchlands, Frankreichs und der Niederlande aufzuführen.

Was die Beſchreibung der einzelnen Länder betrifft, ſo haben die Verfaſſer auf Großbritannien großen Fleiß gewandt, auch auf die den Engländern unterworfenen Länder, vorzüglich auf Oſtindien. Hinſichtlich der Beſchreibung unſeres Vaterlandes müſſen wir manche bedeutende Ausſtellungen machen. Hier einige als Beiſpiele. S. 676 heißt es: Brandenburg und Preußen hätten keine große Rolle geſpielt, „bis in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts Friedrich I. nicht allein den Königstitel annahm, ſondern auch ſeine Lebenszeit darauf verwendete, ein Heer zu bilden, und deſſen Diſciplin aufs Höchſte zu ſteigern.

* From this southern barrier, lower branches descend and cover a great part of the interior country; the Black Forest in Swabia; the Seven Mountains on the Rhine; the metalliferous chain of the Hartz in Bohemia and Saxony, and the forest of Thuringia.

Dieſe Armer überkam ſein Sohn, der große Friedrich" . . . !! Friedrich I. kam aber im Jahr 1688 zur Regierung, nahm nicht in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, ſondern im Jahr 1701 den Königstitel an, ihm folgte im Jahre 1713 nicht Friedrich der Große (denn der war der Enkel Friedrichs I.), ſondern ſein Sohn Friedrich Wilhelm I. Dieſer, nicht Friedrich I., ſchuf das preußiſche Heer, und hinterließ es ſeinem Sohne Friedrich dem Großen.

Gegen die Charakteriſtik des ſocialen Zuſtandes von Deutſchland ließe ſich viel ſagen, z. B. gegen die ungründliche Darſtellung der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft (§. 2887.), wie der Kunſt (§. 2892.). So heißt es z. B. von den mächtigen deutſchen Bauwerken, welche der Italiener Aeneas Sylvius ſchon bewunderte, ſie ſeyen nach italieniſchen Muſtern gebaut! Ueber die deutſchen Philoſophen äußert ſich der Verf. ſo: wir bekennen zu denen zu gehören, welche nur ſchwache Schimmer von Sinn (faint glimpses of meaning) in den Werken dieſer gelehrten Männer zu entdecken im Stande ſind, und dahin neigen, mit Frau von Stael zu glauben: das Luftreich ſey den deutſchen Metaphyſikern zu Theil geworden. Wie wenn man den engliſchen Philoſophen, etwa den Mitarbeitern der Annals of Philosophy, das Dampfreich zuwieſe, da ihre Spekulationen ſich ſo vielfach auf Dampf beziehen? Bei der Beſchreibung Wiens wird geſagt, nachdem die Stephanskirche geſchildert worden: Die Stadt „hat eine Anzahl anderer ſehr ſchöner Kirchen, vornämlich die zu St. Lorenz, ein gothiſches Gebäude von großer Eleganz." Hierbei wird auf Figur 376 verwieſen, welche ein getreues Bild der von der Karolinenſtraße aus aufgenommenen Lorenzkirche in — Nürnberg iſt. Bei der Beſchreibung von Nürnberg ſelbſt (S. 698) verſieht ſich der Verf. wieder ſtark. Er ſagt: die Kirchen der Stadt „ſind mit reichen alten Glasmalereien geziert und auserleſenen Werken von Albrecht Dürer, einem gebornen Nürnberger, und andern von Sachſens (Hans Sachs), Behaim und Pirckheymer!!" (they are adorned with rich early paintings on glass, and select works by Albert Durer, a native of the town,

and others by Sachsens (sic), Behaim and Pirckheymer). Wir vermiſſen überhaupt bei vielen Ortsbeſchreibungen, daß ſie nicht das Eigenthümliche auch ausgezeichneter Städte gehörig herausheben. Die wandernden deutſchen Handwerker hatten Wahrzeichen für jede Stadt; wählten ſie auch nicht immer die rechten, ſo ſollten dieſe Wahrzeichen doch gewiß den individuellen Charakter der Stadt hervorheben. Dieſe richtige Abſicht mag dem Geographen ein Fingerzeig ſeyn. Es iſt ganz recht, daß der Verf. als ein ſolches Wahrzeichen Kölns den jährlichen Verſchleiß von 80000 Flaſchen köliniſch Waſſer anführt: wie konnte er aber jenes alte glorreiche Wahrzeichen dieſer Stadt, „den hohen Dom" unberührt laſſen, der als ein mächtiges Denkmal „deutſcher Art und Kunſt" aus frühen Jahrhunderten auf Farinas junge Waſſerfabrik hinabſchaut. Nürnberg, London, Venedig, Florenz, Rom, Jeruſalem, Städte, welche wie Monumente einer großen Vorzeit erſcheinen, oder eine große Gegenwart haben, oder auch beides in ſich vereinigen, ſolche zu beſchreiben, iſt für den Geographen eine angenehme Aufgabe. Deſto ſchwieriger und langweiliger iſt freilich das Geſchäft, charakterloſe Städte zu charakteriſiren, ſolche welche nichts Eigenthümliches haben. Es dürfte faſt gerathen ſeyn, generiſche Charaktere für einen Compier ganz gleichartiger Städte aufzuſtellen. Z. B. Eine Stadt regelmäßig gebaut, ſie hat mehrere ſchöne Plätze. Spaziergänge in und außerhalb der Stadt und einige anſehnliche Gebäude machen dieſen Ort zu einem der freundlichſten. Wir bemerken das Schloß mit einem ſchönen Garten, das Regierungsgebäude, Komödienhaus, Kaſerne, Marſtall, Reitſchule, Gymnaſium, Real- und andere treffliche Schulanſtalten, Ständehaus, Bibliothek, Muſeum, Naturalien- und Kunſtkabinet, die neue proteſtantiſche Kirche, die Judenſynagoge, in welcher deutſch gepredigt wird u. ſ. w. Wie viele Städte Deutſchlands würde dieſer Character genericus befaſſen, höchſtens dürfte man mit Verweiſung auf denſelben, einen kurzen Character ſpecificus des Orts hinzufügen.

Da wir die Kunſt der Darſtellung hier berührt haben, ſo wollen wir nicht verhehlen, daß uns die Beſchreibungen in

dem von Herrn Murray bearbeiteten Theile der Encyklopädie, etwas an Gibbons auf Stelzen einherschreitenden Styl erinnerten, an deſſen fruchtloſe Anſtrengung, durch rhetoriſche Schilderungen voll hochtönender vager Epitheta, Effekt hervorzubringen. Der ſchlichte feine Leſer fühlt dieſe Abſicht, und „er iſt verſtimmt.“ Wir möchten dagegen die Naturſchilderungen Göthes in ſeinen früheren Schriften, z. B. in den Briefen aus Italien als Muſter aufſtellen. Ganz vertieft in ſeinen Gegenſtand und in die Darſtellung deſſelben, beſchreibt Göthe einfach und treffend, denn ſeine Worte werden durch die Anſchauung erzeugt und hervorgerufen. Ohne nach Art ſchlechter Schauſpieler darauf zu denken, Effekt hervorbringen zu wollen, bringt er Effekt hervor. Beſonders iſt es eine gefährliche Klippe für den Geographen, wenn er die Rolle des Reiſebeſchreibers übernimmt und auch das, was er nicht geſehen und erlebt hat, ſchildern will, als hätte er es geſehen und erlebt.

Wiewohl ich nun in ſo Manchem mit den würdigen Verfaſſern dieſes Werks nicht übereinſtimmte, manches als irrig rügte, ſo laſſe ich dennoch von Herzen der ernſten Geſinnung, der Wahrheitsliebe, der wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit und dem großen Fleiße derſelben volle Gerechtigkeit widerfahren.

Abrahams Nachkommen.

„Was ſind alle miracula speciosa einer Odyſſee und Iliade und ihrer Helden gegen die einfältigen aber bedeutungsreichen Phänomene des ehrwürdigen Patriarchenwandels? — Die ganze Geſchichte des jüdiſchen Volkes ſcheint nach dem Gleichniſſe ihres Ceremonialgeſetzes, ein lebendiges geiſt- und herzerweckendes Elementarbuch aller hiſtoriſchen Litteratur im Himmel, auf und unter der Erde.“

Hamann.

Im erſten Buche Moſe finden wir folgende Verheißungen:

1. Cap. 12, 1 — 3. Und der Herr ſprach zu Abraham: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundſchaft und aus deines Vaters Hauſe in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen, und will dich ſegnen, und dir einen großen Namen machen, und ſollſt ein Segen ſeyn. Ich will ſegnen, die dich ſegnen, und verfluchen, die dich verfluchen, und in dir ſollen geſegnet werden alle Geſchlechter auf Erden.“

2. Cap. 13. 16. ſpricht der Herr zu Abraham: „Und ich will deinen Saamen machen wie den Staub auf Erden. Kann ein Menſch den Staub auf Erden zählen, der wird auch deinen Samen zählen.“

3. Cap. 15, 2. Abraham aber ſprach: „Herr, Herr was willſt du mir geben? Ich gehe dahin ohne Kinder, und mein Hausvogt, dieſer Elieſer von Damascus hat einen Sohn.“ Und Abraham ſprach weiter: „Mir haſt du keinen Saamen gegeben, und ſiehe, der Sohn meines Geſindes ſoll

mein Erbe seyn." Und siehe der Herr sprach zu ihm: „Er soll nicht dein Erbe seyn, sondern der von deinem Weibe kommen wird, soll dein Erbe seyn." Und er hieß ihn hinausgehen und sprach: „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne, kannst du sie zählen?" Und sprach zu ihm: „Also soll dein Saame werden." Abraham glaubte dem Herrn.

4. Cap. 16. Der Engel des Herrn verkündete in der Wüste der von Abraham schwangeren Hagar: „Ich will deinen Saamen also mehren, daß er vor großer Menge nicht soll gezählet werden." Weiter sprach der Engel des Herrn zu ihr: „Siehe, du bist schwanger geworden und wirst einen Sohn gebären, des Namen sollst du Ismael heißen, darum, daß der Herr dein Elend erhöret hat. Er wird ein wilder Mensch seyn; seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn; und wird gegen alle seine Brüder wohnen."

5. Cap. 17. Als nun Abraham 99 Jahre alt war, erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm. Und ich will meinen Bund zwischen mir und dir machen, und will dich fast sehr mehren." Da fiel Abraham auf sein Angesicht. Und Gott redete weiter mit ihm und sprach: „Siehe, ich bins, und habe meinen Bund mit dir und du sollst ein Vater vieler Völker werden. Darum sollst du nicht mehr Abram heißen, sondern Abraham soll dein Name seyn, denn ich habe dich gemacht vieler Völker Vater. Und will dich fast sehr fruchtbar machen; und sollen auch Könige von dir kommen."

Und Gott sprach abermal zu Abraham: „Du sollst dein Weib Sarai nicht mehr Sarai heißen, sondern Sarah soll ihr Name seyn. Denn ich will sie segnen und von ihr will ich dir einen Sohn geben; denn ich will sie segnen, und Völker sollen aus ihr werden und Könige über viele Völker." Da fiel Abraham auf sein Angesicht und lachte und sprach in seinem Herzen: Soll mir hundert Jahre alt ein Kind geboren werden, und Sarah neunzig Jahre alt gebären?" Und Abraham sprach zu Gott: „Ach daß Ismael leben sollte vor dir!" Da sprach

Gott: „Ja, Sarah, dein Weib ſoll dir einen Sohn gebären, den ſollſt du Iſaak heißen, denn mit ihm will ich einen ewigen Bund aufrichten, und mit ſeinem Saamen nach ihm. Dazu um Ismael habe ich dich auch erhöret. Siehe, ich habe ihn geſegnet, und will ihn fruchtbar machen und mehren faſt ſehr. Zwölf Fürſten wird er zeugen und will ihn zum großen Volk machen. Aber meinen Bund will ich aufrichten mit Iſaak.“

6. Cap. 18, 10 — 18. Da ſprach der Herr: „Ich will wieder zu dir kommen, ſo ich lebe, ſiehe, ſo ſoll Sarah dein Weib einen Sohn haben.“ Das hörete Sarah hinter ihm, hinter der Thür der Hütte. Und ſie waren beide, Abraham und Sarah, alt und wohl betagt, alſo daß es Sarah nicht mehr ging nach der Weiber Weiſe. Darum lachte ſie bei ſich ſelbſt und ſprach: „Nun ich alt bin, ſoll ich noch Wolluſt pflegen, und mein Herr auch alt iſt.“ Da ſprach der Herr zu Abraham: „Warum lachet des Sarah und ſpricht: Meineſt du, daß es wahr ſey, daß ich noch gebären werde, ſo ich doch alt bin? Sollte dem Herrn etwas unmöglich ſeyn? Um dieſe Zeit will ich wieder zu dir kommen, ſo ich lebe, ſo ſoll Sarah einen Sohn haben.“ Da läugnete Sarah und ſprach: „Ich habe nicht gelacht,“ denn ſie fürchtete ſich. Aber er ſprach: „es iſt nicht alſo, du haſt gelacht.“ Da ſtanden die Männer auf von dannen und wandten ſich gegen Sodom und Abraham ging mit ihnen, daß er ſie geleitete. Da ſprach der Herr: „Wie kann ich Abraham verbergen, was ich thue? Sintemal er ein großes mächtiges Volk ſoll werden, und alle Völker auf Erden in ihm geſegnet werden ſollen.“

7. Cap. 21. „Auch will ich der Magd Sohn (Ismael) zum Volk machen, darum, daß er deines Saamens iſt“ (ſpricht Gott zu Abraham).

8. Cap. 22. Der Engel des Herrn ſpricht zu Abraham, da dieſer den Iſaak auf Gottes Befehl opfern wollen:

„Ich habe bei mir ſelbſt geſchworen, ſpricht der Herr, dieweil du ſolches gethan haſt, und haſt deines eigenen Sohnes nicht verſchonet, daß ich deinen Saamen ſegnen und mehren

will, wie die Sterne am Himmel, und wie den Sand am Ufer des Meeres; und dein Saame ſoll beſitzen die Thore ſeiner Feinde. Und durch deinen Saamen ſollen alle Völker auf Erden geſegnet werden, darum, daß du meiner Stimme gehorchet haſt."

Vier dieſer großen Verheißungen erhielt Abraham, der alte nomadiſirende Hirt und ſeine bejahrte Frau, da ſie nach dem Naturgeſetz kein Kind mehr erwarten konnten. Und als dennoch Iſaak auf wundervolle Weiſe geboren war, erging an den Patriarchen der Befehl, dieſen einzigen Sohn, von deſſen Leben doch die Erfüllung aller Verheißungen abhing, zu tödten, als wenn der Herr ſeine eigene Weiſſagung hätte zu Schanden machen wollen. — Dennoch glaubte Abraham dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. Wahrlich unter ſolchen Umſtänden keinen Zweifel an Gottes Wort zu hegen, dazu gehörte der ſtärkſte, demüthigſte Glaube. Abraham ruht nun ſeit einigen Jahrtauſenden mit Sarah in ſeinem Begräbniß bei Hebron; werfen wir einen Blick über die Völker der Erde, um die Erfüllung der großen Verheißungen zu ſchauen, denen Abraham glaubte.

1. Nachkommen der Hagar.

Hagar gebar ihm Ismael, einen Stammvater der Araber. „Der Araber," ſagt Ritter* in ſeiner ausgezeichneten Charakteriſtik dieſes Volks, „begrenzt ſein Gebiet nicht auf europäiſch politiſche Weiſe, nicht landkartenmäßig. So weit ſeine Heerden ziehen und die Horden ihr Gebiet behaupten können, ſo weit reicht ſeine Heimath; bis wohin Ismael, der Sohn Abrahams ſein Vieh weidete, eben ſo weit, — und wer kann hier die Grenze beſtimmen? — gehört dem heutigen Araber nach ſeiner Ueberzeugung von rechtswegen alles, was ihm Werth hat. Als Beweis gilt ihm die alte Tradition, „daß Ismael der Stammvater der Araber ſey." — Zum ſchriftlichen Beweis ſeines angebornen Rechts auf dieſen Beſitz, beruft ſich der Araber auf

* Ritters Erdkunde Thl. 2. 263. Vergl. was unten über Joktan geſagt wird.

die Aussprüche des Koran, und bezieht die Stelle der Genesis (16, 12.) mit Wohlgefallen auf sich, wo es von seinem Ahnherrn heißt: „Er wird ein wilder Mensch seyn, seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn.“ So weit daher die Araber frei hausen, so weit reicht ihnen in diesem Sinne das Vaterland.“ .... „Unter Arabien, d. h. wüster Landstrich, Land der Nomaden, müssen wir, nach Jones, das Land zwischen dem Tigris, der Erdenge von Suez und dem rothen Meer begreifen, weil so weit, seit undenklichen Zeiten, arabische Sprache, Sitte, Lebensweise der Bewohner in innigster Verbindung mit der Landesnatur standen und einheimisch waren. In den Steppen Mesopotamiens wurde in den ältesten Zeiten, wie noch heute, Arabisch gesprochen, wie in Jemen.“

Und diese arabische Halbinsel allein begreift ungefähr 50,000 Quadratmeilen, ist mehr als viermal größer als Deutschland, ungefähr so groß, als das römische Reich unter Augustus war.

Aber auf diese Halbinsel beschränkte sich der Araber nicht.* Sie ward „zur Wiege der Wanderhorden für die tropischen Breiten Nordafrikas und Südasiens, eine lebendige Menschenquelle, deren Strom seit Jahrtausenden weit und breit nach dem Orient und Occident hin sich ergossen hat .... In unzählige Dynastieen verheilt, haben außerhalb der Peninsula (der arabischen) die Araber mehr als hundert verschiedene Throne bestiegen.“....

„In den frühesten Zeiten vor Muhammed befanden sich ihre Stämme schon in ganz Vorderasien, Syrien, Palästina, Aegypten, Mesopotamien am Tigris bis Iran; in Dekan (Ostindien) seit Agatharchides Zeit bis auf die Ankunft der Portugiesen; in Afrika Nilaufwärts bis Meroe und den Küsten entlang bis Cap Corientes. Fast auf jeder Insel des großen indischen und Ost-Oceans bis gegen die Molucken hatten sie, so weit unsere Geschichte nur hinaufreicht, lange vor der Ankunft der Portugiesen ihre Colonien.“

---

* Ritter Thl. 2. S. 231.

Solche arabiſche Colonien finden ſich in Afrika auf „der Oſtküſte von Quiloa und Moſambik, bei den Bewohnern von Tigre und Habeſch, bei der Nilſtufe Nubiens, bei den Nordufern des Niger und Senegal, bei den Oaſen, in den Thälern des Atlas, den Küſtenſtaaten von Marokko oſtwärts bis zum Nil und wiederum in Aſien, in Bengalen, Malabar, auf dem Plateau von Dekan, von Afghaniſtan, in der hohen Bucharei, Balk, Samarkand, Khoraſan, Iran und längs dem Küſtenſtrich vom Indus zum Euphratdelta. Ihre früheren Seefahrten gingen über Ceylon, Hinterindien bis Kanton, wo ſie unter ihren eigenen Kadi's ſtanden.“ Landeinwärts fand ſie Marco Polo in Tangut, Tibet (um das Jahr 1300). Wahrſcheinlich bevölkerten ſie Madagaskar; vielleicht ſtammt auch der große Kaffernſtamm in Südafrika von ihnen her. — „Im Occident überſchritten ſie die Grenze des afrikaniſchen Kontinents, bevölkerten von 712 bis 1491 die ſüdliche Hälfte der ſpaniſchen Halbinſel, und beherrſchten ſie während 700 Jahren.“ — Karl Martell ſetzte ihren weiteren Fortſchritten durch die glorreiche Schlacht bei Tours eine Grenze, und dadurch den Fortſchritten des Muhammedanismus.

Nachdem wir ſo nach Ritter's Angaben die ungeheure Ausbreitung der Nachkommen Ismaels betrachtet haben — ihre Sprache wird von Indien bis Marokko geſprochen, rings um Afrika herum, und in einem großen Theil ſeines Innern,* ein Drittheil von Aſien verſteht ſie,** ſie iſt die verbreitetſte auf der Erde, — blicken wir noch einmal auf den erſten unſcheinbaren Anfang dieſer großen Geſchichten, auf die Verheißungen Gottes zurück. Und der Engel ſprach zu Hagar: „Ich will deinen Saamen alſo mehren, daß er vor großer Menge nicht ſoll gezählet werden.“ Und zu Abraham ſpricht Gott: „Dazu um Ismael habe ich dich auch erhöret. Siehe ich habe ihn geſegnet und will ihn fruchtbar machen und mehren faſt ſehr.

* Z. B. in Borno nach Lyon.

** Nach Buchanans „Unterſuchungen über den gegenwärtigen Zuſtand des Chriſtenthums in Aſien.“ Seite 203.

Zwölf Fürſten wird er zeugen, und will ihn zum großen Volk machen.“ —

Sind die Weiſſagungen erfüllt? —

2. Nachkommen der Sarah.*

Nun wende ich mich zu der Nachkommenſchaft der Sarah durch Iſaak.

a. Von deſſen Sohn Eſau ſtammen die Idumäer (Edomiter), welche im Süden von Paläſtina bis zum rothen Meere hin wohnten.

b. Von Jakob ſtammen die Juden.

Betrachten wir zuerſt die zehn Stämme Iſrael, welche Salmanaſſer, König von Aſſyrien, aus Paläſtina gefangen nach Medien ꝛc. führte,** von denen nur wenige in ihre Heimath zurückkehrten. Nach Benjamin von Tudela*** wohnten (um 1173) Juden von den Stämmen Dan, Naphthali, Zabulon und Aſſer am oberen Gihon. Ihr Gebiet ſollte zwanzig Tagreiſen am Gihon hin liegen und ſtark bewohnt ſeyn, ihr Oberhaupt war ein Levit. Sie wollten zu den von Salmanaſſer jenſeit des Euphrat verpflanzten Stämmen gehören, von denen ſchon Joſephus ſagt, daß ihrer Myriaden ſeyen. Bucharische Handelsleute beſtätigten dies zu Peter des Großen Zeit; um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dienten 3000 Juden im Heere des perſiſchen Nadir Schach. „Auch die neueſten Forſchungen (Buchanan's) beſtätigen dieſen ſehr oft für Fabel ausgegebenen Bericht. Dieſe vier Stämme machen nur einen Theil der 65 Judencolonien aus, welche die Schwarzen und die Alten genannt werden, im Gegenſatz der nach Jeruſalem zurückgekehrten, und von Buchara bis zum Indus und China durch Hochaſien unter deſpotiſchen Fürſten ſtehen, ſehr angeſehen und

---

* Der Nachkommen Abraham's durch die Ketura, der Midianiter, welche in Südoſt von Paläſtina wohnten, will ich nicht weiter erwähnen, da ſie nicht in näherem Verhältniß zu den Verheißungen ſtehen.

** 2. Kön. 17.

*** Ritter 2. S. 497.

wohlhabend ſind und Mittelaſien nach allen Richtungen durchwandern. Benjamin von Tudela nennt auch in Samarkand 50,000 Juden, und in Bochara iſt ihre Zahl noch jetzt nicht unbedeutend.“ —

So ſind dieſe zehn Stämme zwar nur in Aſien, aber hier weit verbreitet; vertrieben aus dem Lande der Verheißung, doch wohlhabend, frei und angeſehen, und für den Götzendienſt ihrer Väter, wie es ſcheint, viel weniger hart beſtraft als die Stämme Juda und Benjamin für den größten Frevel, der je begangen worden, für die Kreuzigung Chriſti.

Soll ich nun die Verbreitung der Abkömmlinge dieſer zwei Stämme über die Erde nachweiſen, ſo könnte faſt eher gefragt werden: Wo finden ſich keine Juden, als wo finden ſie ſich? In Europa von Liſſabon bis Petersburg, in Aſien weit und breit, in Afrika in vielen Küſtenländern, — z. B. in den Raubſtaaten, in Abeſſynien, auf der Südweſtküſte — ja mitten in Afrika; dann in Nordamerika u. ſ. w.

Wer kann zählen den Staub Jakobs und die Zahl des vierten Theils Iſraels? — Sind die Weiſſagungen erfüllt?

Eine Vergleichung der Nachkommen Abrahams durch Iſaak mit denen durch Ismael dringt ſich hier aber auf. Wie ſind ſie ſo ganz verſchieden! Arabien ſteht, ſo weit die Geſchichte reicht, als ein eroberndes, nie erobertes Land da, weder die Perſer noch Alexander, noch die Römer, haben es beſiegt.* Die arabiſche Halbinſel iſt eine „lebendige Menſchenquelle,“ aus ihr heraus ſtürmen die wilden Krieger und beſiegen die Völker vom Ebro bis zum Orus. Wo ſie auftreten, ſind ſie noch heute die gefürchteten, Allen trotzenden, denen aber in ihren weiten Wüſten keiner etwas anhaben kann. „Sie ſind ſtolz auf ihre Freiheit“ — ſagt der Dichter Ferduſi von ihnen — „finden Vergnügen an kriegeriſchen Thaten, ſie machen mit

* Vergl. Ritter II. 269. und Sale Einl. in den Koran, deutſche Ueberſ. S. 17. Aelius Gallus, der unter Auguſtus am tiefſten in Arabien eindrang, mußte ſich, ohne es zu unterwerfen, mit großem Verluſt daraus zurückziehen.

dem Blute ihrer Feinde die Erde roth als Wein, und mit ihren langen Speeren die Luft zu einem Walde von Rohr." *

Ja, wie verſchieden von ihnen ſind die unſeligen Nachkommen Iſaak's! Nicht als Sieger, ſondern als Beſiegte ſind ſie ſeit alter Zeit von Salmanaſſar, Nebucadnezar, von Titus, unter Hadrian u. ſ. w. gefangen weggeführt, und in alle Länder verkauft und zerſtreut worden. Sie haben keine Heimath auf der weiten Erde, Paläſtina und Jeruſalem war ihre Heimath — und dennoch ſind und bleiben ſie Ein Volk.

„Die Zerſtörung der heiligen Stadt," ſagt Buchanan, ** „ſchwebt den indiſchen Juden immer vor dem Gemüthe, ſo oft von ihnen, als von einer Nation, die Rede iſt; denn ob ſie gleich keinen König und kein Vaterland haben, ſo ſprechen ſie doch von ihrer Nation immer, als von einer Einheit. Entfernungen der Zeit und des Orts ſcheinen ihr Andenken an die Zerſtörung von Jeruſalem keineswegs ausgelöſcht zu haben. Oft dachte ich dabei an den Vers in den Pſalmen: „„Vergeſſe ich dein, Jeruſalem, ſo werde meiner Rechten vergeſſen."" — Es iſt an einigen Orten Verordnung der Rabbiner geworden, daß wenn ein Mann ein neues Haus bauet, er einen kleinen Theil deſſelben, als Sinnbild der Zerſtörung, unvollendet laſſen muß, wohin dann folgende Worte geſchrieben werden: „„Zum Andenken an die Zerſtörung."" — Wie alſo Arabien ein Centralland iſt, von welchem aus das von aller Welt gefürchtete wilde Volk in alle Welt ſiegreich und erobernd hinausſtürmte, ſo iſt Paläſtina und Jeruſalem Centralpunkt, zu dem ſich das beſiegte, in alle Welt zerſtreute, von aller Welt *** verachtete und gedrückte Judenvolk, im Angedenken ſeiner alten Herrlichkeit unter David und Salomon, zurückſehnt."

Jener Schilderung des kriegeriſchen Muthes der Araber ſtehet eine der größten Weiſſagungen im 28ſten Kapitel des

---

* W. Jones, über die Araber in den aſiat. Unterſuchungen.

** Buchanan, S. 246.

*** Beſonders auch von den Arabern. Vergl. Niebuhrs Reiſebeſchreibung II. 316 sqq.

5ten Buches Moſis gegenüber, ein in der grauen Vorzeit gemaltes, ſchreckliches Bild der Gegenwart von ſchauderhafter Wahrheit.

V. 15. „Wenn du aber nicht gehorchen wirſt der Stimme des Herrn, deines Gottes, daß du halteſt und thueſt alle ſeine Gebote und Rechte, die ich dir heute gebiete, ſo werden alle dieſe Flüche über dich kommen und dich treffen.

V. 25. Der Herr wird dich vor deinen Feinden ſchlagen. Durch einen Weg wirſt du zu ihnen ausziehen und durch ſieben Wege wirſt du vor ihnen fliehen, und wirſt zerſtreuet werden unter alle Reiche auf Erden.

V. 29. Du wirſt auf deinem Wege kein Glück haben, und wirſt Gewalt und Unrecht leiden müſſen dein Lebenlang und Niemand wird dir helfen.

V. 33. Du wirſt Unrecht leiden und zerſtoßen werden dein Lebenlang.

V. 37. Du wirſt ein Scheuſal und ein Sprüchwort und Spott ſeyn unter allen Völkern, da dich der Herr hingetrieben hat.

V. 64. Denn der Herr wird dich zerſtreuen unter alle Völker, von einem Ende der Welt bis an's andere.

V. 65. Dazu wirſt du unter denſelbigen Völkern kein bleibendes Weſen haben, und deine Fußſohlen werden keine Ruhe haben. Denn der Herr wird dir daſelbſt ein bebendes Herz geben, und verſchmachtete Augen und verdorrete Seele, daß dein Leben wird vor dir ſchweben. Nacht und Tag wirſt du dich fürchten, und deines Lebens nicht ſicher ſeyn. Des Morgens wirſt du ſagen: Ach daß ich den Abend erleben möchte! Des Abends wirſt du ſagen: Ach daß ich den Morgen erleben möchte! Vor Furcht deines Herzens, die dich ſchrecken wird, und vor dem, das du mit deinen Augen ſehen wirſt." —

Iſt eine ſolche Nachkommenſchaft der Segen Abraham's? Sind die Nachkommen des verheißenen Iſaak den Abkömmlingen des Baſtard Ismael ein Spott geworden? —

Ja, es iſt dennoch das auserwählte Volk Gottes, welchem die größte, der dem Abraham gegebenen Verheißungen galt.

„Ihr ſeyd," ſagt Petrus * zu den Einwohnern Jeruſalems, „der Propheten und des Bundes Kinder, welchen Gott gemacht hat mit eueren Vätern, da er ſprach zu Abraham: durch deinen Saamen ſollen geſegnet werden alle Völker auf Erden."

Die übernatürliche Abſtammung dieſer Bundeskinder von der bejahrten, unfruchtbaren Sarah deutete ſchon darauf hin, daß ſie vom Naturgeſetze, dem die Heiden ganz unterworfen waren, ſich abwenden und Gott durch ſie ein neues Geſetz — den Vorläufer der Wiedergeburt der Welt durch die Gnade — aufrichten würde. —

„Der Held iſt gekommen, dem die Völker anhangen, der Stern aus Jacob iſt aufgegangen." — „Es iſt ein Geringes, daß du mein Knecht biſt, die Stämme Jacob's aufzurichten und das Verwahrloſete in Iſrael wieder zu bringen, ſondern ich habe dich auch zum Lichte der Heiden gemacht, daß du ſeyeſt mein Heil bis an der Welt Ende." Wer kann die über alle Welttheile verbreiteten Chriſten zählen? Und mit jedem Tage wächst ihre Zahl durch die predigenden Boten Gottes, und wird wachſen und wachſen. — Die Heiden ſind geachtet wie ein Tropfen, ſo im Eimer bleibet. —

Wie verwandelt der Herr die Welt nach ſeinem Wohlgefallen! War einſt nicht der gläubige Abraham ein kleines Tröpflein am großen Eimer voll Heiden! — Zuletzt wird Ein Hirt und Eine Heerde werden. Wer kann die Heerde zählen, dieſe verheißene geiſtige Nachkommenſchaft des alten gläubigen Hirten? Ja, des Herrn Wort iſt wahrhaftig, und was er zuſagt, hält er gewiß. — Ich denke hier an den Stammbaum Abraham's, wie ich ihn in gemalten Kirchenfenſtern geſehen, da der Alte auf dem Boden ſchläft, und aus ihm der vielverzweigte Baum hervorwächst, ein Baum, der gegenwärtig ſeine Zweige über die weite Erde verbreitet. Ein ſchlichter Sinn muß in dieſen Geſchichten die Weiſe Gottes erkennen, welche aus dem kleinſten Saamenkern, das aber ſtill ſeinen allmächtigen Segen

* Apoſtelgeſchichte 3, 25. Vergl. Gal. 3, 16.

in ſich trägt, den größten Baum erwachſen läßt. Welche unſcheinbare, demüthige Energie lebt in dem Patriarchen, wie hat ſich ſein kleiner Familienkreis zum größten Völkerkreiſe der Erde erweitert, wie iſt durch ihn Paläſtina der Mittelpunkt der Menſchengeſchichte geworden, und die Bibel der Mittelpunkt der Geſchichtsbücher aller Völker! — Unſelig verachtet, geängſtet iſt aber die leibliche Nachkommenſchaft Abraham's von Sarah, weil Moſes geweiſſagter Fluch über ſie eingetroffen, da ſie der Stimme Gottes nicht gehorchten, ja den Fürſten des Lebens tödteten, deſſen Blut über ſie und ihre Kinder gekommen, wie ſie ſich ſelbſt verflucht haben.

Doch wird Chriſtus, durch welchen alle Völker der Erde geſegnet werden ſollen, ſich nicht der unglücklichen Juden erbarmen? „Sind * ſie darum angelaufen, daß ſie fallen ſollten? Das ſey ferne! — Und jene (die Juden), ſo ſie nicht bleiben in dem Unglauben, werden ſie eingepfropfet werden. Gott kann ſie wohl wieder einpfropfen. Denn ſo du (Heidenchriſt) aus dem Oelbaum, der von Natur wild war, biſt ausgehauen und wider die Natur in den guten Oelbaum eingepfropfet, wie viel mehr werden die natürlichen (Zweige, die Juden) eingepfropfet in ihren natürlichen Oelbaum?“ —

Ja es kommt die Zeit, da die Juden ſprechen werden: Gelobt ſey der da kommt in dem Namen des Herrn! Ihr Fall iſt der Welt Reichthum, ihr Schaden der Heiden Reichthum geworden. —

Ich habe eben Ismael als den Stammvater der Araber genannt. Ein Theil der Araber leitet ſeine Abkunft aber von Kahtan her, welches Jaketan ** der Sohn Eber's ſeyn ſoll. Abgeſehen davon, daß einige Schriftſteller dieſen Kahtan nicht für Eber's Sohn, ſondern für einen Nachkommen Ismaels halten,*** bemerke ich nur, daß nach den Autoren, die ihn für Eber's Sohn ausgeben, Ismael ſich mit einer Nachkommin Kahtans

* Römer 11.

** Geneſis 11, 25.

*** Sale, Einleitung zum Koran S. 11.

vermählt hat, und ſo Joktaniden und Ismaeliter in Familienverbindung getreten ſind. Wer kann ausmitteln, wie viele der jetzigen Araber von jedem dieſer Zweige ſtammen? — Ich richte zuletzt meine Aufmerkſamkeit vielmehr auf einen weit wichtigeren Punkt. Von Ismael kommt der arabiſche Stamm Koreiſch und aus dieſem Stamme war — Muhammed.

Um ſeinetwillen erſcheint Abrahams Nachkommenſchaft von der Hagar nicht als ein Segen, ſondern als ein Fluch. Dreimal hatte Abraham ſchon die Verheißung eines Sohnes erhalten: da er ſein Vaterland verließ, als er von Lot ſchied, das drittemal nach dem 15ten Kapitel der Geneſis. Faſt möchte es ſcheinen, als wenn die ungläubige Sarah, auf Eva's Weiſe, den Abraham verführt hätte, aus Unglauben die Hagar zum Weibe zu nehmen, eben weil aus dieſer Ehe, die nicht im Himmel geſchloſſen war, Muhammed ſtammt.

Dringt ſich doch ein neuer Vergleich auf. Wie vom verheißenen Iſaak der wahre Meſſias ſtammt, von dem ein geiſtlicher Segen weit über den Kreis der leiblichen Verwandtſchaft des jüdiſchen Volkes hinaus zu allen Völkern der Erde dringen ſollte; ſo iſt vom Baſtard Ismael der Baſtard-Meſſias entſprungen, welcher Lügen und Fluch über ſo viele Völker brachte, mit denen er und die Araber dem Fleiſche nach nicht verwandt waren. Wie in der Bibel die Juden als das auserwählte Volk Gottes, als Bewahrer und Zeugen der wahren Religion daſtehen, ſo heißt es im Koran: „Alſo haben wir euch, o Araber, als eine Zwiſchennation geſtellet, daß ihr wider das übrige Geſchlecht der Menſchen Zeuge ſeyn möget.“ *

---

* Sale's Koran S. 24. Ueber den Koran will ich folgendes treffende Wort eines Recenſenten von Hazzi's Werk über den Islamismus (Jen. L. Z. Erg. Bl. 1823 Nr. 40) anführen: „In der That hat Muhammed ein Wunder gethan — er hat durch ein ſchlechtes Buch ſeine Nation, vermittelſt einer fanatiſch-religiöſen Begeiſterung, zum mächtigſten des Erdbodens erhoben.“ — Verdürfte die Bibel, dieſer lichte helle Edelſtein, einer dunkeln Folie, ſo könnte der Koran dazu dienen.

Man rechnet jetzt noch 160 Millionen Muhammedaner bei 175 Millionen Christen. Der Herr läßt das Unkraut unterm Waizen fort wachsen und gestattet: daß sich Hagars Nachkommen so mehren, daß sie vor großer Menge nicht gezählet werden können. —

Als Hagar vor Sarah in die Wüste geflohen war, sprach der Engel zu ihr: „Kehre um wieder zu deiner Frau und demüthige dich unter ihre Hand" — unter die rechte Frau und Stammmutter des wahren Messias. Das gilt der geistigen Nachkommenschaft Ismaels, den Muhammedanern. Widerstreben sie Christo, so wird * „das Licht Israels ein Feuer seyn, und sein Heiliger wird eine Flamme seyn und wird seine (Muhammeds) Dornen und Hecken anzünden und verzehren auf einen Tag." Denn „alle, die ihm widerstehen, müssen zu Schanden werden." Die Zeit der Erfüllung nahet.

* Jesaias 11.

Göthe als Naturforscher.

Jede Korporation erlebt mit der Zeit einen bestimmten Gewohnheitscharakter, und beschreibt einen, jeden Fremden zurückweisenden, Bannkreis um sich. So wie aber der einzelne Mensch zur Trägheit geneigt ist, und der Nerv seines Willens leicht einschläft, so schläft auch Gewissen und Gewissenhaftigkeit einer Körperschaft leicht ein, wofern nicht Wächter und Weckstimmen den Einzelnen, wie die Körperschaft, aus der Lethargie reißen. Wer sind die weckenden Wächter? Als im Mittelalter die Geistlichkeit schläfrig wurde, da brachen Bettelmönche unsanft durch die Parochialzäune und weckten; Dissenters thaten der Episcopalkirche denselben Dienst. Damit privilegirte Zunftmeister nicht nachlässig würden und ihren Mitbürgern schlechte Waare lieferten, ordneten unsere Vorfahren die Jahrmärkte an, da dann fremde Handwerker mit den einheimischen concurriren, und letztere nöthigen, gut und wohlfeil zu arbeiten.

Auch in der Wissenschaft bildeten sich abgeschlossene Gilden, deren Glieder eine bestimmte Schule durchgemacht, und, nach Art der Handwerker, durch Meisterstücke, ich meine, durch Disputationen, Reden und Dissertationen, das Recht der Mitgliedschaft erwarben. Wer sind die Wächter und Wecker, wenn die wissenschaftlichen Gilden laß und schläfrig werden? Es sind die Dilettanten. Hat sich eine wissenschaftliche Zunft auf's Beste mit einander eingelebt und verständigt, so daß alle ihre Glieder gleiche Ansichten haben und gleiche Sprache führen, so steht unvermuthet ein solcher Dilettant auf, der nicht mit in ihrem Rathe saß, sieht die Dinge anders an, greift sie anders an,

ſpricht, unbekümmert um die Zunftſprache, ein eigenthümliches wiſſenſchaftliches Idiom. Sind dann die Zunftmeiſter ihrer Wiſſenſchaft nicht recht gewiß, ſo gerathen ſie in Verlegenheit, wofern der ſie drängende Dilettant ein tüchtiger Mann iſt; die Verlegenheit beſchämt, die Scham regt auf, und man geht, durch den unbequemen Eindringling halb und halb gezwungen, von Neuem an's Werk, das man ſchon abgethan wähnte. So die Redlichen; die Unredlichen, oder auch von Faulheit Ueberwältigten, weiſen wohl den Dilettanten vornehm ab. Hiermit will ich jedoch keineswegs der großen Anzahl unbedeutender, eingebildeter Autodidakten das Wort reden, ſo wenig als die lebendige, Ehrfurcht gebietende vis unita tüchtiger Gelehrtencorporationen angreifen.

Daß eminente Köpfe ihren eigenen Weg gingen und nicht gelehrten Zünften einverleibt wurden — öfters wohl deßhalb, weil ſie eine Universitas in Perſon waren, und darum nicht zu Gliedern taugten — daß ſie eben dadurch faſt unwillkührlich Oppponenten jener Zünfte wurden, davon haben wir viele Beiſpiele. Welche Mühe koſtete es nicht Voltaire, obwohl er auf der größten Höhe menſchlicher Berühmtheit ſtand, bis er es endlich durchſetzte, im zweiundfünfzigſten Lebensjahre, in die pariſer Akademie aufgenommen zu werden; Rouſſeau ward, ſo viel ich weiß, nie Mitglied derſelben. — Eben ſo gehörte Göthe, wie er ſelbſt ſagt, nie zu einer Innung.

Höchſt glücklich organiſirt — er war ein ſehr ſchöner Mann — geboren mit den reizbarſten und empfänglichſten Sinnen, beſonders mit den Adleraugen eines Künſtlers, zog ihn das Sichtbare gewaltig an, die Werke Gottes wie der Menſchen. Gebirge, Flüſſe, das Meer, Pflanzen und Thiere, Wolken, Lichter, Farben, Bauwerke und Bildſäulen, Gemälde, Münzen, vor allem aber die Menſchen ſelbſt; Alles zog ihn an, klar faßte er Alles auf, und mit kräftiger Conception hielt ſein innerer Sinn die Bilder feſt; was er aber innerlich ſo beſtimmt und lebendig ſchaute, ſprach er eben ſo beſtimmt und lebendig in Worten aus. Wie der Reichthum ſeines innern Sinns ſich

mehrte, wie dieſer Sinn wuchs und erſtarkte, ſo wuchs und erſtarkte gleichmäßig ſeine Denkkraft. Göthes Denkvermögen ſey gegenſtändlich thätig, ſagte Heinroth, ſein Anſchauen ſey ein Denken, ſein Denken ein Anſchauen; dieſem Urtheil ſtimmt Göthe ſelbſt ganz bei. Sein Denken war das Gegentheil jenes philoſophiſchen, das ſich von oberſten Principien zur Sinnenwelt herabläßt. Doch war es nicht das volle Gegentheil, da Göthe ſelten von der Sinnenwelt zu den oberſten philoſophiſchen Principien aufſtieg; höchſtens berührte er dieſe, und zog ſich dann ſogleich wieder in die reiche Bildergallerie ſeines innern Sinnes zurück, in welcher er ſich heimiſch fühlte, und mit Liebe und Verſtand waltete.

Was das Verhältniß der Freude Göthe's an der ſichtbaren Welt zur chriſtlichen Religioſität betrifft, ſo dürfte folgender Ausſpruch eines Alten volle Anwendung auf daſſelbe erleiden: Et gaudebam in eis, et nesciebam unde esset, quidquid ibi verum et certum esset. Dorsum enim habebam ad lumen et ad ea quae illuminantur faciem: unde ipsa facies mea, qua illuminata cernebam, non illuminabatur. * —

Wenn Göthe's Univerſalität innig mit der urſprünglichen, ſein ganzes Leben hindurch ſorgfältig ausgebildeten, univerſellen Empfänglichkeit ſeiner ſeelenvollen Sinne zuſammenhing, ſo iſt es intereſſant, zu unterſuchen, welcher Art die Univerſalität anderer großer Männer geweſen, was ſie getrieben und befähigt, ſich nach allen Seiten umzuſchauen und auszubreiten. Wie von Göthe ſo ganz verſchieden iſt z. B. Kant, der ſich lebhaft für alle Länder der weiten Erde, für ihren natürlichen Charakter, wie für die Sitten und Künſte ihrer Bewohner, intereſſirte, und dennoch nie ſein geliebtes Königsberg verließ! Gewiß war es nicht ſinnliche Empfänglichkeit, welche ihn univerſal ausbildete. Bei den Sitzungen des Nationalinſtituts, denen ich in den Jahren 1808 und 1809 beiwohnte, fiel mir unter ſo vielen

* Vergl. Weisheit 13, 7—9. Ich behalte mir vor, ein andermal von dieſer Lehrſtelle zu ſprechen.

ausgezeichneten Männern einer auf, welcher ſeine Meinung über Vorleſungen der heterogenſten Art ausſprach, während die Meiſten nur auf dies oder jenes eingingen. Der Mann war Laplace: ſeine Univerſalität gründete ſich, wie die Newtons und Keplers, auf die Univerſalität jener göttlichen Mathematik, welche im tiefſten Grunde der Kreaturen wie der Kunſtwerke waltet.

Von der Univerſalität des Mathematikers war aber die Götheſche am meiſten verſchieden; dem ſonſt ſo reich begabten Manne war das mathematiſche Talent ganz verſagt. Er geſteht dies ſelbſt. „Der Verf.," ſagt er von ſich in der Farbenlehre, „kann ſich keiner Kultur von dieſer Seite (nämlich von Seiten der Mathematik) rühmen, und verweilt auch deßhalb nur in den von der Meßkunſt unabhängigen Regionen." An einem andern Orte ſagt er: „Ich hörte mich anklagen, als ſey ich ein Widerſacher, ein Feind der Mathematik, die doch Niemand höher ſchätzen kann, wie ich, da ſie gerade das leiſtet, was mir zu bewirken völlig verſagt worden." So tritt der über ſich ſelbſt klare Mann hier beſcheiden zurück.

Es kann uns nicht wundern, wenn die reine Mathematik nicht in Künſtlerſeelen wohnt. Wie die Bienen es beſcheiden franzöſiſchen Mathematikern überließen, zu demonſtriren, daß die dodekaedriſche Figur ihrer Zellen die allerverſtändigſte und zweckdienlichſte ſey; ſo überließ es Seb. Bach dem Kirnberger, aus den Schöpfungen ſeines muſikaliſchen Talents Geſetze des reinen Satzes zu abſtrahiren; ſo ſchafft der Dichter, von höherem Inſtinkt getrieben, wohlklingende Verſe, der Metriker mag ſich aus denſelben ſeine mathematiſche Theorie entnehmen. Von der „dürren Zahl und dem ſtrengen Maaß," welche wie Knochenſkelette Träger der Kreaturen und Kunſtwerke ſind, wendet ſich das Gemüth des Künſtlers gern weg, zur überkleidenden Schönheit, zum Licht und Farbenglanz, zu Blumen und Bildwerken, zum anmuthig Beweglichen, Lebendigen.

Wenn Göthe, trotz des Bewußtſeyns ſeines mathematiſchen Unvermögens, der Mathematik dennoch alle Ehre erzeigt, wenn er beſonders Keplern preiſt, ſo iſt er andererſeits über den

Mißbrauch der Mathematik und die Anmaßungen vieler Mathematiker ſeiner Zeit tief empört. „Sie ſind," ſagt er, „wunderliche Leute; durch das Große, was ſie leiſteten, haben ſie ſich zur Univerſal-Gilde aufgeworfen, und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann." Hierauf bezieht ſich auch folgendes Gedicht:

Das iſt eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen das ſey Erfinden.
Und weil ſie ſo viel Recht gehabt,
Sey ihr Unrecht mit Recht begabt.
Und weil ihre Wiſſenſchaft exact,
So ſey keiner von ihnen verdrießt.

„Das Recht," ſagt er, „die Natur in ihrem einfachſten geheimſten Urſprüngen, ſo wie in ihren offenbarſten, am höchſten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforſchen, zu erfaſſen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältniſſe zu Rathe ziehend, gar früh ſchon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet."

Wie er aber im Allgemeinen über den ausſchließenden Zunftgeiſt der Mathematiker klagt, ſo insbeſondere über ihr Verfahren gegen ſeine Leiſtungen in der Optik.

„Es übt," ſagt er, „ſchon ſeit zwanzig Jahren die phyſikomathematiſche Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; ſie verſchreien ſolche in Kollegien und wo nicht ſonſt. — Der Beſitz, in dem ſie ſich ſtark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in dieſem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Ariſtokratie ſich zu wehren alle Urſache hat."

So ſehen wir den reichbegabten originalen Mann als großartigen Dilettanten, als Meiſter auf eigene Fauſt, der herrſchenden mathematiſchen Tendenz der Phyſiker ſeiner Zeit entgegen treten, zwar unfähig, den Krieg in der Heimath der Feinde, im Lande der Mathematik, auszufechten, aber wohl eben ſo

unangefochten von ihnen in ſeiner Heimath. Es entſtand ein Streit, wie der zwiſchen zwei Menſchen, welche zwei verſchiedene Sprachen reden, da dann durch die Unmöglichkeit, ſich zu verſtändigen, die Bitterkeit wächst. Göthe erkannte auch hierin ſeine Stellung wohl. Hintangeſetzt von den Fachgelehrten, welche ihm, von ihrem mathematiſchen Standpunkte aus, die Anerkennung nothwendig verſagen mußten, es aufgebend unter ihnen gleichgeſinnte Mitarbeiter zu finden, ſagte er reſignirend:

Was willſt du daß von deiner Geſinnung
Man dir nach in's Ewige lenke?
„Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis an's Ende.“

Bis an's Ende ſehnte er ſich aber nach gleichgeſinnten Mitarbeitern, um in und durch Gemeinſchaft die Kräfte zu ſtärken und die Arbeit zu fördern.

Dies war Göthe's Stellung als Phyſiker, in Bezug auf ſeine optiſchen Arbeiten; ſeine Gegner Mathematiker, er keiner. Ganz anders war ſein Verhältniß zu der, der Mathematik fernerer ſtehenden, Geognoſie und Geologie. Früher meiſt einverſtanden mit der in dieſen Wiſſenſchaften herrſchenden Anſicht und Behandlung, war er in ſpätern Jahren ein entſchiedener Antipode neu aufgekommener Theorien und Hypotheſen; dieſe Antipodie floß jedoch aus ganz anderer Quelle, als ſein Widerwille gegen die Phyſiker. — Betrachten wir jetzt näher, was Göthe als Geognoſt und Geolog erſtrebt und geleiſtet hat, was ihm in dieſem Felde zuſagte, was ihm widerwärtig war.

Nächſt der Farbenlehre hat ihn die Geognoſie vielleicht unter allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft am meiſten in Anſpruch genommen.

„Wenn ich gedenke,“ ſagt er, „was ich mich ſeit funfzig Jahren in dieſem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthiſch genug war.“ ... „Ich habe mich,“ erzählt er an einem andern Orte, „der Geognoſie befreundet, veranlaßt durch

den Flötzbergbau. Die Consequenz dieser übereinander geschichteten Massen zu studiren, verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Der Ilmenauer Bergbau veranlaßte nähere Beobachtung der sämmtlichen thüringischen Flötze; vom Todtliegenden bis zum obersten Flötzkalke, hinabwärts bis zum Granit. Diese Art des Anschauens begleitete mich auf Reisen; ich bestieg die Schweizer und Savoyer hohen Gebirge, erstere wiederholt; Tyrol und Graubündten blieben mir nicht fremd. Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologischer Betrachtungen. Wiederholt viele Jahre," sagt er an einer andern Stelle, „schaut' ich mir die Felsen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirgs, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh' ich auszusprechen wagte: unser Ur- oder Grundgebirge habe sich aus der ersten großen chaotischen Infusion krystallinisch gebildet, und seyen also alle jene Zacken und Hörner, alle Bergrücken und die zwischen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern, oder sonst woher abzuleiten, als aus jener ersten großen Naturwirkung. Eben so betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirge und konnte durchaus das Bestreben, selbst der größten Massen, zu gewissen Gestaltungen nicht mehr zweifelhaft finden. Die dem Ursprung gleichzeitigen Gänge und die Verrucknngen derselben klärten sich auf; die Uebergänge, Anlagerungen und was sonst vorkommen konnte, ward sorgfältig und wiederholt beobachtet; bis zuletzt die Flötze, sogar mit ihrem Inhalt von Kohlenversteinerungen, sich naturgemäß rationell anschlossen, wobei man freilich nicht übereilt verfahren durfte. Alles, was ich hier ausspreche, hab' ich wiederholt und anhaltend geschaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß sich nicht auslöschen, die genauesten Zeichnungen veranstaltet, und so hab' ich, bezüglich auf den Theil der Erde, den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinstimmend an mehreren Orten und Enden gefunden."

Aus dem Angeführten ergibt es sich, daß Göthe nicht etwa, arm an eigener Anschauung, seine Gebirgskenntniß aus Büchern zusammengelesen, und daß er nicht bloß Combinationen fremder

Beobachtungen ohne eigenes Quellenſtudium gemacht, Combinationen, welche ſich gewöhnlich durch dämmernde Unbeſtimmtheit und lebloſe Farbloſigkeit verrathen. Wir finden die Belege ſeines fleißigen geognoſtiſchen Studiums im 51ten Theile ſeiner Schriften zuſammen. Es war vornämlich Böhmen, und in Böhmen waren es beſonders die Umgebungen von Carlsbad und Eger, welche ſeinen forſchenden Geiſt anzogen. Von Carlsbad ſagt er:

Was ich dort gelebt, geweſen,
Was mir all derther entſproſſen.
Welche Freude, welche Kenntniß:
Wär' ein allzulang Geſtändniß!
Mög' es jeden ſo erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

In Carlsbad traf er mit Racknitz zuſammen, welcher über die dortige Gegend Briefe an Veltheim drucken ließ; dieſe benützte Göthe bei wiederholtem Beſuche des Badeorts, um ſich geognoſtiſch zu orientiren. Dabei war ihm der ſeltſame Steinſchneider Joſeph Müller (er ſtarb 1817 im 84. Jahre) behülflich, welcher mit unſäglicher Mühe die mancherlei Gebirgsarten der Carlsbader Gegend geſammelt, und insbeſondere die durch den Sprudel gebildeten Kalkſinter in Tafeln geſchnitten und geſchliffen hatte, wodurch ſie dann in die meiſten Mineraliensammlungen Deutſchlands ꝛc. Eingang fanden. Göthe kam mit Müller über eine gewiſſe Anordnung von deſſen Sammlungen überein, und lieferte hierauf eine Beſchreibung derſelben in Leonhards Taſchenbuch der Mineralogie von 1806. Es war das erſte Mineralogiſche, was Göthe drucken ließ.

„Vielleicht könnte man," ſchreibt er an Hrn. von Leonhard, „da ich mich in einem neuen Fache mit dem Publikum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch gibt vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein jeder, auch mit dem geringſten Beitrag, willkommen iſt."

Die Beſchreibung iſt, ohne ſich an die damals herrſchende Wernerſche Kunſtſprache zu binden, doch klar, und folgt ſchmiegſam den mannigfaltigen Modifikationen des Geſteins; bei Kryſtallen befriedigt ſie jedoch nicht.

Am 10. Juli 1813, zur Zeit des Waffenſtillſtandes, da ganz Deutſchland in banger Hoffnung der Dinge war, die da kommen ſollten, bereiſte Göthe die durch Zinnbergbau allbekannte Gegend von Altenberg und Zinnwald, welche bereits am folgenden 27. Auguſt, in den Tagen der Schlachten von Dresden und Kulm, durch alle Schreckniſſe des Krieges heimgeſucht ward.

Früher ſchon, im Jahre 1808, gab Göthe eine höchſt lebendige und treue Beſchreibung des Kammerbergs bei Eger.

„Ein längerer Aufenthalt in Franzenbrunnen," erzählt er, „läßt mich den problematiſchen Kammerberg bei Eger öfters beſuchen. Ich ſammle deſſen Produkte, betrachte ihn genau, beſchreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt von der Neuſiſchen Meinung, die ihn als pſeudovulkaniſch anſpricht, abzugehen und ihn für vulkaniſch zu erklären. In dieſem Sinne ſchreib' ich einen Aufſatz, welcher für ſich ſelber ſprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöst, und eine Rückkehr zu der Neuſiſchen Auslegung gar wohl räthlich ſeyn."

Hier nun kommt zuerſt der Streit zur Sprache, welcher, analog dem indiſchen zwiſchen Wiſchnu's und Siva's Anhängern, ſeit länger als einem halben Jahrhundert die Geologen trennt, ein Streit, welcher der Wiſſenſchaft ſo förderlich wie hinderlich geweſen iſt; förderlich, indem er zum Beobachten trieb, hinderlich, weil er die Unbefangenheit der Beobachter ſo ſehr trübte. In Bezug auf jenen Streit ſagt Göthe am Schluſſe des erwähnten Aufſatzes über den Kammerberg, nachdem er ſich für die (ſpäter, wie wir ſahen, von ihm halb und halb zurückgenommene) Anſicht: jener Berg ſey vulkaniſchen Urſprungs, erklärt, Folgendes:

„Doch indem wir hier von erhitzenden Naturoperationen ſprechen, ſo bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen

theoretiſchen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwiſchen Vulcaniſten und Neptuniſten ſich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht iſt es daher nöthig, ausdrücklich zu erklären, was ſich zwar von ſelbſt verſteht, daß wir dieſem Verſuch, uns den Urſprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatiſchen Werth beilegen, ſondern vielmehr jeden auffordern, ſeinen Scharfſinn gleichfalls an dieſem Gegenſtande zu üben. Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle ſolche Verſuche die Probleme der Natur zu löſen, eigentlich nur Conflicte der Denkkraft mit dem Anſchauen ſind. Das Anſchauen gibt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleiſtetem; die Denkkraft, die ſich doch auch etwas auf ſich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, ſondern auf ihre Weiſe zeigen und auslegen, wie es geleiſtet werden konnte und mußte. Da ſie ſich ſelbſt nicht ganz zulänglich fühlt, ſo ruft ſie die Einbildungskraft zu Hülfe, und ſo entſtehen nach und nach ſolche Gedankenweſen (entia rationis), denen das große Verdienſt bleibt, uns auf das Anſchauen zurückzuführen, und uns zu größerer Aufmerkſamkeit, zu vollkommenerer Einſicht hinzudrängen." — „Möchten unſere Nachfolger die Natur wiederholt betrachten, die Beſchaffenheit der Theile genauer beſtimmen, die Bedingungen der Umſtände ſchärfer angeben, die Maſſe entſchiedener bezeichnen und dadurch das, was ihre Vorfahren gethan, vervollſtändigen, oder wie man unhöflicher zu ſagen pflegt, berichtigen."

Man ſieht, wie beſcheiden Göthe von ſeinem Verſuch, ſich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, ſpricht, wie er demſelben keinen „dogmatiſchen Werth" beigelegt wiſſen will, und leiſe die Denkkraft verſpottet, welche „ſich doch auch etwas auf ſich einbildet." Es läßt ſich denken, wie einem zum Auffaſſen der gegenwärtigen Gebirge eben ſo tüchtigen, als bei Auslegung ihrer Geneſis, durch Selbſtkenntniß, durch ein helles Bewußtſeyn deſſen, was er vermöge und nicht vermöge, wahrhaft beſcheiden zurückhaltenden Manne, wie dieſem zu Muthe werden mußte, wenn andere mit unbedingter Zuverſicht von Entſtehung der Gebirge ſprachen, als ſeyen ſie dabei zugegen geweſen; wenn

ſie häufig in eben dem Maaße dreiſter von der Vergangenheit ſprachen, als ſie es mit der Gegenwart weniger genau nahmen. Doch rechnete er den erfahrenen und eben deshalb meiſt behutſam auftretenden Mineralogen Werner nicht zu den kühnen Phantaſten; um ſo weniger als deſſen Formationstheorie zum Theil auf bergmänniſche Erfahrungen gegründet war, welche Achtung einflößten.

Jene Werner'ſche Theorie, die uns einen Ueberblick der Bildungsgeſchichte der Erde gewährte, indem ſie von den kryſtalliniſchen verſteinerungsloſen Urgebirgen durch die minder kryſtalliniſchen verſteinerungsreichen Uebergangs- und Flötzgebirgsformationen hindurch bis auf die letzten Bildungen der neueſten Zeit hinabführt — ſie ſagte der ganzen naturwiſſenſchaftlichen Denkweiſe Göthes, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, zu.

„Die Conſequenz der über einander geſchichteten Maſſen zu ſtudiren," ſagt er, „verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Dieſen Anſichten war die Werner'ſche Lehre günſtig und ich hielt mich zu derſelben, wenn ich ſchon recht gut zu fühlen glaubte, daß ſie manche Probleme unaufgelöſt liegen ließ."

Wie anders war es, als nach Werner's Tode nicht blos eine jüngere Generation, ſondern auch die meiſten ältern Glieder der Freiberger Schule ſich der urſprünglich franzöſiſchen geologiſchen Anſicht, der plutoniſchen, zuwendeten. Göthe ſpricht ſeinen tiefen Unwillen über dieſe Neuerung aus; er iſt von der ganzen geologiſchen Umkehrung auf ähnliche Weiſe ergriffen, über dieſelbe ebenſo empört, wie früher beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution über die frevelhafte Willkür der Freiheitsapoſtel. In Verſen wie in Proſa ſpricht er dieſen ſeinen Unmuth aus; hören wir ihn ſelbſt:

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerſtört man das Poſeidaoniſche Reich.
Wenn alle ſich vor Heyhäſtes bücken,
Ich kann es nicht ſogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu ſchätzen.
Schon hab' ich manches Credo verpaßt;
Mir ſind ſie alle gleich verhaßt;
Neue Götter und Götzen.

Wie man die Könige verlegt,
Wird der Granit auch abgesetzt:
Und Cuvis der Sohn ist nun Papa!
Auch dessen Untergang ist nah:
Denn Pluto's Gabel drehet schon
Dem Urgrund Revolutien;
Basalt, der schwarze Teufelsmehr,
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Geten,
Omega muß zum Alpha werden.
Und so wäre denn die liebe Welt
Gregueschisch auf den Kopf gestellt.

So in Gedichten. Aus den prosaischen Schriften will ich nur einige Stellen anführen. Er schreibt im Jahre 1820:

„Auf meiner Reise nach Carlsbad nahm ich meinen Weg über Wunsiedel nach Alexandersbad, wo ich die seltsamen Trümmer eines Granitgebirges nach vielen Jahren seit 1785 zum erstenmale wieder betrachtete. Mein Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulkanen, Wasserfluthen und andern titanischen Ereignissen geltend zu machen suchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick sich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweise Auflösung wie theilweise Beharrlichkeit des Urgesteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuren Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäß sich ergeben habe. Auch dieser Gegenstand ward in meinen wissenschaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt: ich zweifle jedoch, daß eine so ruhige Ansicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde."

Die folgende Stelle spricht ebenfalls Göthe's Mißbehagen über die neue geologische Schule, seine Anhänglichkeit an die Werner'sche aus:

„Die Verlegenheit," sagt er, „kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die, in der sich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der so wohl gegründet scheinenden, als über die ganze Welt verbreiteten Wernerischen

Lehre finden muß, wenn er, aus seiner ruhigen Ueberzeugung aufgeschreckt, von allen Seiten das Gegentheil derselben zu vernehmen hat..... Er wandelte auf dem ehemals wasserbedeckten, nach und nach entwässerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Traf er auf die Gewalt der Vulkane, so erschienen ihm solche nur als immer fortdauernde aber oberflächliche Spätlingswirkung der Natur. Nun aber scheint alles ganz anders herzugehen; er vernimmt: Schweden und Norwegen möchten sich wohl gelegenheitlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben; die ungarischen Bergwerke sollten ihre Schätze von unten auf einströmenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tyrols solle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit sich in die Höhe genommen haben: Wirkungen, freilich der tiefsten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung gesehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult, den sie erregten, vernommen hat. Was sieht denn hier also ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, sprungweis angedeutete Induktionen und Analogien, Assertionen, die man auf Treu und Glauben annehmen soll. Ich kann denn meine Sinnesweise nicht ändern, zu Lieb einer Lehre, die von einer entgegengesetzten Anschauung ausgeht, wo von gar nichts Festem und Regelmäßigem die Rede ist, sondern von zufälligen unzusammenhängenden Ereignissen."

Im Folgenden ermäßigt er zwar das Gesagte, gibt zu, daß er, wäre er in den Anden aufgewachsen, wohl mit den neuen Lehren harmoniren könne; allein nach dem vorher so determinirt ausgesprochenen Urtheil, und nach Stellen, welche ich noch anführen werde, zu schließen, ist diese Ermäßigung mehr Ausdruck guter Lebensart, mehr aus Rücksicht gegen geachtete Freunde, als aus innerer Bedenklichkeit über die Richtigkeit seines eben gefällten Urtheils hervorgegangen. — Die Uebereinstimmung der Flötzlagen des nördlichen mit denen des südlichen Deutschlands, welche sich bei Glenks thüringischen Bohrversuchen ergaben, bestätigte Göthe's „alten Glauben an die Consequenz der Flötzbildung und vermehrte — es sind seine eigenen Worte — den

Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens (Refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir, ſagt er, durchaus widerwärtig von jeher erſcheinen mußte."

Nun erfuhr er aus franzöſiſchen Blättern, „daß dieſes Heben und Schieben nicht auf einmal," ſondern in verſchiedenen Epochen geſchehe.

„Dieſes von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene Syſtem, erzählt er, wird am 28. Oktober 1829 der franzöſiſchen Akademie von der Unterſuchungs-Commiſſion zu beifälliger Aufnahme und Förderung beſtens empfohlen. Ich aber läugne nicht, daß es mir gerade vorkommt, als wenn irgend ein chriſtlicher Biſchof einige Wedams für kanoniſche Bücher erklären wollte."

So ſtark, und wie ſich weiterhin ergeben wird, noch weit ſtärker, tritt Göthe gegen die neuen geologiſchen Theorien auf.

Regt ſich bei ihm etwa nur ein Widerwille, wie bei einem ermüdeten Fußgänger, welcher ſeinen friſch vorangehenden Gefährten nicht nachfolgen kann; iſt er aus Unfähigkeit die neue Geologie zu faſſen, gereizt, oder ſpricht nicht vielmehr aus ihm ein reiner Sinn für Wahrheit, welcher durch treues Beobachten ausgebildet und erſtarkt iſt? Ich meine das Letztere, um ſo mehr, da er, wenn auch nur in kurzen Andeutungen, mit richtigem Takt gegen die herrſchenden Anſichten von Bildung der Schichten und Conglomerate auftritt, Anſichten, welche Hauptſtützen der Hebungstheorie ſind. Einzelne Stimmen laſſen ſich jetzt ſchon vernehmen, die im Weſentlichen den Klagen und Anklagen Göthe's beiſtimmen. Man fängt an, die geologiſchen Theorien und Hypotheſen ſchärfer zu prüfen, jede muß ihre Abſtammung nachweiſen. Jede gründet ſich nämlich zuletzt auf Beobachtung eines oder mehrerer concreter Gebirgsverhältniſſe und auf Auslegung dieſer Beobachtung. Wird jene Fundamentalbeobachtung irrig erfunden, oder die Auslegung derſelben willkührlich und auf falſchen Principien fußend, oder hat beides ſtatt, ſo iſt hiermit das Fundament der ganzen Theorie vernichtet; wer dieſelbe dennoch beibehält, gefällt ſich in einem Luftſchloß. So ward die Hebungstheorie, welche Göthe'n ſo

ſehr zuwider war, in neuerer Zeit durch gründliche Kritiker erfolgreich bekämpft. Gegen Hrn. v. Buchs Beobachtungen in Tyrol und ſeine, alles Maaß überſchreitenden Folgerungen aus jenen Beobachtungen, traten Zeuſchner, Berzelius und A. Wagner auf;* Greenough ſchrieb eine ſcharfſinnige und ſcharfe

* Wagners Abhandlung findet ſich in der Iſis von 1831 S. 458, und in den baieriſchen Annalen von 1833 S. 146. Zeuſchners in Leonhards Jahrbuch von 1829. Als ein kleiner Beitrag zur Kritik der erwähnten Buch'ſchen Abhandlung ſtehe hier Folgendes: Herr v. Buch ſagt: „So würde das Alpengebirge als eine Kette bloß allein dem ſchwarzen (Augit-) Porphyr ſeine Entſtehung verdanken, ſo auch wahrſcheinlich alle übrigen Ketten auf der Erdfläche .... denn faſt bei allen läßt ſich an ihren Rändern die erhebende Gebirgsart nachweiſen, oder erſcheint ſie ſelbſt nicht, doch die Veränderungen, welche wir, als zunächſt von ihr ausgehend, erkannt haben. In Deutſchland ſehen Sie dieſen Porphyr in gleichem Zuge den Fuß des Handsrücks längs der Nahe begleiten, er kommt dort unter dem Thonſchiefer hervor..... Am Harze ſieht man ihn ausgedehnt und mächtig bei Ilefeld; unter den ſchleſiſchen Ketten, unmittelbar an dem rothen Porphyr hin, durch die Fürſtenthümer Schweidnitz und Glatz.“ — Ich bemerke dagegen, daß der Augitporphyr der Nahe am Schloßberge von Kirn klar in gleichförmiger Lagerung das dortige in SSW. fallende Conglomerat bedeckt, welches Conglomerat ſelbſt auf den Thonſchiefer folgt; eben ſo bedeckt der Augitporphyr (Baſaltit) in der Grafſchaft Glatz in gleichförmiger Lagerung ſchwarzen Schieferthon, welcher Kräuterabdrücke enthält. (Vergl. mein Buch: Das Gebirg Niederſchleſiens S. 101.) Es können alſo weder die ſchleſiſchen Ketten, noch der Thonſchiefer der Nahe durch den Augitporphyr gehoben ſeyn, da ſie ja unter ihm liegen. Ueberhaupt ſpielt dieſe Gebirgsart zwar in der Buch'ſchen Theorie eine große Rolle, in der Natur aber eine kleine. Wenn Herr Walchner (Handbuch der Geognoſie S. 971) ſagt: Völlig unter denſelben Verhältniſſen wie die Baſalte, nur in ungleich größern Maſſen ſind die dunkeln augitiſchen Geſteine aus dem Innern hervorgebrochen, welche Herr v. Buch Augitporphyre nennt, ſo kann ich mir dieß nicht anders als ein Herr Recenſent von Gumprechts Beiträgen erklären, daß nämlich jener Geognoſt Herrn v. Buch aufs Wort glaubt, es ſey Augitporphyr unter der ganzen Alpenkette, ja unter allen Gebirgsketten der Erde verſteckt. Wo iſt irgend eine Maſſe Augitporphyr,

Kritik der Hebungstheorie; Boué und Andere erklärten ſich ſtark gegen Elie de Beaumont. Ohne mich in ausführliche geologiſche Discuſſionen einzulaſſen, glaube ich doch einiges aus jenen Theorien und über dieſelben beiſpielsweiſe anführen zu müſſen, um Göthe'n bei denjenigen zu rechtfertigen, welche ſich etwa an ſeiner geologiſchen Polemik ſtoßen, und um zu zeigen, daß Männer vom Fach mit ihm übereinſtimmen. So ſagt z. B. Greenough, der Granit werde als ein agens der Hebungen betrachtet, aus welchem Grunde, könne er nicht herausbringen. Auf die Frage, welche Formationen vulkaniſchen Urſprungs ſeyen, antwortet Greenough: Alle diejenigen, welche geologiſche Grübler ſo zu nennen belieben (whatever geological speculators think proper to call so). Ferner ſagt derſelbe:

„Die Anhänger der plutoniſchen Theorie eignen ſich ſo viele Gebirgsformationen zu, als ihnen gut dünkt. Kraft dieſer ihrer Zueignung werden ſolche Gebirgsformationen nothwendig zu ungeſchichteten, denn wären ſie geſchichtet, ſo könnten ſie ja nicht plutoniſchen Urſprungs ſeyn."

Dieſe Aeuſſerung klingt ſo ſeltſam, daß der Leſer dieſelbe für eine humoriſtiſche Uebertreibung nehmen und denken möchte, nach einer Hypotheſe über den Urſprung einer Gebirgsformation werde doch Niemand die gegenwärtig vor Augen liegenden Eigenheiten und Verhältniſſe dieſer Formation beſtimmen wollen, jene Hypotheſe müſſe ſich ja vielmehr nach der Beobachtung des Gegenwärtigen richten und aus dieſer hervorgehen. Man vergleiche aber mit Greenoughs Aeuſſerung folgende Stelle aus Leonhards Lehrbuch der Geognoſie:

„Die Schichtung kann .... nur bei Geſteinen *erwartet* werden, welche als Abſätze aus Waſſer *gelten* .... Aber lange waren die Geologen keineswegs ganz im Reinen darüber, ob gewiſſe Gebirgsarten als geſchichtet zu betrachten ſeyen oder

die ſich mit den Baſaltmaſſen des Mittelgebirgs, der Rhön, der Auvergne u. A. nur entfernt meſſen könnte? — Gilt denn eine Hypotheſe nicht nur ſo viel, ſondern mehr als die vor Augen liegenden Thatſachen?

nicht. Dieſer Meinungsſtreit gründete ſich auf die verſchiedenen Anſichten über den Urſprung einer ganzen Reihe von Felsgebilden. Die Anhänger der plutoniſchen Theorie, welchen Granite, Gneiße ꝛc. als Erzeugniſſe der Schmelzung gelten, konnten keine Schichtung bei ſolchen Geſteinen annehmen; eine Anſicht wie dieſe, wäre unverträglich geweſen mit den erſten Grundprincipien der Geognoſie."

Beſtätigt dieſe Stelle nicht ganz Greenoughs Ausſpruch? Leonhards Conſequenz, mit welcher er der eben angeführten Beurtheilungsweiſe getreu bleibt, muß ich vorzüglich in ſeiner Charakteriſtik des Glimmerſchiefers bewundern. An keiner Gebirgsart laſſen ſich nämlich die Schichtungsverhältniſſe mit ſolcher Sicherheit und Klarheit beobachten, als am Glimmerſchiefer, weil ſich bei ihm nicht bloß ein Parallelismus der mehr oder minder mächtigen Schichten zeigt, ſondern derſelbe Parallelismus ſich bis auf die Lage der feinſten Glimmerblättchen erſtreckt. Wer nicht weiß, was Schichtung ſey, mag es am Glimmerſchiefer lernen. Dagegen ſchließt Leonhard nach der eben angeführten Stelle etwa ſo: Glimmerſchiefer gilt mir als Erzeugniß der Schmelzung, alſo kann ich keine Schichtung beim Glimmerſchiefer annehmen, denn das wäre unverträglich mit den erſten Grundprincipien der Geologie. Darum ſchreibt er ihm „Schichten-ähnliche Erſcheinungen" zu. „Die ausgezeichnete Schieferung des Geſteins, ſagt er, (nämlich des Glimmerſchiefers) wird bedingt von den Blätterdurchgängen des Glimmers, und ſtimmt mit der Abtheilung in Lagen, mit dem, was man als Schichtung zu bezeichnen gewohnt iſt, ſtets überein." Als wollte jemand ſagen: Die Farbe der Kohle ſtimmt mit dem, was man als ſchwarz zu bezeichnen gewohnt iſt, ſtets überein; er ſagte ſo, weil er von einer fixen Idee beſeſſen, mit welcher es nicht übereinſtimmte, daß die Kohle wirklich ſchwarz iſt.

Wenn Plutoniſten durch ihre Theorie befangen, die klarſten Thatſachen auf ſolche Weiſe entſtellen, was werden ſie ſich nicht erſt bei Darſtellung und Auslegung nur einigermaßen ſchwieriger Beobachtungsfälle, ihrer Hypotheſe zu Liebe, erlauben? Wird nicht

auf ſolche Weiſe alle Zuverläßigkeit geognoſtiſcher Beſchreibungen untergraben? Dugald Stewart ſagte:

„Erſcheinungen ſollten immer in Ausdrücken beſchrieben werden, welche keine Meinung über ihre Urſachen involviren. Dieſe gehören einer geſonderten Unterſuchung an, und werden am beſten verſtanden werden, wofern man die Thatſachen aufrichtig hingiebt, unabhängig von etwas, das zunächſt als unbekannt betrachtet werden muß; dieſe Regel iſt beſonders wichtig, wenn die Thatſachen in gewiſſem Grade complicirt ſind.“

Einer ganz entgegengeſetzten Anſicht iſt Herr von Buch, wenn er ſagt:

„Ich halte die Art, wie man ſich die Dolomit-Bildung vorſtellt, für einen Führer durch ſehr verwickelte Erſcheinungen, und glaube, daß die wahre und reine Gebirgsfolge gar nicht entwickelt werden kann, wenn man nicht über die Art der Entſtehung des Dolomits ſich völlig klare Begriffe gebildet hat. Ich würde ſogar nicht abgeneigt ſeyn, eben den Dolomit als ein merkwürdiges Beiſpiel aufzuführen, wie nothwendig es ſey, den Urſachen der Erſcheinungen nachzuforſchen, um nur die wirklich vorhandenen Thatſachen beobachten zu können.“

Nun äußert ſich Berzelius über die Art, wie ſich Buch die Dolomitbildung vorſtellt, alſo:

„Ueber dieſe Vermuthung läßt ſich kein Urtheil fällen, und ſie gehört zu den Auswegen, die man bisweilen einzuſchlagen verleitet wird, wenn man den Wegweiſer der Erfahrung auf dem Felde der Speculation verliert, oder er zu weit abgeſchieden ſteht.“

Und doch ſoll ein Geognoſt ohne dieſe Vermuthung, ohne dieſe Hypotheſe über die Entſtehung des Dolomits im Auge zu behalten, nach Herrn von Buch die vor Augen liegenden Thatſachen nicht gehörig beobachten können!

Göthe ſagt:

„Wenn der Naturforſcher ſein Recht einer freien Beſchauung und Betrachtung behaupten will, ſo mache er ſich zur Pflicht,

die Rechte der Natur zu ſichern; nur da, wo ſie frei iſt, wird er frei ſeyn, da wo man ſie mit Menſchenſatzungen bindet, wird auch er gefeſſelt werden."

Ich erwähnte: Boué habe ſich * gegen die Hebungstheorie des Elie de Beaumont erklärt. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich die einzelnen Beobachtungen angeben wollte, aus denen folgendes Reſultat hervorgeht:

„Je mehr ich, ſagt Herr Boué, die glänzende Hebungstheorie betrachte, ſo wie dieſelbe durch Herrn von Beaumont dargeſtellt und beſtimmt worden iſt, um ſo mehr finde ich ſie, in Betracht unſerer gegenwärtigen Kenntniſſe gewagt in ihren rationellen Theilen, und unzuläſſig in ihren Uebertreibungen. Herr Conybeare urtheilt eben ſo über dieſelbe."

Boué tadelt dann an Beaumont, daß er zuerſt 10, dann 12, zuletzt 15 Revolutionen angenommen.

„Hatte Herr Reboul, fährt er fort, wohl Unrecht, wenn er ihm vorwarf, daß er das Einzelne vernachläßige, und die Gebirgsketten in ſeinen ſyſtematiſchen Ueberblick der Hebungen eintrage, ohne die Gebirge ſelbſt beſucht oder ſorgfältig in Schriften ſtudiert zu haben? — Wenn er auf ſeinen gegenwärtigen Ideen beharrte, ſo ſcheue ich mich nicht es auszuſprechen, daß er einen Rückſchritt machen werde in die Zeit der Erdtheorien, oder in jene, da die Phantaſie einzig an die Stelle der Beobachtung trat." **

---

* „Im Résumé des Progrès de la Géologie pendant l'année 1832."

** Ich könnte hier noch Manches über die Hebungstheorie hinzufügen, fürchtete ich nicht mein Hauptthema aus den Augen zu verlieren. Doch beiſpielsweiſe dieſes: Der Jorullo erhob und durchbrach die Ebene des Malpays, und noch heute ſoll man in den zerbrochenen Schichten die Grenzen der Emporhebung erkennen. Iſt bei irgend einem der für gehoben gehaltenen Gebirge je eine Grenze der Art nachgewieſen worden? Gewiß nicht. Wie kann man überhaupt die Schichten, insbeſondere kryſtalliniſcher Gebirgsarten, als biegſam betrachten, und ſattelförmige Biegungen derſelben als Wirkung von Hebungen anſehen? Iſt biegſamer Quarz nicht eine Curioſität? Wie kann man den Jorullo, den Monte nuovo, die Inſel Fernandea ꝛc.,

So viel glaubte ich anführen zu müſſen, damit die Leſer einen Blick in den gegenwärtigen Zuſtand der geologiſchen Theorien thun mögen, und Göthe's Widerwille gegen dieſe Theorien ſie nicht mehr befremde, ja damit ſie vielleicht einige Sympathie mit ihm fühlen, und ſich nicht wundern, wenn er ingrimmig über Hebungstheorie und Vulcanismus ſich erhebt und als ein lebendiger Vulcan alſo Feuer und Flammen ſpeit:

„Die Sache mag ſeyn, wie ſie will, ſo muß geſchrieben ſtehen: daß ich dieſe vermaledeite Polterkammer der neuen Weltſchöpfung verfluche! und es wird gewiß irgend ein junger geiſtreicher Mann aufſtehen, der ſich dieſem allgemeinen verrückten Conſens zu widerſetzen Muth hat. Im Ganzen denkt kein Menſch, daß wir als ſehr beſchränkte ſchwache Perſonen, uns um das Ungeheure beſchäftigen, ohne zu fragen, wie man ihm gewachſen ſey? Denn was iſt die ganze Heberei der Gebirge zuletzt, als ein mechaniſches Mittel, ohne dem Verſtand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es ſind bloß Worte, ſchlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben.

---

welche in neuerer Zeit, wahrſcheinlich nach vorhergegangenem langem unterirdiſchem Kochen und Schmelzen, emporgehoben wurden, und durch ihr wüſtes verkranntes Weſen characteriſirt ſind, wie kann man ihre Entſtehung als gleichartig mit der Entſtehung unſerer mächtigen, ſchönen, friſchen Granit- und Porphyrformationen betrachten? Fragen der Art ließen ſich viele aufwerfen. Wie unbedenklich und ohne gründliche Prüfung die Anhänger der Hebungstheorie angebliche, mit ihrer Theorie harmonirende Beobachtungen ergreifen, beweiſet unter A. die Uebereilung, mit welcher ſie die Erzählung der Miß Graham von der Hebung Chili's beim Erdbeben von 1822 für wahr annahmen und aus derſelben die ungeheuerſten Folgerungen zogen. Quod enim mavult homo verum esse, id potius credit. Nach Lyell ſollten 100,000 engliſche Quadratmeilen und mindeſtens 200,000 Kubikmeilen Granit gehoben worden ſeyn. Greenough bewies, auf tüchtige Autoritäten geſtützt, daß die Angabe der Graham irrig ſey, die Briefe von Bowers und Gumming, welche neuerdings der Londoner Societät mitgetheilt wurden, laſſen kaum einen Zweifel übrig, daß Greenough Recht habe.

Hiemit ſey genug geſagt, wo nicht zu viel. — Das Schrecklichſte, was man hören muß, iſt die wiederholte Verſicherung: die ſämmtlichen Naturforſcher ſeyen hierin derſelben Ueberzeugung. Wer aber die Menſchen kennt, der weiß wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrſcheinlichkeit ſich eine ſolche Meinung heraus; ſie machen ſich Anhänger und Schüler, eine ſolche Maſſe gewinnt eine literariſche Gewalt, man ſteigert die Meinung, übertreibt ſie und führt ſie, mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Bewegung durch. — Hundert und aber hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirkſam, geehrt und reſpectirt ſehen, was haben ſie Beſſeres und Klügeres zu thun, als jenen ihr Feld zu laſſen und ihre Zuſtimmung zu dem zu geben, was ſie nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Uebereinſtimmung der Forſcher."

So ruft der Dilettant ein ſtarkes: Si omnes consentiunt, ego dissentio! in manche einſtimmige Geologenverſammlung hinein.

Wer da ſagt: si omnes consentiunt, ego non dissentio, kann aus einer wahrhaft liebenswürdigen Beſcheidenheit ſo ſprechen, welche der eignen Kraft und Einſicht nicht traut; bei einem Zweiten iſt es Aeuſſerung der Reſignation; er iſt zwar innerlich gewiß, das, worin alle übereinſtimmen, ſey keineswegs das Wahre, aber er hält ſich nicht für hinlänglich wiſſenſchaftlich gerüſtet, um dieſe innere Ueberzeugung im Widerſpruche gegen jene allgemeine Uebereinſtimmung auch Andern überzeugend mittheilen zu können; endlich verſteckt ſich, bei einem Dritten, feige, unredliche Charakterloſigkeit, die es mit niemand verderben möchte, hinter dieſen Ausſpruch als hinter eine Maske der Beſcheidenheit. Göthe's ſtrafende Worte mahnen Jeden zu ernſter ſittlicher Prüfung ſeiner Friedfertigkeit.

Das: si omnes consentiunt, ego dissentio dagegen kann das praleriſche Wort eines eingebildeten Thoren ſeyn, welcher ſich weiſer dünkt, als die Andern, bei einem Zweiten gründet ſich das dissentio auf richtige Ueberzeugung, daß er im Gegenſatze einer irrenden Menge das Wahre erkannt habe, doch iſt

es nicht ohne Stolz gesagt, bei einem Dritten geht das dissentio aus der Entschiedenheit eines festen durch die Wahrheit freien, auch vom Stolze freien Characters hervor.

Wer die Wahrheit rücksichtslos, von ganzem, nicht von halbem Herzen liebt, wer durch seine Naturforschung einzig Erkenntniß der, in den Creaturen geoffenbarten, Weisheit Gottes sucht, nicht aber Ehre bei Menschen, der fällt auch nicht unter die Knechtschaft nichtiger Satzungen der Menschen, welche Satzungen neben der wahren, wesenhaften großen Schöpfung Gottes als eine abgesonderte gespenstische kleine Welt, ein trügerisches ephemeres Scheindaseyn haben. Non leve quiddam interest inter humanae mentis idola et divinae mentis ideas, inter placita quaedam inania et veras signaturas atque impressiones factas in creaturis, prout inveniuntur.*

---

* Ich bemerke, um jedes Misverständniß und jeden Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden, Folgendes:

1) die vorliegende Polemik bezieht sich einzig auf die neueren Theorien; auf das in der letztvergangenen Zeit gesammelte geognostische Materiale nur in so fern, als es durch die Theorien etwa verunstaltet und verunreinigt ist.

2) Ich hege die größte Achtung für den unermüdlichen Fleiß jetziger trefflicher Geognosten, durch welche die Wissenschaft, so fern es die Theorien nicht verhinderten, ausgezeichnete Fortschritte, insbesondere hinsichtlich der Kenntniß der jüngsten Flötzgebirge und der Petrefacten gemacht hat, und beziehe mich deßhalb auf mein Lehrbuch der allgemeinen Geographie.

3) Ich bin so weit entfernt, Werners Theorie überall fest halten und vertheidigen zu wollen: daß ich vielmehr schon vor 25 Jahren gegen dieselbe auftrat. So weit ich mich selbst richtig kenne, darf ich getrost sagen: Nie hat Werners Autorität mich verführt, einer geognostischen Beobachtung Gewalt anzuthun, um dieselbe mit seiner Theorie in Uebereinstimmung zu bringen, wiewohl mir die ersten Erfahrungen, welche jener Theorie widersprachen, sehr schmerzhaft waren. Dabei halte ich es aber für nothwendig, Wernersche Fundamentallehren von unerschütterter Wahrheit nicht leichtsinnig aufzugeben.

4) Meine Anerkennung des richtigen geognostischen Blicks Göthe's sprach ich schon 1819 in meinem Buche über Schiefer aus, da ich seine Ansicht von der Conglomeratbildung, im Widerspruch gegen Werner und die meisten Geognosten, durch viele Thatsachen bestätigte.

5) Einfälle über die Entstehung der Gebirge, welche mir beim Untersuchen kamen, ließ ich fallen, sobald sie sich bei fortgesetzter Forschung im Widerspruch mit der Erfahrung zeigten.

Geologie? Theologie? Neologie.

„Die Urwelt oder Beweis von dem Daſeyn und Untergange von mehr als einer Vorwelt, von Ballenſtedt, Prediger zu Parſterf im Herzogthum Braunſchweig. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage, 1819."

Menſchen von allen Ständen, auch von den geringſten, loben ihren Beruf. Man höre eine Zimmermannsrede vom Dache und andere Zunftäußerungen, wie ſie Alter und Würde ihres Gewerks hervorheben, und es über andere Gewerbe ſtellen. Nur ein Theil der proteſtantiſchen Geiſtlichen macht hiervon eine Ausnahme, welche auf alle Weiſe das Fundament des Daſeyns und der Kraft ihres Standes zu untergraben ſuchen. Eine beklagenswerthe Thatſache iſt es, daß viele derſelben einen wahren Wetteifer zeigen, das Anſehn der Bibel als der Grundlage unſeres chriſtlichen Glaubens, und ihrer eigenen Wirkſamkeit auf alle Weiſe zu ſchmälern. Dieſer Vorwurf trifft auch im hohen Grade den Verfaſſer der „Urwelt." Sein Werk an ſich würde gar nicht verdienen berückſichtigt zu werden, wofern nicht leider die dritte Auflage deſſelben bewieſe, wie viel Leſer und Käufer es gefunden hat; — gewiß nicht unter Sachkundigen, ſondern meiſt wohl unter Dilettanten, von denen gar nicht verlangt werden kann, daß ſie ein Urtheil über viele von Herrn Ballenſtedt vorgebrachte Behauptungen haben ſollten. Dieſen konnte der Verfaſſer daher leider imponiren, und ſie wohl in eine Wüſte hinein, aber nicht wieder heraus und in ein gelobtes Land führen.

Herrn Ballenſtedt mußten zu ſeinem und vielleicht manches ſeiner Leſer Unglück einige neuere geologiſche Lehren zu Ohren

gekommen ſeyn, beſonders die des Mineralogen Werner von mehrern Zeitepochen, in denen ſich die Gebirge gebildet haben ſollen. Hätte ein ernſter Mann, ein wahrhaft chriſtlicher Geiſtlicher von wiſſenſchaftlichen Lehren der Art gehört, welche ihm die Wahrheit der Offenbarung zu gefährden ſchienen, ſo würde er entweder ſich beſchieden haben über jene Lehren ein eigenes Urtheil zu gewinnen, und mit ſchlichter Treue am altbewährten Worte Gottes zweifellos gläubig feſtgehalten haben, mit der Ueberzeugung, wenn ſich ein Widerſpruch gegen die Offenbarung finde, ſo müſſe er entweder nur ſcheinbar ſeyn, und durch weitere Ausbildung der Wiſſenſchaft beſeitigt werden, oder, wenn er wirklich wäre, ſo müſſe der Rechnungsfehler in der menſchlichen Wiſſenſchaft — die Stückwerk iſt — geſucht werden. Wollte ſich aber ein Zweifel bei ihm einniſten und ſeinen Frieden ſtören, ſo hätte er nicht geruht, ſondern raſtlos und gründlich Gebirge unterſucht, oder wenigſtens Gebirgsbeſchreibungen geleſen, um die Wahrheit auszumitteln und den quälenden Zweifel los zu werden. Es würde ihm vor Allem die heiligſte Gewiſſenspflicht geweſen ſeyn, voll heiliger Scheu über dieſe Dinge zu ſchweigen, bevor er ihnen nicht auf den Grund gekommen, aus gerechter Furcht ein Aergerniß zu geben; denn wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt!

Aus Herrn Vallenſtedt's Schrift ergibt es ſich leider, daß er von Zweifelsqual, oder von heiliger Scheu ein Aergerniß zu geben, ſo gar nichts verſpürt, daher ſich auch nicht im Mindeſten bemüht habe, etwa eine Ausgleichung der Wiſſenſchaft mit der Bibel zu finden. Er hat vielmehr ohne Rückhalt eine wahre eitle Freude mit Angriffen neuer Art gegen die Bibel auftreten zu können. Beſonders leuchtet dieß aus der Weiſe hervor, wie er die Geneſis herabzuſetzen, verdächtig und verächtlich zu machen ſucht. Ich will hievon einige Stellen als Belege anführen.

„Brauchen wir die jüdiſche Zeitrechnung zum Maaßſtabe anzunehmen, um das Alter der Erde darnach zu beſtimmen oder die Dauer des Menſchengeſchlechts? Es iſt wohl einmal

Zeit, daß wir ſolche kleinliche Begriffe und kindiſche Vorſtellungen vom Weltall ablegen, die den ſchwachen Einſichten des Kinderalters der Welt wohl angemeſſen waren, aber deren wir uns billig ſchämen müſſen, beſonders da wir in unſern Zeiten ſo große Fortſchritte in der Naturkunde gemacht ꝛc. (I. 9.)

„Man erkläre die Sagen und Erzählungen der Bibel, wie jede andere alte Sage und Dichtung, ſehe nur auf ihre moraliſche Tendenz, wie bei den Fabeln und Erzählungen eines Aeſop, Phädrus, Lockmann, Lafontaine, Lichtwehr, Gellert, Leſſing, und halte ſich nicht bei der Einkleidung auf.“ (I. 203.)

„Die Schöpfungsgeſchichte, die Geſchichte der Erzväter vor der Sündfluth — beruhen alle auf Sagen und Mythen irgend eines alten Volks der Erde, das ſelbſt noch ſchwache Begriffe und Einſichten hatte, und bei dem die Vernunft erſt anfing, ſich aus dem rohen Zuſtande der Dummheit und Wildheit barbariſcher Völker heraus zu arbeiten. — Dieſe Philoſopheme wurden nun überdem noch den ſchwachen Einſichten der Iſraeliten gemäß eingerichtet und geformt und ihren Umſtänden und Verhältniſſen gemäß ausſtaffirt und eingerichtet. Sie waren dem damaligen Zuſtande des jüdiſchen Volkes angemeſſen, ihren Begriffen gemäß und für die damaligen Zeiten und Menſchen hinlänglich und paßlich; aber für unſere erleuchteten Zeiten ſind dieſe Erzählungen und Berechnungen nicht mehr genügend.“ (I. 212.)

Die Unterſuchungen über die Lage des moſaiſchen Paradieſes ſeyen widerſinnig und unnütz. „Es kommt mir dieſes eben ſo vor, fährt Herr Vallenſtedt fort, als wenn es einem von unſern Nachkommen nach mehreren tauſend Jahren einfallen wollte, einen unſerer jetzigen beliebten Romane für eine wahre Geſchichte zu nehmen, und ſich den Kopf darüber zu zerbrechen, wer und wo die Menſchen, die darin vorkommen, eigentlich geweſen wären, die doch bloß fingirt ſind. — Wem fällt es jetzt ein, die Metamorphoſen des Ovid für wahre Geſchichte zu halten und ſo zu erklären, wenn ſie ſich gleich auf Facta und Begebenheiten gründen mögen, welches beim

Paradieſe nicht einmal der Fall iſt.“ (Ovid alſo glaubwürdiger als Moſes.) (III. 9.)

„Warum will man denn von Aſien aus die ganze Erde bevölkert werden laſſen? Etwa weil die erſten Kapitel einer hebräiſchen alten Schrift ſolches ſagen? — Hatten denn etwa die Menſchen der Vorwelt vor 4000 Jahren, die noch im Kinderalter der Welt lebten, eine beſſere Länder- und Völkerkunde als wir? Kann man nicht vielmehr unſerm erleuchteten und mit ſo vielen Kenntniſſen ausgerüſteten Zeitalter hierin reifere Einſichten zutrauen? Sieht man den alten Sagen und Erzählungen der Vorwelt nicht gleich die Dürftigkeit und Unwiſſenheit an der Stirn an, welche ihre Verfaſſer verrathen?“ (II. 87.) Und wie viele andere Stellen könnte ich als Belege anführen, wie ſehr Herr Ballenſtedt die Geneſis verachtet, dagegen die Erleuchtung unſerer Zeiten preiſt, wie wir es ſo herrlich weit gebracht. Darauf lautet freilich die Antwort:

O ja bis an die Sterne weit,
Mein Freund die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln.
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Iſt leider nur der Herren eig'ner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.

Der Leſer wird ſchon aus den angeführten Stellen erſeh'n haben, daß des Verfaſſers Geiſt auch ein ſolcher Zerrſpiegel iſt, in welchem die graue Vorwelt ſich als Fratze abſpiegelt. Ich will als Beleg noch folgende Stelle hinzufügen:

„Ein ſo unwiſſendes Volk als die Ebräer wollen ſich anmaßen, die Zeit von Erſchaffung der Welt an zu berechnen, und zu beſtimmen, wann das Weltall und die Menſchen erſchaffen wurden? Welch' eine Anmaßung! Daher muß man ſich billig wundern, wie ein Cuvier ſich erklären konnte, daß er an die Wahrheit der moſaiſchen Chronologie glaube. — Man bedenke doch, was für geologiſche, geognoſtiſche, mineralogiſche, oryktognoſtiſche, phyſikaliſche, aſtronomiſche, mathematiſche, naturhiſtoriſche, chemiſche und andere Kenntniſſe dazu gehören, um das Alter und die wahre Dauer des Erdballs zu

beſtimmen?“ — Und ein Volk, das gar keine Kenntniß von allen dieſen Wiſſenſchaften hatte, will uns lehren, wie alt die Welt und das Menſchengeſchlecht ſey?“

Aus der Art, wie der Verfaſſer bunt durcheinander hier Wiſſenſchaften als coordinirt aufführt, die zum Theil einander ſubordinirt ſind, leuchtet freilich hervor, daß er von denſelben gar keine Kenntniß, nicht den oberflächlichſten Begriff habe, und daher ſeine aufgeklärten Zeitgenoſſen, bei eig'ner Unwiſſenheit, mit einer ſehr großen Selbſtverläugnung wegen ihres Wiſſens preiſe. Ich will von dieſer Unwiſſenheit des Verfaſſers, welche überall hervorleuchtet, Beweiſe geben. —

Des Mineralogen Werners geognoſtiſche Lehren ſpielen, wie ich ſchon erwähnte, eine Hauptrolle in dem Werke. Um dieſe wahrhaft würdigen, ja nur verſtehen zu können, bedarf es eigener Gebirgsforſchung; aber in keiner Zeile verräth der Verfaſſer, daß er ſich je mit dieſer befaßt habe. Konnte er aber nicht ſelbſt Gebirge unterſuchen, ſo mußte er doch wenigſtens durch Leſen geognoſtiſcher Schriften ſich ſo weit als möglich Einſicht zu verſchaffen ſuchen. Allein er zeigt nur die allerärmlichſte Beleſenheit. Es kann uns daher nicht wundern, wenn er beim Mangel eigener Gebirgsforſchung, wie der Kenntniß geognoſtiſcher Werke, die größten Schnitzer macht. Für Mineralogen will ich ein Beiſpiel anführen. Er ſpricht (II. S. 12.) von Uebergangsgebirgen und ſagt: „Dieſe Gang- oder Uebergangsgebirge machen die eigentlichen Erzgebirge, als den Harz, das ſächſiſche Erzgebirge u. ſ. w. aus, in denen ſich die Erze und Metalle hauptſächlich erzeugt haben, woran die Urgebirge noch arm ſind.“ Der rohеſte Anfänger in der Gebirgskunde würde den Verfaſſer belehren können, wie ganz verſchieden die Begriffe „Ganggebirge und Uebergangsgebirge“ ſeyen. Kennte der Verfaſſer auch nur einigermaaßen oberflächlich die auf erzgebirgiſchem Grunde erwachſene, überall mit Beiſpielen aus dem Erzgebirge belegte Lehre Werner's, ſo würde er wiſſen, daß in dieſem Gebirge ſehr wenig Uebergangsgebirge vorkomme, der Hauptbergbau dagegen — bei

Freiberg, Schneeberg, Annaberg, Johann Georgenſtadt ꝛc. gerade im Urgebirge betrieben werde, von welchem er behauptet, daß es „metallarm ſey.“ — Ich will meine Leſer, unter welchen ſich wenige Mineralogen finden dürften, nicht mit weitern Beweiſen von Herrn Ballenſtedt's mineralogiſcher Unwiſſenheit aufhalten; der gegebene iſt — wie jeder Gebirgskundige bezeugen wird — mehr als hinlänglich.

Aber nicht bloß in mineralogiſcher Hinſicht, ſondern auch in hiſtoriſcher, mangelt es dem Verfaſſer ganz an gründlicher Kenntniß und Beleſenheit. Man könnte dieß ſchon aus ſeinen Citaten abnehmen, denn nur ein Paar bedeutende Werke findet man angeführt, wo man immer noch fragen könnte: ob er nicht auch dieſe nur aus der zweiten Hand kenne, wie er z. B. Humboldt aus Recenſionen kennen gelernt hat. Dagegen citirt der Verfaſſer den allgemeinen Anzeiger, die Zeitung für die elegante Welt, den Freimüthigen, Kotzebues literariſches Converſationsblatt, den Weſtphäliſchen Moniteur, Hamburger und Berliner Zeitungen, das Muſeum des Wundervollen, die Zeitung für die Jugend, Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Das iſt das literariſche Zeughaus, aus welchem der Verfaſſer ſeine hölzernen Jahrmarktswaffen gegen die Felſenfeſtung der Offenbarung nimmt.

Einige von den geſchichtlichen Angriffen Herrn Ballenſtedt's gegen die Bibel zu berühren, ſo fanden ſich deren ſchon in den oben angeführten Stellen. Beſonders ſucht er die bibliſche Zeitrechnung herabzuſetzen, ſpricht häufig von der chaldäiſchen, indiſchen u. a. Sieht man genau hin, ſo kennt er nicht eine von den hierher gehörigen kritiſchen Unterſuchungen — von Dominicus Caſſini, Montucla, Jones, Bentley, Davies, le Gentil, Delambre, la Place, Schubert u. a. und hat daher auch gar kein Urtheil über Zuverläſſigkeit und Unzuverläſſigkeit jener Zeitrechnungen, und ob dieſelben wirklich gegen die bibliſche auftreten können und auftreten. Es iſt ihm nur darum zu thun, mit großen chronologiſchen Zahlen die kleineren der Bibel zu übertrumpfen; auf welche Weiſe der leichtfertige Mann hierbe verfahre, mögen folgende Stellen zeigen

„Wer alle dieſe Daten und Fakten kennt, ſagt er, und weiß, was für eine Reihe von Jahren dazu gehörte, ſolche Zeiträume zurückzulegen (! z. B. hundert Jahre um ein Jahrhundert!) der wird im Stande ſeyn, ſich einen höheren und deutlicheren Begriff von der Dauer unſeres Erdballs zu machen, als der gewöhnliche iſt. Wer es weiß, daß der Granit, woraus die Urgebirge beſtehen, einen Zeitraum von 50 bis 60,000 Jahren bedarf, ehe er verwittert, und doch auf dem Brocken ſchon längſt verwittert iſt" u. ſ. w. (I. 217.) Das mag Gott wiſſen, dachte ich, woher es aber ein Menſch ſo genau berechnen könne, begriff ich nicht, bis mir (Abtheilung II, S. 157) das Räthſel gelöst wurde. „Der Granit, heißt es da, iſt eine der dauerhafteſten Steinarten, welches auch daraus zu ſehen iſt, weil die über 3000 Jahre alten ägyptiſchen Pyramiden — noch nicht verwittert ſind." Der Granit des Brockens ſey aber verwittert. „Was folgt nun hieraus? fährt der Verfaſſer fort. Nach dem Grade der Verwitterung der, der Luft ausgeſetzten, Granitblöcke zu urtheilen, muß die Erde ſchon 40 bis 60,000 Jahre alt ſeyn." — Abgeſeh'n davon, daß der Verfaſſer hier, wie an vielen Stellen ſeines Buchs, auf gut Glück, große Zeitzahlen angibt, folgt denn das wirklich, was er folgert? Er ſchließt ſo: der 3000 Jahre alte Pyramidengranit iſt noch nicht verwittert, der Granit des Brockens iſt aber verwittert, wie viel älter muß dieſer alſo nicht ſeyn! Bedachte er denn gar nicht, daß der Pyramidengranit älter als die Pyramiden, vielleicht älter als der Brockengranit ſey? Seine Friſche würde alſo nichts beweiſen, als daß er entweder urſprünglich geſünder als der Brockengranit geweſen — trifft man doch im Gebirge an ein und derſelben Granitwand Maſſen des friſcheſten Geſteins abwechſelnd mit völlig aufgelöstem — oder daß er den zerſtörenden Einflüſſen von Luft und Waſſer weniger ausgeſetzt geweſen ſey. Doch dieſe Betrachtung iſt hier überflüſſig, denn die Pyramiden ſind — nicht aus Granit, ſondern aus Kalkſtein erbaut. Ich beſitze ſelbſt Proben von dem Steine; der Verfaſſer hätte bei manchem Reiſebeſchreiber darüber Auskunft erhalten können.

Er vergleiche z. B. Niebuhrs bekannte Reisebeschreibung (Th. I. S. 197.) wo dieser erzählt: bei den Ecken der Pyramiden sey der Felsen sichtbar, auf welchem sie stehen und von dem ihr Baustein entnommen. Es sey ein Kalkstein voller Versteinerungen, welche die Araber Sphinxpfennige nennten.*

Der Verfasser beruft sich auch auf die wohlerhaltenen Granitobelisken. Außer dem, was ich eben über die Verwitterung gesagt, bemerke ich, daß der große Obelisk zu Alexandrien, wie Ritter (Th. I. S. 701) aus Clarkes Reisen anführt, „oben gegen die Luftseite ganz verwittert war, auf der untern Seite (als er herumgewälzt wurde) seine Hieroglyphen auf das Vollkommenste erhalten hatte." In der verhältnißmäßig kurzen Zeit, daß er umgestürzt lag, mußte offenbar seine obere Seite verwittert seyn, da ja die untere erhalten war; und so spricht dieser Obelisk gerade gegen des Verfassers Meinung: es bedürfe 50 bis 60,000 Jahre zu einer solchen Verwitterung. Wie rasch muß aber nicht erst die Granitverwitterung auf dem Brockengipfel fortschreiten, da er den größten Theil des Jahres hindurch in feuchtende Wolken gehüllt, und von Regen, Hagel und Schnee umstürmt ist.

Herr Ballenstedt sagte nun: „wer es weiß, daß der Granit, woraus die Urgebirge bestehen, einen Zeitraum von 50 bis 60,000 Jahren bedarf, ehe er verwittert, und doch auf dem Brocken längst verwittert ist" u. s. w. Wer es aber weiß, wie ganz aus der Luft gegriffen diese so keck hingeworfene Behauptung ist, und dann liest, wie der Verfasser einige Zeilen darauf noch dreister fortfährt: „Also weg mit der jüdischen Zeitrechnung von Erschaffung der Welt, die nur für das

---

* Daß die Pyramiden früher mit Granit oder weißem Marmor belegt gewesen seyn sollen (Pococke's Reise Th. I. §. 100 und §. 104. Abd Allatif bei Ritter I. 701.) kommt hier nicht in Betracht, denn der etwanige Granitbeleg ist nicht mehr da, es kann daher von seiner Dauer und guten Erhaltung im Verhältniß zur Verwitterung des Brockengranits nicht die Rede seyn. War er da, so dürfte sein Abfallen eher für seine Verwitterung sprechen.

Kindesalter der Welt paßlich war, aber worüber jetzt jeder beſſer Unterrichtete und Einſichtsvolle lächeln und die Achſeln zucken muß" — ſoll der nicht über den Verfaſſer die Achſeln zucken? Quid est, ſagt Cicero, tam temerarium tamque indignum sapientis gravitate atque constantia, quam aut falsum sentire, aut quod non satis explorate perceptum sit et cognitum, sine ulla dubitatione defendere?

Des Verfaſſers wiederholte Behauptung: Moſes habe ſeine Erzählung von den Indern entlehnt, kann man nur ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit der Indiſchen Mythologie zuſchreiben. Je gründlicher man dieſe, wie die der andern Heiden kennen lernt, um ſo mehr leuchtet der ganz einzige, eigenthümliche Charakter des auserwählten, von den Heiden abgeſonderten und eben deßhalb von dieſen verachteten Volkes Gottes, ſeines Geſetzes und ſeiner Geſchichte ein. Nur dies Eine zu erwähnen, ſo iſt die wichtige Sage von den vier Weltaltern den meiſten Heiden — Indern, Römern, Griechen, Mexikanern, — gemein. In dieſe früheren Weltalter fallen ihre Mythen; die epiſchen Gedichte der Inder insbeſondere (Ramayana, Mahabharata u. a.) erzählen in vielen Tauſenden von Verſen die Begebenheiten und Thaten der Götter und Helden aus der beſſern Vorzeit, auf welche die jetzigen Inder hoffnungslos* aus ihrem letzten tief geſunkenen ganz verdorbenen Zeitalter zurückblicken, durch deſſen Einfluß ſie willenlos und gleichſam in einem ſittlichen Starrkrampfe zu ſeyn meinen.

Wie iſt die Geneſis von jener Mythologie ſo ganz und durchaus verſchieden! Sie erwähnt der vier Weltalter gar nicht, und handelt überhaupt nur in der größten Kürze von der ganzen Zeit zwiſchen der Erſchaffung der Welt und Abraham. — Wie mag das kommen? Wahrlich nicht aus Unwiſſenheit des heiligen Geiſtes, ſondern weil Er, der Tröſter, nicht bloß eine

* „Es iſt merkwürdig, ſagt ein Miſſionar, daß das Wort Hoffnung in der Malabariſchen Sprache nicht zu finden iſt." (Alte Halliſche Miſſionsberichte II. S. 892.)

lange, troſtloſe, niederſchlagende Kunde von einer beſſern paradieſiſchen Vorzeit geben; ſondern aufrichten, erbauen, für alle Ewigkeit tröſten wollte.* Darum erzählt Moſes: Gott habe im Anfange die Welt gut,** den Menſchen ihm zum Bilde geſchaffen, damit beim Anblick alles Uebels in der Welt kein manichäiſcher Gedanke aufſteige. Erzählt er ferner, wie Sünde und Tod in die Welt gekommen, ſo fügt er ſogleich die tröſtliche Verheißung deſſen bei, welcher der Schlange den Kopf zertreten werde; — erzählt er warnend das sacrificium tremendum, welches der Herr ſich ſelbſt in der furchtbaren Sündfluth brachte, ſo erſcheint gleich darauf der Bogen der Hoffnung und des Bundes in den Wolken.

Es iſt das ganze alte Teſtament ein Buch der Hoffnung, Eine tröſtliche Weiſſagung durch Thaten, Vorbilder, Reden, Eine Hinweiſung auf den Erlöſer von Sünde und Tod, auf den, der in ein neues höheres Paradies führen werde; auf ein goldnes Zeitalter der Zukunft, während die armen Heiden mit vergeblicher hoffnungsloſer Wehmuth und Verzweiflung ſich nach dem längſt verſchwundenen goldenen Zeitalter der Vergangenheit zurückſehnen. —

Der Verfaſſer rühmt ſich, alte Vorurtheile, welche die Zeit geheiligt habe, angegriffen, und etwas Beſſeres an ihre Stelle geſetzt zu haben. Unter dieſen geheiligten Vorurtheilen verſteht

---

* Auch aus dem Grunde Joh. 16, 12. Vorzüglich mache ich aufmerkſam, daß in der Geneſis der Fall der Engel gar nicht erwähnt iſt, die Schlange daher als ein deus ex machina auftritt. Der Menſch ſollte zunächſt in ſich gehen. Zur Buße bedarf es keiner Ergründung des Urſprungs des Böſen; genug, es iſt da — aber der Erlöſer, der die Welt überwunden hat, iſt auch da. (Vergl. vorzüglich Pascal.)

** Gott iſt das A, das iſt die Hauptlehre des erſten Capitels der Bibel; Gott iſt das A und das O, der Anfang und das Ende, der da iſt und der da war, und der da kommt, der παντοκράτωρ, das iſt die Hauptlehre des letzten bibliſchen Buches, der Offenbarung Johannis, und dieſe Lehren ſind zuletzt das Fundament alles Glaubens und Hoffens.

er nämlich den Glauben an Moſis Erzählung von der Schöpfung, dem Paradieſe, dem Falle des Menſchen u. ſ. w. An einem Beiſpiele will ich zeigen, was er Beſſeres gegeben, an dem, was er von der Schöpfung und dem Weſen des erſten Menſchen ſagt.

„Die durch die Hand des Schöpfers angeregte Natur heißt es, mußte nothwendig erſt viele Vorbereitungen und Verſuche machen, ehe ſie ihrem Werke (durch Schöpfung des Menſchen) die Krone aufſetzen konnte.“ (I. S. 10.) Und dieſe Krone, dieſe erſten Menſchen (es waren nach dem Verfaſſer viele auf einmal) waren „ganz brutal“ (I. S. 231.) „ſinnlich und thieriſch, ſie lebten faſt ohne Beſinnung wie die Thiere“ (III. S. 12.) ſie waren „rohe, wilde Menſchen, Halbmenſchen,“ ja „der Urmenſch ſtand vielleicht auf einer Stufe, worauf jetzt die Affen gegen uns ſtehen.“

O du werthes Ebenbild Gottes!

Doch bei Herrn Vallenſtedts Menſchenſchöpfung iſt nicht von Gott die Rede.

„Jedes Klima und jeder beträchtliche Erdſtrich, ſagte er, brachte gleich anfangs ſeine ihm eigenen Arten von Menſchen, Affen, Hunden hervor.“ (II. S. 92.)

„Die neue Welt gab ſich ihre erſten Bewohner ſelbſt, ſagt der Verfaſſer an einer andern Stelle, wie ſie ſich ihre eigenthümlichen Pflanzen und Thiere gab. Dies iſt die natürlichſte Auflöſung jenes Problems, das den Gelehrten ſchon ſo viel Kopfbrechens gemacht hat.“ „Sind die Kräfte der Natur (in Amerika) geringer und ſchwächer als anderswo, daß ſie nicht im Stande war, Menſchen zu bilden?“ —

Dem weniger tiefſinnigen — oder weniger oberflächlichen und leichtfertigen — Leſer dürften dieſe Erklärungen doch nicht verſtändlich ſeyn und Kopfbrechen machen. Aber folgende Stelle zeigt ganz klar, wie der Verfaſſer verſtanden ſeyn will „Hatten die Griechen nicht Recht, ſagt er, die erſten Menſchen in ihrem eigenen Vaterlande bei Tauſenden aus der Erde, unſer alter Mutter und Grab, hervorgehen zu laſſen? Wer kann

ihnen dies verargen oder sie widerlegen?“ (III. S. 12.) Hierzu füge man folgende Stellen: „der Mensch, sagt der Verfasser, ging durch sich selbst aus dem Nichts hervor, und war der Schöpfer seiner nachmaligen Größe. Er verdankt alles, was er hat und ist, sich selbst und seinen natürlichen Anlagen und Kräften. Es ist nichts Erborgtes, Angeerbtes oder aus dem Schiffbruche Gerettetes“ (III. S. 151.) „Seine Würde ist nicht erbettelt, erborgt, angeerbt, sondern selbst erworben und durch eigne Kraft behauptet. — Das Menschengeschlecht wird vielleicht einst auf eine Höhe von Vollkommenheit steigen, davor uns jetzt schwindelt.“ —

Sonst sagt man: aus Nichts wird Nichts, und diese Vallenstedtsche Urmenschen, „rohe, sinnliche, thierische Halbmenschen,“ diese „Affen,“ diese Erdkobolde, welche wie Pilze aus der Erde aufschießen, ohne Gott zum Vater zu haben — diese sollen dann noch ohne Betteln und Borgen sich durch eigne Kraft auf eine Höhe der Vollkommenheit erheben, davor uns jetzt schwindelt.!

Ist das das Bessere, was Herr Vallenstedt an die Stelle der alten heiligen Lehren setzt?

Daß der verlorne Sohn, in welchem das wehmüthige Angedenken an das von ihm verlassene Haus des lieben Vaters auch im tiefsten Elend nicht ganz erloschen ist, daß der durch Gottes Gnade tiefe Reue fühlen und zum Vater umkehren und sagen kann: Vater ich habe gesündiget im Himmel und vor dir, ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße; und daß ihn der liebe Vater auf's Freundlichste wieder aufnimmt, welches Menschenherz begreift das nicht? — Und ist der verlorne Sohn nicht ein Bild der Geschichte der Menschheit, wie die göttliche Weisheit sie uns in der Bibel geschenkt hat, des Ebenbildes Gottes, welches durch Ungehorsam das Paradies verloren, aber durch die Barmherzigkeit des Erlösers wieder mit dem Vater versöhnt und in das Vaterhaus nach tiefen Leiden zurückgeführt wird? —

Ich will nur noch einige, den Verfaſſer, beſonders ſeine flache Polemik gegen die Offenbarung, charakteriſirende Stellen anführen.

Adam und Eva, ſagte er (I. S. 186.) hätten gar nicht nöthig gehabt, ſich ihrer Blöße zu ſchämen, „da ſie die einzigen Menſchen waren, und da der Menſch das ſchönſte Gebilde der Natur iſt.“

„Der Tod war keine Folge der Sünde.“ (I. S. 200.)

„Zwar hat es wenig Tröſtliches für uns, daß unſere jetzige ſchöne Erde einſt tief unter Waſſer begraben werden wird, und Alles, was darauf lebt und webt, untergehen ſoll. Allein es ſteht nicht zu ändern. — Denn das Theater der Welt wechſelt beſtändig.“

Nach Vallenſtert (II. 167.) iſt der jüngſte Tag ſchon oft da geweſen, dennoch zählt er den großen Gerichtstag der Vorzeit nicht mit. Einſt ſoll nach ihm die ſchöne Erde unter Waſſer begraben werden, bei der Sündfluth ward ſie es nicht. Denn dieſe war nur partiell und bedeckte nicht die hohen Berge. Der Glaube an die Allgemeinheit der Sündfluth, wird, wie er ſagt, allmählig hellern Einſichten Platz machen.

Mit welcher kecken Zuverſicht der Mann, als ein falſcher Prophet, nicht nur der Bibel, ſondern auch den alten Sagen, wie den Ahnungen und Erwartungen heidniſcher Völker widerſpricht!

Waſſer iſt das herrſchende, urſprünglich bildende Element der Vorzeit, nach der Geneſis, nach ſo vielen Völkerſagen, nach den weitverbreiteten Gebirgen voller Muſcheln, den gegenwärtigen Zeugen der grauen Vergangenheit; Feuer iſt das Element zukünftiger Zerſtörung zur Erneuung und Wiedergeburt der Welt, nach den Weiſſagungen der Bibel und den Ahnungen vieler Heiden. —

Doch ich kehre zu Herrn Vallenſtedts Buch zurück. Abth. III. S. 25. ſagt er: „Sind die Thiere nicht eben ſo künſtlich und bewundernswürdig organiſirt, wie der Menſch? Iſt man nicht längſt von dem Vorurtheile zurückgekommen, unſern Halbbrüdern, den Thieren, Beſinnung und Denkkraft, Vernunft

und Beurtheilungskraft abzusprechen." Rechten wir nicht darüber mit dem Verfasser, sondern lesen weiter, so finden wir S. 135 dies: „Freilich muß die Vernunft, das Göttliche im Menschen, bei dem Gebrauch der Sinne zu Hülfe kommen, sonst wird der Mensch sich nicht sehr über die Thiere erheben, keine Künste und Wissenschaften erfinden und nicht auf die Idee von Gott kommen. Aber mit ihrer Hülfe ist und war er im Stande, das Alles zu erfinden, was den Menschen über das Thier erhebt." Der Leser hat nur diese Stelle mit der vorigen zu vergleichen! — Der Verfasser versteht wirklich nicht, was er sagt oder setzt.

Bei dieser großen Unwissenheit und Denkschwäche, wagt er es aber sich eine Stimme anzumaßen, und gegen Männer wie Cüvier, Humboldt, Blumenbach u. a. aufzutreten. Besonders wundert er sich, wie diese — an welche sich die größten Geister: Kepler, Baco, Newton, Pascal, Haller und viele andere anschließen — so fest an Mosis Geschichte halten. „Er kommt, sagt der Verfasser von Humboldt (Abth. II. S. 118.), immer wieder darauf zurück, daß alle Menschen aus Asien gekommen sind, und daß die ganze Erde von dort aus mit Menschen besetzt worden ist. Heißt das aber nicht einem Vorurtheile huldigen? — Rührt dieser allgemeine Glaube (an das Paradies) den man schon mit der Muttermilch eingesogen hat, und der daher nicht wieder aus den Köpfen der Menschen weichen will, nicht aus der jüdischen Mythologie her?"

Man weiß nicht, soll man einen Geistlichen mehr bedauern oder ihm zürnen, weil er es gar nicht ahnen, noch begreifen kann, daß große Geister wohl aus andern Gründen, als aus blinder mit der Muttermilch eingesogener Gewohnheit, Gottes Wort fest halten und voll heiliger Scheu nicht frech antasten.

In welchem Lichte erscheint erst das ganz oberflächliche, verworrene und unverantwortlich leichtfertige Buch des Predigers Ballenstedt, wenn man es mit einigen geologischen Werken von Naturforschern vergleicht, mit Werken, die eben so sehr das Gepräge wissenschaftlichen Geistes als religiöser

Geſinnung tragen. Wie ernſtlich bemüht ſich nicht, um nur ein Beiſpiel anzuführen, der treffliche Buckland ſchon ſeit Jahren, die Reſultate ſeiner geologiſchen Forſchungen mit dem Bericht der Geneſis in Einklang zu bringen. In ſeinem 1823 erſchienenen Werke: Reliquiae diluvianae, ſagt er: „Dieſe Unterſuchung hat ſchon zu Schlüſſen geführt, welche neues Licht auf eine ſehr dunkle Periode der phyſikaliſchen Geſchichte unſerer Erde werfen, und indem ſie den ſtärkſten Beweis einer allgemeinen Sündfluth giebt, läßt ſie uns hoffen, daß man künftig nicht mehr behaupten werde, wie Männer von großer Autorität behauptet haben: die Geologie gebe keine Beweiſe für eine Begebenheit, mit deren Realität die Wahrheit der moſaiſchen Urkunden ſo weſentlich verbunden iſt.“ —

Ein amerikaniſcher Naturforſcher recenſirte Bucklands Reliquiae. In ſeiner Recenſion findet ſich folgende, gegen einen gewiſſen Herrn Penn gerichtete Stelle, von welchem man glauben ſollte: er habe Ballenſtedts Buch und ähnliche geleſen. „Herr Penn, lautet ſie, ſcheint die Idee gefaßt zu haben, als hätten ſich die Geologen gegen die geoffenbarte Religion verbunden. Wir können ihm verſichern, daß es ſehr viele Geologen, ſowohl in Europa als in unſerm Lande giebt, welche nicht bloß die Wahrheit der Offenbarung anerkennen, ſondern deren ganze Hoffnung auf dieſe Wahrheit gegründet iſt, deren Anhänglichkeit an dieſelbe ſtärker iſt, als der Tod, und welche es für ihren größten Ruhm und ihre größte Glückſeligkeit achten, ihre glorreichen Wahrheiten zu vertheidigen und zu bekräftigen; Männer, die ſich freuen, in jeder Gebirgsbildung die Zeichen eines ſchaffenden und erhaltenden Gottes zu ſehen.“

Möchte Herr Ballenſtedt dies ernſte ſtrenge Wort beherzigen, möchte er ſich ſeiner wiſſenſchaftlichen Schwäche bewußt und dadurch demüthiger und beſcheidner werden; möchte er ſeine unverantwortliche Leichtfertigkeit, mit der er gegen die Offenbarung aufgetreten, und das dadurch gegebene Aergerniß herzlich bereuen, und, wollte Gott, mit kindlichem Sinn zur Bibel zurückkehren.

Möchte das Geſagte aber auch bei denen, welche ſich durch das Ballenſtedtſche Buch als von einem Irrlicht haben irre führen und in Sümpfe locken laſſen, den Glauben an die Autorität dieſes Buchs vernichten, möchten ſie ſich von dem löchrichten Brunnen wieder zum lebendigen Waſſer der Offenbarung wenden, und ſo dem Verfaſſer die ſchwere Schuld des Aergerniſſes, welche er durch ſein heilloſes Buch auf ſich geladen, erleichtern. Dieß iſt mein herzlichſter Wunſch, und der Hauptzweck gegenwärtiger Kritik.

Theologie und Naturwiſſenſchaft

mit beſonderem Bezug auf Herrn Dr. Bretſchneiders Sendſchreiben an einen Staatsmann.

I.

Die Theologen fangen an, immer mehr Notiz von den Naturwiſſenſchaften zu nehmen. Geſchähe es nur im Sinne früherer frommer Naturforſcher, welche zugleich mit großer Liebe die Offenbarung Gottes in ſeinen Werken, mit noch größerer die Offenbarung in Chriſto erfaßten! So meinen es mehrere neuere Theologen gar nicht, ſie rufen vielmehr die Naturwiſſenſchaft gegen die Bibel, welcher ſie den Krieg erklärt haben, zu Hülfe.

Müßte ich doch unter dieſen Theologen nicht auch Schleiermacher aufführen! ich kann nicht ſagen, wie leid mir das thut. Wie dürfte ich aber die Anſicht eines ſolchen Mannes ignoriren? Er ſagt in ſeinem zweiten Sendſchreiben an Herrn Dr. Lücke:* „Wenn Sie den gegenwärtigen Zuſtand der Naturwiſſenſchaft betrachten, wie ſie ſich immer mehr zu einer umfaſſenden Weltkunde geſtaltet, von der man vor noch nicht gar langer Zeit keine Ahnung hatte; was ahnet Ihnen von der Zukunft, ich will nicht einmal ſagen für unſere Theologie, ſondern für unſer Evangeliſches Chriſtenthum?“ Später fährt er fort, es ahne ihm, daß wir würden lernen müſſen, uns ohne Vieles zu behelfen, was Viele noch gewohnt ſeyen, als mit dem Weſen

---

* Theologiſche Studien und Kritiken von Ullmann ꝛc. Zweiten Bandes drittes Heft S. 499.

des Chriſtenthums unzertrennlich zu denken. „Ich will gar nicht," ſagt er weiter, „vom Sechstagewerk reden, aber der Schöpfungsbegriff, wie er gewöhnlich conſtruirt wird, auch abgeſehen von dem Zurückgehen auf die Moſaiſche Chronologie .... wie lange wird er ſich noch halten können, gegen die Gewalt einer aus wiſſenſchaftlichen Combinationen, denen ſich Niemand entziehen kann, gebildeten Weltanſchauung? und das zu einer Zeit, wo die Geheimniſſe der Geweiheten nur in der Methode und in dem Detail der Wiſſenſchaften liegen, die großen Reſultate aber ſehr bald allen helleren und umſichtigen Köpfen, auch im eigentlichen Volk zugänglich werden. Und unſere Neuteſtamentiſchen Wunder, denn von den Altteſtamentiſchen will ich gar nicht erſt reden, wie lange wird es noch währen, ſo fallen ſie aufs Neue, aber von würdigeren und beſſer begründeten Vorausſetzungen aus, als früherhin zu den Zeiten der windigen Encyklopädie, unter das Dilemma, daß entweder die ganze Geſchichte, der ſie angehören, ſich muß gefallen laſſen, als eine Fabel angeſehen zu werden, von der ſich gar nicht mehr ausmitteln läßt, wie viel Geſchichtliches ihr eigentlich zu Grunde liegen mag, ... oder wenn ſie wirklich als Thatſachen gelten ſollen, werden wir zugeben müſſen, daß, ſofern ſie wenigſtens in der Natur geworden ſind, auch Analogieen dazu in der Natur geſucht werden (?) .... Was ſoll dann werden, mein Freund? Ich werde dieſe Zeit nicht mehr erleben, ſondern kann mich ruhig ſchlafen legen. Aber Sie, mein Freund, und Ihre Altersgenoſſen, ſo viel deren mit uns gleichen Sinnes ſind, was gedenken Sie zu thun? Wollt Ihr Euch dennoch hinter den Außenwerken verſchanzen, und Euch von der Wiſſenſchaft blokiren laſſen? .... Soll der Knoten der Geſchichte ſo auseinander gehen, das Chriſtenthum mit der Barbarei, und die Wiſſenſchaft mit dem Unglauben?" ....

Als ich dieſe Stelle las, war mir's, als hörte ich die Iſraelitiſchen Kundſchafter,* wie ſie aus Canaan zurückgekehrt

* 4 Moſe 13.

berichten: Wir ſahen auch Rieſen daſelbſt, Enakskinder von den Rieſen, und wir waren vor unſeren Augen als die Heuſchrecken und alſo waren wir auch vor ihren Augen. — Iſt denn den Theologen ſo aller Glaubensmuth entfallen, daß ſie die Feſtung, welche zu vertheidigen ſie ihrem Könige gelobten, den Feinden übergeben, ehe ſie auch nur zur Uebergabe aufgefordert worden ſind? Und die Theologie, die eine Fürſtin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen? —

Es iſt nicht eher möglich Schleiermacher zu antworten,* bis er ſich beſtimmter ausdrückt und genau angiebt, welche Reſultate der neueſten Naturforſchung gegen die Bibel ſo übermächtig auftreten. Ich meine Reſultate, die auf entſchiedenen Thatſachen beruhen, nicht auf Hypotheſen und vorwitzigen Folgerungen. Wie nur Schleiermacher die Wunder ſo geringſchätzig behandeln und zugleich die Naturwiſſenſchaft ſo überſchätzen kann! Hat dieſe Wiſſenſchaft wirklich nicht mehr Urſache ſich über die Wunder zu wundern? Hat es etwa die Medicin auf natürlichem Wege dahin gebracht, Todte zu erwecken? Baco ſagt: Scientia et potentia humana in idem coincidunt.** Der Herr, welcher das Meer ſtillte, Todte erweckte, hat wohl mehr gewußt von den Elementen und dem menſchlichen Leibe, als alle unſere Phyſiker und Phyſiologen zuſammengenommen, deren Ohnmacht am beſten die Unvollkommenheit ihres Wiſſens verräth. Hätten ſie die lebendige Quelle der Wahrheit gefunden, dann wären ſie auch bis zum Quellpunkt aller Kräfte vorgedrungen, es iſt ein und derſelbe Gott der Wahrheit und der Macht. Sie mögen ihr Wiſſen durch ihre Werke zeigen.

2. Herr Dr. Bretſchneider.

Neuerdings hat ſich Herr Bretſchneider mit der Naturwiſſenſchaft gegen die ihm anvertraute Theologie zuſammengethan. In ſeinem Sendſchreiben an einen Staatsmann giebt er genauer Einzelnes an, worauf er fußt, daher ſeine beſtimmten

* Dies ſchrieb ich im Jahre 1830.

** Novum Organ. I., 3.

Angriffe eine bestimmte Vertheidigung zulassen. Er sagt:* Die Erfahrungswissenschaften aller Art hätten weit fühlbarer und störender in den Bestand des alten theologischen Lehrsystems eingegriffen, als die speculative Philosophie. Zu diesen Wissenschaften rechnet er: „die ganze Naturkunde .... die Geologie, die Geographie und Völkerkunde, die Astronomie." Hierauf folgt nun eine Aufzählung vieler, zum Theil der wichtigsten biblischen Thatsachen und Lehren, gegen welche diese Wissenschaften direct oder indirect aufgetreten seyen. Betrachten wir jetzt näher diese Angriffe der Geologie, Astronomie und der auf Völkerkunde gegründeten Anthropologie.

3. Die Geologie und die Bibel.

Die Geologie „will, nach Herrn Bretschneider, die Mosaische Erzählung von der Schöpfung nicht mehr mit den Revolutionen, die unser Erdball erlitten hat, einstimmig finden. Sie lehrt, unbekümmert wie der Theologe dabei zurecht komme, daß die Erde mehrere große Bildungsepochen von unbestimmbarer aber langer Zeit durchgegangen ist, und daß die ersten Schöpfungen auf ihr wieder untergegangen sind. Wenn die Bibel von einer Sündfluth erzähle, die allgemein gewesen, alle Berge der Erde überströmt habe, so sey jetzt, wo man den ganzen Erdball und die Gesetze der Meereserhebung kennt, eine allgemeine Fluth, die alle Berge bedecket hätte, etwas mathematisch Unmögliches." — Dies Letztere zuerst zu betrachten, so wünschen wir zu wissen, wer die mathematische Unmöglichkeit nachgewiesen habe, ja nachweisen könne. Ein neuerer ausgezeichneter Geologe** sagt: „Wir sind (bei Betrachtung der Gebirge) von der Erdoberfläche ausgegangen, um so tief als möglich in das Innere der Erdrinde einzudringen. Vergleicht man aber die Tiefe, welche wir wirklich erreicht haben, mit der

* Sendschreiben S. 66.

** Brongniart, die Gebirgsformationen der Erdrinde, aus dem Französischen von Kleinschrod. 1830. S. 365.

Länge des Erddurchmeſſers, ſo wird man finden, daß wir kaum die Oberfläche aufgeſchürft haben, und daß der Riß einer Nadel auf dem Firniß eines Erdglobus von gewöhnlicher Größe verhältnißmäßig weit tiefer iſt, als die größten Vertiefungen, mit welchen man in das Innere der Erdrinde eingedrungen iſt." — Wenn nun bei der Sündfluth nicht bloß vierzigtägiger Regen kam, ſondern auch „aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe," iſt es da eine mathematiſche Unmöglichkeit, daß aus dem Inneren der ungeheuern Erdkugel ein Waſſererguß die im Verhältniß zum Erddurchmeſſer winzig kleinen Berge bedeckte? Wahrhaftig, die Waſſererzeugung bei Waſſerſucht und in anderen Krankheiten möchte viel mehr als mathematiſch unmöglich erſcheinen, und iſt doch augenſcheinlich wirklich.* Und als eben ſo wirklich muß dem Naturforſcher — ganz abgeſehen von der Bibel und den mit ihr übereinſtimmenden Sagen vieler alten Völker — das Factum einer einſtigen Fluth, die über alle Berge ging, erſcheinen, wenn er auf den höchſten Gebirgen Millionen Seemuſcheln findet, wenn Lawinen im Himalaya-Gebirge Mittelaſien's Pferdeknochen aus 16,000 Fuß Höhe herunter brachten,

* Der berühmte Arzt Peter Frank erzählt von einem Mädchen, das binnen 24 Stunden 7 Pfund Getränk und flüſſige Speiſe zu ſich nahm, und in derſelben Zeit 36 Pfund Waſſer erzeugte, alſo 29 Pfund mehr als ſie Flüſſiges zu ſich genommen. Berückſichtigen wir nur dieſe 29 Pfund, ſo beträgt die Waſſererzeugung während Eines Tages den vierten Theil ihres eigenen Gewichts, wenn wir annehmen, das Mädchen habe 116 Pfund gewogen, — ſolche Kranke ſind meiſt ſehr abgezehrt. Der kubiſche Inhalt des Sündfluthwaſſers, deſſen Höhe (nach Moſes) zu etwa eine Deutſche Meile angenommen, würde dagegen nur den 160ſten Theil vom kubiſchen Inhalt des Erdkörpers betragen haben. Und dies Waſſer hatte doch ſtatt Eines Tages vierzig zu ſeiner Entſtehung. Ich führe dies einzig an, um das quantitative Verhältniß der organiſchen Waſſererzeugung mit dem bei der Sündfluth zu vergleichen, ohne irgend ſonſt eine Parallele ziehen zu wollen; ich möchte zugleich auf die Wirklichkeit der erſteren Waſſererzeugung trotz ihrer mathematiſchen Unmöglichkeit aufmerkſam machen. Es gibt nun einmal viel Dinge im Himmel und auf Erden, die unſerer Schulweisheit zu hoch ſind.

von Gebirgsgipfeln, welche jetzt kein Menſch, geſchweige ein Pferd zu erreichen vermag. Und wie viele ähnliche Thatſachen ſind da!

Wollte man ſich doch überhaupt nicht das Anſehn geben, als wiſſe man auf's Haar, was in der Schöpfung möglich oder unmöglich ſey. Vor etwa 40 Jahren noch, wenn ein Gelehrter im Livius las: es hat Steine geregnet, oder hörte: in der Kirche zu Enſisheim zeige man einen Stein, welcher, laut einer Inſchrift vom Himmel gefallen, da zuckte er die Achſeln über die gutmüthige Leichtgläubigkeit unſerer lieben Alten, welche etwas geradezu mathematiſch Unmögliches für wahr gehalten. Nachdem es aber in unſerer Zeit wiederholt Steine geregnet, Academiker ſich ſelbſt überzeugen mußten, daß das, was ſie ſo lange für mathematiſch unmöglich hielten, wirklich ſey, da ward der Steinregen unter die naturhiſtoriſchen Thatſachen aufgenommen, Viele nahmen jetzt die Miene an, als verſtänden ſie den Hergang der Sache aus dem Grunde, und zuckten die Achſeln über jeden ehrlichen Bauern, welcher dieſen Hergang nicht recht begreifen konnte, oder beſcheidene Zweifel äußerte. So geht's. —

Die Geologie will nun, nach Herrn Bretſchneider, die Moſaiſche Erzählung von der Schöpfung nicht mehr gut heißen, und lehrt das, unbekümmert wie der Theologe dabei zurecht komme. Dieſer könnte nun freilich bei der ihm zugewieſenen Geneſis ſtehen bleiben, unbekümmert wie der Geologe mit dieſer zurecht komme. Der Meinung iſt aber Herr Bretſchneider gar nicht. „Daß der Theologe," ſagt er S. 77., „die Wiſſenſchaften, die auf Erfahrung beruhen und von theologiſchen Principien nicht abhangen, widerlegen könne, ſtellt ſich von ſelbſt als unmöglich dar, und der Verſuch, wenn er wirklich gemacht würde, müßte ganz erfolglos bleiben." Tritt alſo eine Colliſion zwiſchen der Bibel und — wohl zu merken — nicht der Natur, ſondern den Naturforſchern ein, ſo zweifelt Herr Bretſchneider keinen Augenblick, ſich gegen die Bibel und für die infallibeln Naturforſcher zu erklären, entſchieden

ungläubig gegen die Bibel, abergläubig der Naturforschung Beifall zu geben, als hätte diese nie geirrt. Und wie viel hat sie geirrt und irrt sie täglich!

Betrachten wir nun näher die angebliche Collision zwischen der Genesis und der Geologie. Der Geolog hat es zunächst einzig mit der Gegenwart zu thun, mit den Gebirgen und ihren Verhältnissen, wie sie ihm vor Augen liegen. Aus der gegenwärtigen Beobachtung dessen, was ist, schließt er zurück auf die Art, wie es geworden, da ihn denn seine Phantasie, welche bei dieser Vergegenwärtigung der Vergangenheit natürlich eine Hauptrolle spielt, oft zu zügelloser Consequenzmacherei verleitet. Ein kleiner, höchst kleiner Theil des festen Landes, ist einigermaßen genau untersucht, der Meeresboden, welcher über $^2/_3$ der Erdoberfläche einnimmt, ganz unbekannt. Und bis in wie geringe Tiefe wir die Erdkruste kennen, sahen wir an dem Gleichniß vom Ritz in den Zirniß eines Erdglobus. So gering ist also unsere Kenntniß der gegenwärtigen Erdoberfläche; auch ein ganz Ununterrichteter könnte hieraus schon schließen, wie weit wir demnach noch von dem Ziele entfernt seyn müssen, über die Vergangenheit der ganzen Erdkugel etwas Zuverlässiges auszumitteln. Dies wird doppelt schwierig dadurch, daß die Bildung der Gebirge gar nicht aus der Art, wie gegenwärtig die Elemente in einander wirken, zu erklären ist. „Die Nothwendigkeit," sagt Cuvier,* „in welcher sich (die Geologen) sahen, Ursachen aufzusuchen, verschieden von denen, welche wir jetzt wirken sehen, ist Schuld, daß sie so viele außerordentliche Hypotheſen aufgestellt, und sich nach so vielen entgegengesetzten Richtungen verirrten und verloren. Hierauf geht Cuvier ironisch etwa zehn der kühnsten Hypotheſen über die Schöpfung durch, dann fährt er fort: „Aber wie viel Verschiedenheit und Widerspruch herrscht nicht auch unter den Geologen, welche mit mehr Zurückhaltung verfuhren, und welche ihre Mittel (moyens)

* Discours sur les révolutions de la surface du Globe par Cuvier. Cinquième édition. 1828. S. 43.

nicht außer dem Gebiete der gewöhnlichen Physik und Chemie suchten." Er führt nun sechs andere Hypothesen an, und sagt dann: „Ich könnte noch zwanzig andere eben so sehr von einander verschiedene Hypothesen aufführen, als die schon angeführten es sind, man mißverstehe mich nicht, es ist nicht meine Absicht, deren Urheber zu critisiren, im Gegentheil, ich erkenne an, daß diese Ideen im Allgemeinen Männern von Geist und Wissenschaft angehören, welche die Thatsachen wohl kannten, deren mehrere lange Zeit gereist waren, in der Absicht dieselben zu prüfen, und welche selbst zahlreiche und wichtige Thatsachen für die Wissenschaft aufstellten." So Cuvier. Und diese über die Schöpfungsgeschichte unter sich so ganz uneinigen, sich wie Sisyphus vergeblich abmühenden Geologen, sollen, nach Herrn Bretschneider, über Moses zu Gericht sitzen! —

Mit den angeführten Aeußerungen Cuvier's stimmen die Ansichten der größten Geologen überein. Der ausgezeichnete Alexander Brongniart schließt sein angeführtes Werk über die Gebirgsformationen mit diesen Worten:* „Sollten Andere sich hinreichende Kenntnisse der geologischen Naturerscheinungen zutrauen, und mit einem so kühnen und durchdringenden Geiste begabt seyn, um mit den wenigen Materialien, welche wir besitzen, die Schöpfungsweise unseres Erdkörpers darzustellen, so überlassen wir ihnen diese glänzende Unternehmung gern; wir indeß fühlen uns weder im Besitz der Mittel noch der Stärke zu der Aufführung eines so kühnen, vielleicht aber auch so wenig dauerhaften Gebäudes."

Ganz in demselben Sinne äußert sich Humboldt.** „Die wahre Geognosie," sagt er, „lehrt uns die äußere Erdkruste kennen, wie sie gegenwärtig ist. Das ist eine Wissenschaft, so sicher wie nur immer eine physikalische beschreibende Wissenschaft seyn kann. Im Gegentheil ist alles, was auf den früheren

---

* A. a. O. S. 386.

** Essai géognostique sur le gisement des roches par A. de Humboldt. S. 5.

Zuſtand unſeres Planeten Bezug hat ... ſo ungewiß, als die Art, wie ſich die Atmoſphäre der Planeten gebildet .... Dennoch liegt die Zeit nicht weit hinter uns, da ſich die Geologen vorzugsweiſe mit dieſen Problemen beſchäftigten, deren Löſung faſt unmöglich, mit dieſen fabelhaften Zeiten der phyſikaliſchen Geſchichte der Welt."

Wenn man dieſe beſcheidenen Aeußerungen der größten Naturforſcher über ihre Kenntniß oder vielmehr Unkenntniß früherer Zeiten der Erde und beſonders der Schöpfungsgeſchichte lieſt, ſo muß es doppelt in Verwunderung ſetzen, daß ein Theologe, ein Laie in der Naturwiſſenſchaft, ſo keck zufährt, wenn es gilt, Moſes durch die Geologie zu beſtreiten. Herr Bretſchneider kennt weder was die Naturgeſchichte geleiſtet hat, noch was ſie zu leiſten vermag, wenn er meint: ſie könne, wie ſie jetzt iſt, ſicheren Aufſchluß über die Schöpfungsgeſchichte geben. Verſteht ſie denn das Werk der Erhaltung, das tägliche Entſtehen von Menſchen, Thieren und Pflanzen? Der größte Zoolog unſerer Zeit, Cuvier, bekennt:* „Das Entſtehen der organiſchen Weſen iſt das größte Geheimniß der Haushaltung der Natur, in welches der Geiſt der Sterblichen noch nicht hat dringen können. Nur das ſchon Gebildete ſehen wir, niemals die erſte Bildung ſelbſt .... Die tiefſten Unterſuchungen haben uns das Geheimniß der Entſtehung der Weſen noch nicht enthüllt." Wenn alſo der große Naturforſcher demüthig eingeſtehen muß, daß ihm das, was ihm vor Augen liegt, ja, daß ihm ſein eigenes Entſtehen das tiefſte Geheimniß ſey — „woher er kam, wer weiß es" —; ſollen wir uns einbilden, fähig zu ſeyn zum Begreifen, wie im Anfang Himmel und Erde geworden? — „Wo war'ſt du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, biſt du ſo klug." —

Haben ſich denn aber, könnte Jemand fragen, und ein chriſtlicher Geiſtlicher ſollte von Rechts wegen vor Allen zuerſt ſo fragen: haben ſich denn aus den fleißigen geologiſchen

* Das Thierreich von Cuvier, überſetzt von Schinz. Th. I. S. 15 und 18.

Forſchungen keine Reſultate ergeben, welche mit der Bibel übereinſtimmen? Ja, lautet die Antwort, gerade die geologiſchen Thatſachen, welche am Gewiſſeſten und am Unzweideutigſten auszulegen ſind, harmoniren mit der Bibel; es ſind jene Thatſachen, welche die Sündfluth bezeugen. Auf dieſe geologiſche Gewißheit der Sündfluth gründet Brongniart in ſeinem angeführten Buche *) zwei Hauptabtheilungen. Die erſte begreift die gegenwärtige, wie er ſie nennt „poſtdiluvianiſche," die zweite die frühere „antediluvianiſche" Periode. Bucklands treffliches Werk: „Reliquiae diluvianae," welches von der Königl. Societät in London einen Preis erhielt, ſchließt ſich, wie der Titel ſchon andeutet, an die Moſaiſche Erzählung von der Sündfluth an, und vergegenwärtigt uns dieſe große Kataſtrophe auf bewundernswürdige Weiſe durch eine nüchterne, ungezwungene Zuſammenſtellung von einer Menge, mit großem Fleiße gemachter Beobachtungen. — Freuen wir uns dieſer mit der Bibel übereinſtimmenden klaren Reſultate der Geologie. Dagegen ſind keine geologiſchen Thatſachen aufzuweiſen, welche an ſich der Bibel widerſprächen; ein ſcheinbarer Widerſpruch kann nur von ganz unreifen Hypotheſen kommen, die man mit eitler Voreiligkeit auf einen ganz unvollſtändigen Thatbeſtand baut. Aus dieſer Voreiligkeit entſprang eben die Unzahl ephemerer geologiſcher Syſteme, welche, wie wir ſahen, Cuvier aufzählt. Man muß Moſes und die Gebirge der Erde gründlich kennen und verſtehen, um beide mit einander vergleichen zu können. Gründliche geologiſche Unterſuchungen aber — das zeigt die von Buckland — „führen zurück zur heiligen Schrift, oberflächliche dagegen von ihr ab." —

4. Die Aſtronomie und die Bibel.

Die zweite angebliche Widerſacherin der Bibel iſt nach Herrn Breitſchneider die Aſtronomie. Er ſagt (S. 70.): „Dieſe erhabene Wiſſenſchaft war es . . . . welche in die

*) A. a. O. S. 17.

Begriffe des Alterthums von Himmel, Erde, Hölle, Auferſtehung, Gericht, Ende der Welt, die noch zur Zeit der Reformation unverändert waren, auflöſend eingriff.“ Nun wird Melanchthon von ihm als ein in aſtronomiſcher Hinſicht beſchränkter Mann hingeſtellt, weil er die Kopernikaniſche Anſicht von der Bewegung der Erde um die Sonne eine thörichte und träumeriſche genannt, „wahrſcheinlich,“ fügt Herr Bretſchneider hinzu, „weil er an die Worte Joſua's dachte: Sonne, ſtehe ſtill zu Gibeon.“

Hier eine Bemerkung. Jetzt lehrt freilich jeder Dorfſchullehrer nach Hörenſagen, die Erde bewege ſich um die Sonne, ohne auch nur entfernt daran zu denken, ſich und ſeine Schüler abzumühen, die planetariſchen Bewegungen zu begreifen. So leicht machten ſich's freilich die großen Geiſter der früheren Zeit, z. B. ein Tycho Brahe, Riccioius und Baco nicht. Herr Bretſchneider ſcheint nun zu glauben, Melanchthon könne einzig durch blinde Anhänglichkeit an die Bibel zu ſeinem Urtheile veranlaßt worden ſeyn. Beſchäftigte ſich ein ſo geiſtreicher Mann, wie Melanchthon, eifrig mit den Geſtirnen, ſo durfte man ſich nicht wundern, wenn ihm eben beim Bemühen, das Kopernikaniſche Syſtem zu begreifen, Manches darin, wenn auch nicht geradezu gegen, doch über *) die Vernunft erſchienen wäre. Geſetzt, er hätte am 21. Juni um Mitternacht aus ſeinem Fenſter in Wittenberg den Polarſtern genau über einer Thurmſpitze geſehen. Da er denſelben Stern in der Nacht vom 21. December aus demſelben Fenſter grade über derſelben Thurmſpitze wieder erblickte,

* Eine Unterſcheidung, die Herr Bretſchneider beſonders in ſeiner Schrift gegen Roſe heraushebt. Möchte er nur Quenſtedt's nähere Beſtimmung hinzufügen: „1) Articuli fidei non in se sunt contra rationem, sed solum supra rationem; per accidens vero fit, ut sint etiam contra rationem, quando ratio judicium sibi de illis sumit ex suis principiis, nec sequitur lucem verbi, sed eosdem negat et impugnat. 2) Articuli fidei sunt non solum supra sed et contra rationem corruptam et depravatam, quae illos stultitiam esse judicat.“

hätte ihm ſein Kopernikaniſcher Kollege Rhäticus geſagt: Er, Melanchthon, ſey dennoch über 40, ſage vierzig Millionen Meilen von dem Punkte entfernt, an welchem er den 21. Juni geweſen, um ſo viel Meilen habe ſich ſeitdem die Erde fortbewegt. . . . . Ich frage Herrn Bretſchneider auf's Gewiſſen, was die rationaliſtiſchen Theologen von dieſer Thatſache der Kopernikaniſchen Aſtronomie urtheilen würden, wenn ſie nicht in aſtronomiſchen Werken, ſondern in der Bibel erwähnt wäre? Würden ſie dieſelbe dann nicht für mathematiſch unmöglich erklären? Aber freilich, der Wiſſenſchaft glauben dieſe Theologen Alles auf's Wort, ihrem rechtmäßigen Herrn und Meiſter nichts. * „Man muß," ſagt Paſcal, „am rechten Orte zweifeln, am rechten Orte entſchieden auftreten, am rechten Orte ſich unterwerfen. Wer das nicht thut, verſteht ſich nicht auf die Stärke der Vernunft." Dieſe Theologen zweifeln am unrechten Orte, treten am unrechten Orte entſchieden auf, unterwerfen ſich am unrechten Orte, verſtehen ſich alſo ſchlecht auf die Stärke der Vernunft, und ſind daher Rationaliſten wie lucus a non lucendo genannt.

Ich komme nun auf die bibliſchen Lehren, welche durch die Kopernikaniſche Aſtronomie gefährdet ſeyn ſollen. Wie die erwähnte Stelle im Joſua bei oberflächlicher Betrachtung im Widerſpruch mit Kopernikus Hypotheſe erſcheinen konnte, iſt klar, inwiefern aber ſo vieles von Herrn Bretſchneider Angeführte, kann ich bei'm beſten Willen nicht begreifen. Nur das Eine zu citiren: „Wenn die alte Welt," ſagt er (S. 73.), „ein Bedürfniß hatte, eine Unterwelt für die Seelen der Verſtorbenen anzunehmen, weil ſie dieſelben eben ſo wenig auf der Oberwelt laſſen als in den Himmel verſetzen konnte, ſo fiel dieſes Bedürfniß nun gänzlich weg (!!). Ja, der ganze Be-

* Es verſteht ſich, daß ich hiedurch nur andeuten will, wie viel leichter es ſey, die Kopernikaniſche Lehre auf Glauben anzunehmen, als ſie gründlich genug zu verſtehen, um ſelbſt durch Thatſachen, welche uns wahrhaft als Wunder erſcheinen, nicht an ihr irre zu werden.

griff der Unterwelt und Hölle ging durch die Aſtronomie und Geologie verloren (!!), mit ihm aber auch die hergebrachten Vorſtellungen von den Strafen der Verdammten. Mit dem Verluſte der alten Vorſtellung von Himmel und Hölle verlor auch der Teufel mit den böſen Geiſtern als ein gefallener und aus dem Himmel verſtoßener Engel, ſeinen Platz. Auch der Begriff der Höllenfahrt Chriſti wurde den Theologen nun verkümmert, nachdem man ihnen die Unterwelt entriſſen hatte." — „Für den Theologen unſerer Tage tritt nun die Frage ein, wo die Seele Chriſti, da der Leib im Grabe lag, verweilt habe?" Da liege denn der Gedanke, Chriſtus ſey ſcheintodt geweſen, nahe.

Herr Breitſchneider verſteht es, wie die Leſer ſehen, Conſequenzen zu ziehen. „Wäre der Vorderſatz nur, wär' auch der Hinterſatz wahr;" der Vorderſatz: daß durch die Kopernikaniſche Anſicht und die Geologie der Begriff der Unterwelt vernichtet ſey. Was weiß der Aſtronom, was der Geolog vom Innern der Erde? Ich erinnere nochmals, daß die Tiefe, in welche der Bergmann eingedrungen, mit einem Nadelritz in den Firniß eines Erdglobus verglichen ward.

Wie ginge es doch auch zu, wird jeder verſtändige Leſer fragen, daß man faſt drei Jahrhunderte hindurch blind gegen ſolche Widerſprüche des Kopernikaniſchen Syſtems gegen die Bibel geweſen wäre, wofern dieſelben Grund hätten? Waren doch die drei Helden der Aſtronomie Kopernikus, Kepler, Newton chriſtliche, gläubige Männer, und nichts weniger als gleichgültig gegen dieſe Widerſprüche. Newton's fromme feſte Anhänglichkeit an die Bibel iſt zu bekannt, als daß ich ſie näher zu berühren nöthig hätte. Sein Werk über Chronologie iſt auf die Bibel baſirt; der Mann, den ſein Jahrhundert als das größte Genie verehrte, ſchrieb eine Auslegung des Propheten Daniel und der Apokalypſe; man ſchließe (a majori ad minus) auf den Grad ſeiner Orthodoxie. *

* „Iſaak Newton's Beobachtungen zu den Weiſſagungen des Propheten Daniel, verdeutſcht von Grohmannen. 1765." In

Wie Kepler über die ſcheinbaren Widerſprüche zwiſchen der Bibel und dem Syſtem des Kopernikus dachte, ergibt ſich aus folgender Stelle. „Die Aſtronomie," ſagt er, *) „eröffnet die Urſachen der natürlichen Dinge, ſie unterſucht die optiſchen Täuſchungen ex professo; die heilige Schrift, welche höhere Dinge lehrt (sublimiora tradentes), bedient ſich der gewöhnlichen Redeweiſe, um verſtanden zu werden, ſpricht nur ganz beiläufig von natürlichen Dingen nach Maßgabe wie ſie erſcheinen, als wonach der menſchliche Sprachgebrauch gebildet iſt; die Schrift würde ſich ebenſo ausdrücken, wenn auch alle Menſchen Einſicht in die optiſchen Täuſchungen hätten. Denn auch wir Aſtronomen bilden ja nicht in der Abſicht die Aſtronomie aus, um den gewöhnlichen Sprachgebrauch zu verändern, ſondern wir wollen die Pforten der Wahrheit eröffnen, ohne jenen anzutaſten Wir ſagen, wie das Volk: die Planeten ſtehen ſtill, gehen zurück . . . . die Sonne gehe auf und unter, ſie gehe an einem Ende des Himmels heraus, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer und verberge ſich am andern Ende, ſie ſteige zur Mitte des Himmels empor . . . , dies ſagen wir

---

dieſem Werke findet man folgendes chriſtliche Bekenntniß des großen Mannes (S. 35): „Wir haben nun," ſagt er, „Moſen, die Propheten, die Apoſtel, ja Jeſu Worte ſelbſt. Wollen wir ihnen ebenfalls nicht Beifall geben, ſo ſind wir eben ſo wenig zu entſchuldigen, als die Juden . . . . denn denen Propheten zu glauben, iſt ein ſicheres Kennzeichen der wahren Kirche. Denn alſo hat es Gott vorher verkündigen laſſen: daß in den letzten Zeiten der Verſtändige es achten, die Gottloſen aber, die gottlos Weſen führen, es nicht verſtehen werden. Die Macht der Kaiſer, der Könige und Fürſten iſt eine menſchliche Macht: das Anſehen der Kirchenverſammlungen, der Synoden, der Biſchöfe und Prieſter iſt nur ein menſchlich Anſehn. Göttlich aber iſt das Anſehn der Propheten, welchen Namen auch Moſes und die Apoſtel verdienen, und die Hauptſumme der Religion iſt dieſe: und wenn ein Engel vom Himmel euch ein ander Evangelium predigen wollte, denn das wir euch verkündigt haben, der ſey verflucht." (Gal. 1, V. 9.)

* Epitome Astronomiae Copernicanae p. 138.

mit dem Volke, d. h. ſo wie es unſeren Augen erſcheint, obgleich nichts davon wahr iſt; worüber alle Aſtronomen einſtimmig ſind. Um wie viel weniger dürfen wir von der göttlich inſpirirten Schrift fordern, daß ſie mit Hintanſetzung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs ihre Worte nach dem Leiſten der Naturwiſſenſchaft abmeſſe, und mit dunkeln und ungehörigen Redensarten über Dinge, welche die Faſſungskraft der zu Unterrichtenden überſteigen, das einfältige Volk Gottes verwirre und ſich dadurch ſelbſt den Weg zu ihrem eigentlichen weit erhabenern Ziele verſperre." *)

So ſchlicht und treffend beantwortet der große Aſtronom die Einwürfe, welche zu ſeiner Zeit wegen ſcheinbarer Widerſprüche des Kopernikaniſchen Syſtems gegen die Bibel gemacht wurden. Noch kürzer fertigt Kopernikus ſelbſt diejenigen ab, welche ſolche Widerſprüche finden wollen. Er hatte bei Aufſtellung ſeines Syſtems ein ſo gutes theologiſches Gewiſſen, daß er ſein berühmtes Werk: de revolutionibus orbium coelestium, dem Papſt Paul III. dedicirte. In dieſer Dedication ſagt er: „Sollten vielleicht einige thörichte Schwätzer (παραιόλογοι) ſeyn, welche, da ſie durchaus von mathematiſchen Dingen nichts verſtehen, doch ſich ein Urtheil über dieſelben anmaßen, und wegen irgend einer Schriftſtelle, welche ſie böslich nach ihrer Abſicht verdrehen, es wagen, mein Werk zu tadeln und zu verfolgen, ſo kümmere ich mich um ſolche nicht, und verachte ihre Meinung; weil ſie dummdreiſt iſt. **)

---

* Der Verfaſſer eines höchſt poetiſchen Morgenliedes verſuchte es, gegen Kepler's Anſicht, ſich im Ausdruck genauer an das Kopernikaniſche Syſtem anzuſchließen. Der erſte Vers ſeines Liedes lautet: „Wenn ſich in ſtiller Majeſtät die Sonn' am Horizont erhöht, ſo glänzt im vollen Lichte die Erde, die ſich um ſie dreht, mit heiterm Angeſichte." Bei'm redlichſten wiſſenſchaftlichen Willen hat der Verfaſſer aber die Confuſion vermehrt, da ſich bei ihm nicht nur die Erde dreht, ſondern auch die Sonne ſich am Horizont erhöht, alſo ſich gleichfalls bewegt.

** Die Stelle lautet im Original ſo: „Si fortasse erunt παραιόλογοι, qui cum omnium Mathematum ignari sint, tamen de illis judi-

Kopernikus wie Kepler und ſpäter Newton, waren alſo feſt überzeugt, daß das neue Weltſyſtem mit der Bibel in keinem Widerſpruch ſtehe. Eine entgegengeſetzte Meinung hatten die Mönche, welche den Galilei verdammten, eben ſo Herr Bretſchneider. Er und die Mönche ſtellen die Sache auf dieſe Spitze: entweder die Lehre der Bibel oder die Lehre des Kopernikus iſt wahr, eine muß weichen. Die Mönche und mit ihnen der Papſt entſchieden ſich nun für die Bibel, der Herr Generalſuperintendent, „da es ſich," wie er ſagt, „von ſelbſt als unmöglich darſtellt, die Wiſſenſchaften, die auf Erfahrung beruhen, widerlegen zu können," für den Kopernikus, gegen die Bibel. „Hat ſich doch," ſagt er (S. 77.), auch endlich vor einigen Jahren der Papſt genöthigt geſehen, das ſtets verdammte Kopernikaniſche Weltſyſtem in Rom zuzulaſſen." Meint denn Herr Bretſchneider wirklich, daß der Pabſt ſo leichtfertig, wie er, hiemit viele bibliſche Lehren für irrig erklärt, das Buch Joſua angetaſtet habe? Die Wiſſenſchaft appellirte vielmehr de papa male informato ad papam melius informandum, und der Papſt hat ſich nun überzeugt, daß die, welche ſolche Widerſprüche zwiſchen der Bibel und dem Kopernikus finden, thörichte Schwätzer (παραιόλογοι) ſeyen, darum hat er jetzt das Kopernikaniſche Syſtem zugelaſſen.

5. Die Anthropologie und die Bibel.

Die dritte angebliche Feindin der Bibel iſt, nach Herrn Bretſchneider, die auf neuere Völkerkunde gegründete, naturhiſtoriſche Anſicht vom Menſchengeſchlecht. „Die Naturforſcher und Reiſebeſchreiber," ſagt Herr Bretſchneider (S. 68.), „berichteten ganz unbedenklich die Reſultate ihrer ausgezeichneten Forſchungen über das Menſchengeſchlecht und die Völker in allen

---

cium sibi sumunt, propter aliquem locum scripturae, male ad suum propositum detorsum, ausi fuerint meum hoc institutum reprehendere ac insectari, illos nihil moror, adeo ut etiam illorum judicium tamquam temerarium contemnam."

Theilen und Winkeln der Erde; ſie ſchilderten die Verſchiedenheit der Raſſen an Geſtalt, Farbe und geiſtigen Kräften, die durch die Vermiſchung der Raſſen entſtehenden Spielarten, und wieſen die großen und bleibenden Unterſchiede unter ihnen nach, indem ſie zeigten, daß dieſe Differenzen nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, ſondern auf Verſchiedenheit der Grundabſtammung ſich gründen müſſe. Blumenbach ſammelte die Schädel in allen Welttheilen, und brachte die Anſicht hievon in ein Syſtem. In welche Verlegenheit gerieth nun der Theologe? Wenn es nun nicht mehr einen Adam für alle Menſchen, ſondern einen Adam für die Kaukaſier, einen anderen für die Neger, einen dritten für die Amerikaner, einen vierten für die Malayen, einen fünften für die Mongolen u. ſ. w. (?) gegeben hat; wo blieb nun die Dogmatik mit dem einen Adam der Bibel, mit der Lehre vom Sündenfalle und von der durch Adam auf alle Menſchen gebrachten Schuld, wo nun mit der ganzen Lehre von der Erbſünde als Folge des Falles und einer von Adam aus durch Zeugung an alle Menſchen gekommenen Schwäche? Und ging dieſe verloren, wie ſtand nun die Nothwendigkeit der ſtellvertretenden Genugthuung Chriſti, des zweiten Adam's, um die Schuld des erſten Adam's aufzuheben, zu erweiſen? Wo blieb nun der Grund der Verdammniß der Heiden, die nicht von Adam abſtammen?" — Und weil wir durch Herrn Bretſchneider ſo mit Fragen in gutem Zuge ſind, fahre ich fort: wo blieb nun — da nach Herrn Bretſchneider der Theolog die Wiſſenſchaften, die auf Erfahrung beruhen, unmöglich widerlegen kann — wo blieb nun für ihn irgend noch ein Grund, eine chriſtliche Dogmatik zu ſchreiben? Das mußte ihm ja eine Aufgabe ſeyn, wie wenn der Meſſerſchmidt ein Lichtenberg'ſches Meſſer verfertigen ſollte, dem nichts weiter als Griff und Klinge fehlt.

Daß das Menſchengeſchlecht in mehrere Species zerfalle, nicht von einem Adam abſtamme, ſondern von ſo vielen Adam's, als eben Menſchenſpecies ſeyen, das hat längſt ſchon ein anderer Mann geſagt, dem ſich ſpäter einige Deutſche und Franzoſen

in dieſem Punkt anſchloſſen. Der Mann war Voltaire; von deſſen Religionsſpötterei Herr Bretſchneider (S. 92.) ſpricht. Darf er denn gegen Voltaire einen Stein aufheben? Was iſt denn in der Hauptſache für ein ſo großer Unterſchied zwiſchen ihm und Voltaire? Greift er nicht ſo gut wie Voltaire, die Fundamente der chriſtlichen Lehre, die Wahrheit des göttlichen Wortes, unſeren einzigen Troſt im Leben und im Sterben an? ich ſehe keinen Unterſchied, als daß Voltaire es mit Witz, Herr Bretſchneider ohne Witz thut.

Nun iſt Voltaire ſchon von Haller zurechtgewieſen worden. Dieſer ſagt: *) Voltaire wollte des Moſes Erzählung verdächtigen, und die Abſtammung aller Völker von einem einzigen Menſchen lächerlich machen. Der Vorwand zu ſeinem Satze iſt auf den Grundirrthum gebaut: die verſchiedenen Völker, die Weißen und die Mohren, ſeyen durch weſentliche Unterſchiede in ihrem Bau eben ſo ſehr getrennt, als ein Palmbaum vom Birnbaum. Dieſer Satz iſt offenbar falſch. Alle Menſchen, die man im Süden und im Norden kennt, oder die man täglich in dem großen Meere kennen lernt, das von Patagonien bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei wieder bis nach Patagonien ſich erſtreckt, und die bekannte Welt umgibt, haben ihre Angeſichter, ihre Zähne, ihre Finger, ihre Zehen, ihre Brüſte, ihren ganzen inneren Bau und alle Eingeweide unverändert gleich, ohne den geringſten Unterſchied. Wir kennen Abſtämmlinge von Thieren, die unſtreitig doch, da ſie mit einander fruchtbare Thiere zeugen, gleichen Urſprungs ſind, und deren Unterſchiede unendlich größer ſind, als jemals zwiſchen zwei Menſchen gefunden worden iſt." So der große Phyſiolog.

Mit ihm ſtimmt Cuvier ganz überein. Er ſagt: „Der Menſch bildet nur Eine Gattung." **) An einem anderen Orte ſagt er: „Obſchon es nur eine Gattung von Menſchen gibt, da alle Völker der Erde ſich fruchtbar vermiſchen können, ſo

---

* „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeiſter." Th. 3. S. 70.
** Das Thierreich von Cuvier, überſetzt von Schinz. Th. 1. S. 72. 87.

bemerkt man doch bei verſchiedenen Nationen eine eigene Bildung, welche ſich erblich fortpflanzt, die Abweichungen in der Bildung machen die verſchiedenen Raſſen aus."

Herr Bretſchneider verweist uns jedoch in dieſer Sache an Blumenbach. Nachdem er nämlich geſagt, wie oben angeführt wurde: Naturforſcher hätten bewieſen, die Differenzen unter den Menſchen müßten nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, ſondern auf Verſchiedenheit der Grundabſtammung ſich gründen, fährt er ja fort: Blumenbach ſammelte die Schädel aus allen Erdtheilen und brachte die Anſichten hievon in ein Syſtem. In welche Verlegenheit aber gerieth nun der Theolog? Wenn es nun nicht mehr einen Adam u. ſ. w. Ich frage jeden unbefangenen nicht näher Unterrichteten: ob er nach Leſung dieſer Stelle nicht gewiß glaubt, Blumenbach habe in ſeinem Syſteme nachgewieſen, daß eine Verſchiedenheit unter den Menſchen ſtatt finde, welche nicht auf Rechnung des Klimas ꝛc., ſondern auf Verſchiedenheit der Grundabſtammung ſich gründe, daß es mehrere Adam's gebe u. ſ. w

Was wird der Leſer denken, wenn ich ihm ſage, daß in Blumenbachs Werke *) „De Generis humani varietate" von dem Allen das völlig Entgegengeſetzte zu leſen iſt. Jenes Werk ſchließt mit folgenden Worten: **) „Es ſey nicht zu bezweifeln, daß alle und jede Varietäten der Menſchen, ſo viele ihrer bis jetzt bekannt geworden, auf's Allerwahrſcheinlichſte (verisimillime) zu ein und derſelben Species gehören." Dies zu beweiſen, iſt der Zweck des ganzen Buches, zu beweiſen, daß die Varietäten der Menſchen nicht auf Verſchiedenheit der Grundabſtammung ſich gründen, ſondern auf Rechnung des Klimas, der Nahrung u. ſ. w. zu ſetzen ſeyen. — Und wie in der genannten Schrift, ſo hat Blumenbach auch

---

* De Generis humani varietate nativa. Editio tertia. Auctore Blumenbach. 1795. Vergleiche auch: Blumenbach's Handbuch der Naturgeſchichte. Eilfte Ausgabe. 1825. S. 55. Beiträge zur Naturgeſchichte. Erſter Theil. 1790.

** S. 322.

in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte die charakterisirte Ansicht durchgeführt. Hier sagt er (S. 56.): „Es hat Leute gegeben, die ganz ernsthaft dawider protestirt haben, ihr eigenes werthes Ich mit Negern und Hottentotten in eine gemeinschaftliche Gattung im Natursystem gesetzt zu sehen. — Ein Grillenfänger, der weltberühmte philosophus per ignem Theophrastus Paracelsus Bombastus, konnte nicht begreifen, daß alle Menschenkinder zu einer und derselben Stammrasse gehören sollten, und schuf sich daher zur Lösung dieses Zweifels auf dem Papier seine zwei Adame. Nun könnte es zwar wohl schon für Manchen etwas zur Beruhigung über diese allgemeine Familienangelegenheit beitragen, wenn ich drei Philosophen ganz anderer Art nennte, die, so sehr verschieden sie auch sonst in manchen ihrer übrigen Meinungen waren, doch in diesem Punkte vollkommen mit einander übereinstimmten, vermuthlich weil es ein Gegenstand der Naturgeschichte ist, und alle drei die größten Naturkenner waren, die die Welt neuerlich verloren hat: Haller, Linné und Büffon. Alle drei hielten alle wahren Menschen, Europäer, Neger ꝛc. für bloße Spielarten einer und eben derselben Stammgattung.“ Weiter sagt Blumenbach (S. 80.): „Ich sehe auch nicht den mindesten Scheingrund, warum ich, die Sache naturhistorisch und physiologisch betrachtet, nur irgend bezweifeln dürfte, daß alle Völker aller bekannten Himmelsstriche zu einer und derselben gemeinschaftlichen Stammgattung gehören. — Nur daß, da alle auf den ersten Blick auch noch so auffallenden Verschiedenheiten im Menschengeschlecht bei näherer Beleuchtung durch die unmerklichsten Uebergänge und Mittel-Nuancen in einander fließen, keine andere als sehr willkührliche Grenzen zwischen diesen Spielarten gezogen werden können.“

Ich denke, es sind der Citate genug, und frage nun den Leser — denn ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll — ich frage ihn: was er dazu sagt, wenn ein Protestantischer Generalsuperintendent so verfährt wie Herr Bretschneider?*

* Man lese hiernach S. 74 und 75. des Bretschneider'schen Sendschreibens.

Zuerſt den ſymboliſchen Büchern den Abſchied geben, und ſich gebährden, als wenn einem „die göttliche Lehre der heiligen Schrift“ (S. 43.) weit über das Menſchenwort der Augsburgiſchen Confeſſion gehe, und dann ſich erdreiſten, daſſelbe Wort Gottes ſo darzuſtellen, als ſey es voller Unwahrheiten, indem man leichtſinnig die nichtigen und völlig unwahren Beweiſe bei dieſer Darſtellung aus Wiſſenſchaften entlehnt, mit denen man ſich nie ernſtlich beſchäftigt hat!

6. Natürliche Religion.

Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden, müſſen wir bitten, wenn wir dieſe vielfachen Anſtrengungen ſehen, den Glauben an die heilige Schrift zu zerſtören und die Chriſten einzig an die Offenbarung Gottes in der Natur zu verweiſen, das heißt, zum Heidenthum zurückzuführen und wohl weiter (Hebr. 6, 4 — 6.). Ein Mann, der gleich groß als Naturforſcher wie als Theolog war, Pascal, mag nach der Wahrheit mit beſonnener Selbſtkenntniß und Naturkenntniß ſchildern, wohin das führt. Er ſagt: * „Wenn ich die Blindheit und das Elend des Menſchen ſehe und die auffallenden Widerſprüche, welche man in ſeinem Weſen entdeckt, wenn ich das ganze Univerſum ſtumm und den Menſchen ohne Licht ſehe, ſich ſelbſt überlaſſen und wie verirrt in einem Winkel des Univerſi, ohne zu wiſſen, wer ihn dahin geſetzt hat, wozu er da iſt, was aus ihm im Tode wird, ſo ergreift mich ein Schauder, wie einen Menſchen, den man ſchlafend auf eine wüſte fürchterliche Inſel getragen, und der erwacht, ohne zu wiſſen, wo er ſich befindet, und ohne irgend ein Mittel zu haben, von der Inſel zu entkommen. Und dann kann ich mich nur wundern, wie man über eine ſo elende Lage nicht in Verzweiflung geräth. — Ich blicke nach allen Seiten umher, und ſehe überall nur Finſterniß. Die Natur bietet mir nichts,

* Pensées de Pascal. Amsterdam 1701. S. 47. 48.

was mir nicht Zweifel und Unruhe erregte. Sähe ich gar nichts, was auf Gott deutete, so würde ich mich zum völligen Unglauben entschließen, fände ich überall Spuren des Schöpfers, so würde ich im Frieden des Glaubens ruhen. Aber da ich zu viel sehe, um zu läugnen, und zu wenig, um gewiß zu werden, so bin ich in einem beklagenswerthen Zustande." * — „Es sey vergeblich," sagt Pascal an einer anderen Stelle, „Gottlose durch Hinweisung auf die Werke Gottes, auf den Lauf des Mondes, der Planeten ꝛc. bekehren zu wollen. Die Schöpfung predige eben nur denen den Schöpfer, welche schon lebendigen Glauben im Herzen trügen. Man vergleiche damit das übereinstimmende erste Kapitel des Briefes an die Römer, wie nach Paulus das unverständige verfinsterte Herz der Heiden sich von der Anbetung Gottes zur Anbetung der Creatur gewendet, und wie Hand in Hand mit diesem Götzendienst die schändlichsten Laster im Schwange gewesen. Wie mögen sich, trotz dieser geschichtlichen Thatsachen, so viele Theologen vermessen, den Menschen Gott und Tugend ohne alle Rücksicht auf Christum zu predigen, dazu die Unsterblichkeit, von welcher sie bei gesunden Tagen viel phantasiren, während sie doch ohnmächtig sind, wenn es darauf ankommt, ein armes Christenherz im Sterben zu trösten.

So phantasirt auch Herr Bretschneider, da er von der Astronomie sagt: „Diese erhabene Wissenschaft — die den Gedanken der Unsterblichkeit auf die erhebendste Weise erweitert, und die sichtbarsten Bürgschaften unserer geistigen Fortdauer in dem Anblicke zahlloser Welten darbietet." .... Bürgschaften? Wenn wir keinen anderen Bürgen hätten! Auf den Anblick der Sterne, von deren unendlicher Entfernung so viel geredet wird, sollte ich armer an die Erde gebundener Mensch beim Grausen über verwesende Leichen, Hoffnungen oder gar Ansprüche bauen? Wenn das nicht Schwärmerei ist! —

---

* Weiterhin zeigt Pascal, wo allein Trost zu suchen sey, und daß das Heil von den Juden komme.

Statt dieſer aſtronomiſchen Phantaſie über die Unſterblichkeit, welche ſich an die ſentimentalen Frühlingsauferſtehungspredigten anſchließt, leſe man die Sprache der entſetzlichen Gefühle, zu welcher jede Naturbetrachtung, wofern ſie aufrichtig iſt, den Menſchen führt, welcher ſich von Chriſto wegwendet. „Es hat ſich," ſchreibt Werther, „vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannſt du ſagen: das iſt! da Alles vorübergeht? Da Alles mit der Wetterſchnelle vorüberrollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht und — an Felſen zerſchmettert wird. Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her. . . . . Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich ſehe nichts als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."*

So ſpottet der Tod aller heidniſchen Frühlingsphantaſien von Unſterblichkeit, und zeigt ſeine furchtbare Macht, die das zarte Frühlingsgras wie das neugeborene Kindlein früher oder ſpäter, aber ganz gewiß zerſtört. „Mitten wir im Leben ſind von dem Tod umfangen; wen ſuchen wir, der Hülfe thu, daß wir Gnad' erlangen? Das biſt du Herr alleine."** Ja alleine. In der weiten, weiten Welt iſt keine andere Hülfe. Drum Dank ſey Gott, der uns den Sieg gegeben hat, durch unſern Herrn Jeſum Chriſt.

7. Die Naturwiſſenſchaft im Bunde mit der chriſtlichen Theologie.

Ich habe es hier ſo ſehr mit dem Mißbrauch der Naturwiſſenſchaft zu thun gehabt, daß der Leſer zuletzt denken könnte,

* Werther's Leiden von Göthe. Mit dieſer Stelle vergleiche man im Wilhelm Meiſter die Erſequien Mignons.

** Luther's Lied.

ich sehe in dieser Wissenschaft nur eine Feindin der christlichen Theologie. Niemand kann stärker gegen eine solche Ansicht seyn, als ich, eine Ansicht, welche selbst mit der Bibel im entschiedenen Widerspruch stehen würde. Der Psalmist sagt ja: „Herr, wie sind deine Werke so groß? Deine Gedanken sind so sehr tief. Ein Thörichter glaubt das nicht, und ein Narr achtet solches nicht." Ich meine aber, der nachgewiesene Mißbrauch der Naturwissenschaft, das Verrücken der Marksteine zwischen ihrem Gebiete und dem Gebiete der christlichen Theologie, mache eine strenge Grenzbestimmung nothwendig! Eine solche findet sich schon bei'm großen Baco* Er sagt: „Wir dürfen nicht wähnen, durch Betrachtung der Natur die göttlichen Mysterien ergründen zu können..... Wenn Jemand meint, durch die Betrachtung sinnlicher und materieller Dinge hinlänglich erleuchtet zu werden, um Gottes Wesen und Wirken zu erkennen, der hüte sich vor dem Betruge der falschen Philosophie." — „Daher komme es," sagt er weiter, „daß einige gar Gelehrte in Ketzerei verfallen seyen, weil sie sich hätten auf den wächsernen Flügeln der sinnlichen Naturbetrachtung zum Göttlichen emporschwingen wollen." Und in der Einleitung zu seinem Novum Organon bittet Baco Gott, daß doch nicht durch helleres Entbrennen des natürlichen Lichtes, durch Ausbildung der Naturwissenschaft, Unglaube an die göttlichen Mysterien entstehen, der von Eitelkeit und Hirngespinnsten gereinigte, der Offenbarung sich unterwerfende Verstand vielmehr dem Glauben geben möchte, was des Glaubens sey.

Sehr schön und wahrhaft erbaulich tritt uns das Verhältniß der Naturwissenschaft zur christlichen Offenbarung in einem Gebete entgegen, mit welchem der große Kepler eines seiner astronomischen Werke schließt:** „Es bleibt nun übrig," sagt er, „daß ich endlich Augen und Hände von der Beweistafel weg zum Himmel hebe, und den Vater des Lichts andächtig

---

* De augmentis scientiarum Lib. I.

** J. Kepleri Harmonices mundi. Libb. V. S. 243.

und demüthig anflehe. O der du durch das Licht der Natur in uns die Sehnsucht nach dem Lichte der Gnade erweckst, damit du uns durch dieses in das Licht der Glorie versetzest, ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Siehe, hier habe ich ein Werk meines Berufes vollendet durch so viel Geisteskraft, als du mir gegeben; ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbaret, welche diese Beweise lesen werden, so viel als von seiner Unendlichkeit mein beschränkter Geist fassen konnte. Mein Gemüth strebte so wahr als möglich zu philosophiren; ist etwas von mir in Sünden geborenem und auferwachsenem Wurme vorgebracht worden, was deiner unwürdig ist, so lehre du mich, daß ich es verbessere; bin ich durch die bewunderungswürdige Schönheit deiner Werke zur Verwegenheit verführt worden, oder habe ich eigene Ehre bei den Menschen gesucht, bei'm Schaffen eines Werkes, das zu deiner Ehre bestimmt, so verzeihe mir's gnädig und barmherzig; endlich schenke mir die Gnade, daß dieses Werk zu deinem Ruhm und dem Heil der Seelen gereiche, und nimmer schade."

Wer könnte wähnen, das sey eine Art beschränkter oder gar erkünstelter Demüthigung dieser großen gewaltigen Geister und blinde Unterwerfung gegen die heilige Schrift? Es ist wahrlich eine ächte Demuth, welche jedem gründlichen und redlichen Naturforscher so wenig durch seine Wissenschaft genommen wird, daß diese ihn vielmehr recht in der Demuth bestärkt. Der ausgezeichnete Englische Naturforscher, Robert Boyle, sagt:* „Was den Experimentalphilosophen disponirt, das Christenthum anzunehmen, steht darin, daß, indem er immer daran ist, von den Naturphänomenen klare und genugthuende Erklärungen zu geben und immer sieht, wo es fehlt, diese beständige Gewohnheit in seinem Gemüth — eine große und unverstellte Bescheidenheit zu Wege bringt; und daß er in Folge dieser Tugend nicht allein sehr geneigt wird über Dinge, die ihm

* Claudius Werke. Th. 6. S. 47.

dunkel und verborgen dünken, näheren Unterricht zu wünſchen und anzunehmen, ſondern ihm auch der Muth vergeht, ſeine bloße und abſtracte Vernunft für einen authentiſchen Maaßſtab der Wahrheit zu halten. Und obgleich ein Scheinphiloſoph ſich dünkt, daß er Alles verſtehe und nichts wahr ſeyn könne, was mit ſeiner Philoſophie nicht reimt; ſo wird doch ein verſtändiger und erfahrener Naturkundiger, der da weiß, was in den vermeintlich klaren Vorſtellungen und Erklärungen ſelbſt mancher körperlichen Dinge noch für Schwierigkeiten unaufgelöst bleiben, ſich nicht einfallen laſſen, ſeine Kenntniß von übernatürlichen Dingen für vollſtändig zu halten. Und dieſe Stimmung des Gemüthes iſt grade recht für einen Forſcher der geoffenbarten Religion. Ein fleißiger Umgang mit den Werken Gottes, verſchafft einem erfahrenen Beobachter derſelben Gelegenheit, zu ſehen, daß ſo manche Dinge möglich oder wahr ſind, die er, ſo lange er bloß aus Gründen der unzulänglich unterrichteten Vernunft zu Werke ging, falſch und unmöglich glaubte." —

Möchten doch unſere rationaliſtiſchen Theologen dieſe ſchlichten beſcheidenen Bekenntniſſe des trefflichen, redlichen Boyle zu Herzen nehmen, der die Art und das Maaß menſchlicher Naturkenntniß wohl erfahren und erkannt hatte, und mit welchem, wie wir ſahen, wahrhaft große Naturforſcher — Baco, Kepler, Neuton, Pascal, Haller — in der Demuth gegen die Offenbarung übereinſtimmen.

„Ich läugne nicht," ſagt Claudius, „daß ich an dieſem Robert Boyle, an dieſem Franz Baco, an dieſem Iſaak Neuton meine große Freude habe. Nicht ſowohl der Religion wegen, die kann, verſteht ſich von ſelbſt, durch Gelehrte nicht verlieren noch gewinnen, ſie mögen klein oder groß ſeyn. Aber es freut, wenn man z. E. ſo einen der fleißigſten, unverdroſſenſten Naturforſcher (Baco), der in ihrem Dienſte grau geworden war und mehr von ihr wußte und erfahren hatte, als die Meiſten von ihr wiſſen und erfahren haben; wenn man ſo einen Vogel Jupiters mit dem hohen und ſcharfen Blick, der den von den Nachkommen bis jetzt mehr bewunderten als

benutzten Plan und Grund zu einer neuen und wahrhaft großen Philosophie gelegt hat, und einen der ersten, wenn nicht den ersten Mathematiker von Europa (Newton) wenn man solche Männer mit ihren Einsichten sich nicht weise dünken, und sie, nachdem sie in die Geheimnisse der Natur tiefer als Andere eingedrungen waren, lernbegierig und mit dem Hut in der Hand, wie es sich gebührt, neben dem Altar und den größeren Geheimnissen Gottes stehen sieht; es freut, und man faßt wieder Muth zu der Gelehrsamkeit, die ihre Freunde und Anhänger wirklich mehr wissen, und doch dabei vernünftige Leute bleiben läßt, und sie nicht zu Narren und Spöttern macht. Und es thut einen sonderlichen Effect, wenn man nun auf der anderen Seite von den leichten Truppen mit dem Hut auf dem Kopf vorbeidefiliren und hochweise die Nase rümpfen sieht." So Claudius.*

Jene leichten Truppen vernehmen in ihrem Dünkel nicht diese centnerschweren Fragen des Herrn im Buche Hiob. „Wer ist der, der so fehlet in der Weisheit und redet so mit Unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich. Wo wareſt du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug? Da mich die Morgensterne lobeten und jauchzten alle Kinder Gottes? — Bist du in den Grund des Meeres gekommen, und hast in den Fußstapfen der Tiefen gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan?" —

Möchten Alle zu Besinnung kommen, und gedemüthigt vor dem Herrn und dadurch wahrhaft groß gemacht (Ps. 18, 36.), mit Hiob sprechen: Wir bekennen, daß wir haben unweislich geredet, das uns zu hoch ist und wir nicht verstehen.

---

* Claudius Werke. Th. 6 S. 122.

Gesangbücher. Choralbücher. *

Bibel, Gesangbuch und Katechismus waren sonst in der Bibliothek jeder christlichen Haushaltung, ja sie machten oft den ganzen Bücherschatz armer Familien aus. Ihnen schlossen sich nur noch einige jener alten Bücher von Arndt, Scriver, H. Müller ꝛc. an, welche eine spätere gottvergessene und frivole Zeit spottweise „Tröster" nannte. Die Spötter hätten keinen höheren Ehrennamen erfinden können, als den, welchen der heilige Geist selbst führt; sie haben, wie Bileam, unwillkührlich gesegnet, da sie fluchen wollten.

Wie steht es nun jetzt um diese Hausbibliothek für Jung und Alt, Reich und Arm, Gebildet und Ungebildet — für Alle, welche durch Christum selig zu werden hoffen? — Schlimm, sehr schlimm. Zuerst, sie fehlt vielen Familien ganz, nicht etwa bloß leiblich Armen, sondern weit mehr den geistig Reichen, den Gebildeten.

Sodann findet man — die Bibel ausgenommen — wohl noch Bücher unter demselben Namen Katechismus und Gesangbuch, die jedoch mit den alten Katechismen und Gesangbüchern nur den Namen gemein haben, ja zum Theil wahrhafte Wölfe in Schafskleidern sind. Ebenso sind die „Tröster" durch trostlose sogenannte Erbauungsschriften verdrängt, voller Worte ohne Kraft.

---

* Geschrieben im Jahre 1829, später verändert und vermehrt.

Ich will Einiges über dieſe arge Metamorphoſe der Geſangbücher ſagen und über die Art, wie man den Schaden heilen möchte, indem ich es Anderen überlaſſe, von der allmählichen Umwandlung der Katechismen zu ſprechen, und anhangsweiſe etwa Arndt's wahres Chriſtenthum mit den Stunden der Andacht, ſein Paradiesgärtlein mit Witſchel's Opfern zu vergleichen.

Die alten kirchlichen Geſangbücher des vorigen Jahrhunderts ſind bis ungefähr in die Mitte deſſelben einander im Ganzen ſehr ähnlich. Eine große Zahl Lieder ließe ſich anführen, welche man faſt ſicher in allen jenen Geſangbüchern findet, ſo Lieder von Luther, Hermann, Paul Gerhard, Nicolai u. A. Und daſſelbe Lied findet ſich gewöhnlich entweder wörtlich in einem Geſangbuche wie in dem andern, oder kommen abweichende Lesarten vor, ſo ſind dieſe gewiß unweſentlich, weil die Herausgeber der Geſangbücher, wie ſich aus frommen Vorreden ergibt, im Weſentlichen, in der Lehre, einig waren.

Im Jahre 1757 erſchienen Gellert's Lieder. Sie ſind ſchlicht, in ihrer Art herzlich und fromm; aber freilich fühlt man doch durch, daß ſie in einer lauen Zeit gedichtet wurden, in welcher mehr der Kampf gegen den Zweifel durch Verſtandeswaffen, als der Kampf gegen die Sünde durch Geiſteswaffen geführt wurde. Daher ſo viele Stellen gegen Zweifler und Zweifel in den Liedern, z. B. „Sie (Gottes Liebe) überſteigt die menſchlichen Gedanken; allein ſollt' ich darum im Glauben wanken?“ — So das verſtandesmäßige Räſonnement: „Ich kann der Sonne Wunder nicht, und ihren Lauf und Bau ergründen; und doch kann ich der Sonne Licht und ihre Wärm' empfinden. So kann mein Geiſt den hohen Rath des Opfers Jeſu nicht ergründen. Allein das Göttliche der That, das kann mein Herz empfinden.“ Gellert ſpricht * ſelbſt von der

* Vorrede zu den geiſtlichen Liedern.

Geringschätzung, mit welcher die Welt auf ein geistliches Lied herabsehe, und wie sie christliche Liederdichter für fanatisch, abergläubisch und mißsüchtig halte. — Seine Lieder galten, nach dem damals herrschenden Geschmack, für correct und wurden in dieser Hinsicht bald Muster. Doch hatte Gellert, als ein Mann, dem christliche Frömmigkeit mehr galt, als der Geschmack seiner Zeit, die größte Ehrfurcht vor alten Kirchenliedern.* „Ich weiß alte Kirchengesänge," sagt er, „die ich mit ihren Melodien lieber verfertigt haben möchte, als alle Oden des Pindar und Horaz." — Ferner: „Luther hat in seinen herrlichen Liedern die Sprache meistens glücklich gewählt".... „Man lese folgende Stelle:**

Es ist ja Herr dein Geschenk und Gab
Mein Leib, Seel und All's was ich hab
In diesem armen Leben:
Damit ich's brauch zum Lobe dein
Zum Nutz und Dienst des Nächsten mein
Wollst mir deine Gnade geben.

Sie hat viel Hartes nach unserer jetzigen Mundart, und uns ungewöhnliche Versetzungen; und dennoch wer kann sie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, singen oder lesen? Sie ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie rein sind."

Von Gellert ganz verschieden, ja ihm in mancher Hinsicht entgegengesetzt, war Klopstock. Die meisten seiner Kirchenlieder zeugen von einer poetischen Anstrengung, die sich unter Anderem in häufiger Wiederholung einzelner Worte und Sätze zu erkennen gibt, ja oft in wahren Schwulst übergeht. In Vergleich mit den vorzüglichsten alten Liedern sind viele sehr gedankenleer, und lösen sich hie und da in fast wortloses

---

* Ebendas.

** Von Schalling's Liede: „Herzlich lieb habe ich dich o Herr."

Anſtaunen göttlicher Eigenſchaften auf, das nicht ſehr an das „unausſprechliche Seufzen“ (Röm. 8) erinnert. In der Vorrede zu ſeinen geiſtlichen Liedern ſagt er zwar: „Derjenige würde mich falſch beurtheilen, der von mir glaubte, daß ich die Art zu denken der Chriſten bei der Anbetung, der wichtigſten Handlung des Gottesdienſtes, in ein bloßes Werk des Genie und der Kunſt verwandeln wollte. Ich bin ſo weit hievon entfernt, daß ich jeden Dichter, der es nicht von ganzem Herzen mit der Religion meint, wenn er auch gleich jene Eigenſchaften in hohem Grade beſäße, für ſehr unfähig halte, heilige Gedichte zu machen. Er wird nachahmen. Er wird denen, die eben ſo wenig wirkliche Chriſten, als er ſelbſt, ſind, glücklich nachgeahmt zu haben ſcheinen. Allein derjenige Chriſt, der dieſen großen Namen verdient, wird ihn an gewiſſen, oft kleinen Zügen erkennen.“ — Aber ungeachtet dieſer, beſonders in unſerer Zeit höchſt beherzigenswerthen Erklärung, ſcheint in Klopſtock der Geſchmack — ſein Geſchmack — ſich die Herrſchaft angemaßt, und den Sinn für das Einfache und weſentlich Chriſtliche ſehr unterdrückt zu haben. Wie hätte er ſich ſonſt an den alten, ernſten Kirchenliedern vergreifen und ſie dermaßen in ſeine Manier überſetzen können, daß von ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit keine Spur blieb? — Wenn Gellert den zweiten Vers: „Es iſt ja Herr dein Geſchenk und Gab ꝛc.,“ aus dem Schalling'ſchen Liede, ganz beſonders pries, ſo hat Klopſtock dagegen den erſten Vers dieſes Liedes:

Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr,
Ich bitt', du wollſt ſeyn von mir nicht ferr
Mit deiner Hülf' und Gnaden u. ſ. w.

auf folgende Art geändert:

Aus ganzem Herzen lieb' ich dich.
Nach Gnade, Vater, dürſtet mich,
Die meine Seele labe.

ohne Rückſicht darauf, daß die Worte: „Herzlich lieb ꝛc.“ aus dem Pſalmiſten (Pſ. 18, 2) genommen ſind. Den von Gellert angeführten Vers verändert er ſo:

Ach Alles Herr hab' ich von dir,
Den Leib, die Seele gabſt du mir
Und dies mein erſtes Leben!

Als ein zweites Beiſpiel Klopſtock'ſcher Liederveränderungen mögen hier die vier erſten Verſe des Liedes: „Gelobet ſeyſt du Jeſu Chriſt,“ wie ſie Luther dichtete und Klopſtock umdichtete, neben einander ſtehen.

Luther.	Klopſtock.
1. Gelobet ſeyſt du Jeſu Chriſt, Daß du Menſch geboren biſt Von einer Jungfrau, das iſt wahr, Deß freuet ſich der Engel Schaar. Kyrieleis.	1. Gelobet ſeyſt du Jeſu Chriſt, Daß du Menſch geboren biſt. Es folgte dir von deinem Thron Der Engel Schaar u. ſang den Sohn, Des Menſchen Sohn!
2. Des ew'gen Vaters einig's Kind Jetzt man in der Krippen findt, In unſer armes Fleiſch und Blut Verkleidet ſich das ew'ge Gut. Kyrieleis.	2. Er, deſſen Boten Engel ſind, Lag in einer Kripp' ein Kind, In unſer Fleiſch und unſer Blut Verhüllte ſich das höchſte Gut, Des Vaters Sohn.
3. Den aller Weltkreis nie beſchloß, Der liegt in Marien Schooß: Er iſt ein Kindlein worden klein, Der alle Ding erhält allein. Kyrieleis.	3. Den nie der Welten Kreis beſchloß, Liegt in einer Mutter Schooß, Es weint in unſrer Sündenwelt Der alle Ding allein erhält. Halleluja.
4. Das ew'ge Licht geht da herein, Gibt der Welt ein'n neuen Schein, Es leucht wohl mitten in der Nacht Und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis.	4. Vom Himmel nimmt er ſeinen Lauf, Geht ein Licht des Heils uns auf. Es überſtrahlt mit Gnad und Recht Der Sohn das menſchliche Geſchlecht. Halleluja.

Ich überlasse dem Leser die Vergleichung. Nur will ich darauf aufmerksam machen, wie Klopstock das Kyrieleis, diesen Grundton aller Weihnachtsfreude, verworfen und dafür in vier Versen Halleluja gesetzt hat, was z. B. im dritten Verse ganz unpassend ist, und im entschiedensten Widerspruche mit den demüthig bittenden vier letzten Tönen der trefflichen Melodie des Liedes steht.

In der Vorrede zum zweiten Theile seiner geistlichen Lieder spricht Klopstock von einem protestantischen Gesangbuche, das er herausgeben wolle; es solle enthalten Cramer's geistliche Lieder und Psalmen, Funk's, Gellert's, Schlegel's Lieder, wenigere von Basedow (!). Dann bittet er Uz und die Karschin um Beiträge, auch ihm „unbekannte Verehrer des Christenthums," und versichert diesen zugleich, daß er nie ohne ihre Erlaubniß etwas an den Liedern ändern würde. Welche Pietät zeigt Klopstock hier gegen Lieder, welche großentheils auch der Art sind, daß ganze Bände derselben nicht so viel werth als ein einziger Vers des von Klopstock umgedichteten Schalling'schen Liedes, und welche „kein anderes Verdienst haben, als daß sie rein sind." — Welche Pietät gegen solche Lieder, bei der naivsten Dreistigkeit gegen die unsterblichen alten Kirchenlieder!

Das Beispiel durchgreifender Veränderungen der alten Kirchenlieder, welches Klopstock gab, hat gewiß sehr nachtheilig auf seine Zeit gewirkt. Man nahm nun die alten Kirchenlieder vor, wie Schulerercitia, und corrigirte hinein und heraus nach Willkühr.

Indem man die Lieder so umgestaltete und im Namen des guten Geschmacks zu arbeiten vorgab, benutzte man die Gelegenheit, wie Tüncher, welche eine alte ehrwürdige Kirche modern betünchen und nebenbei die heiligen Gefäße aus derselben stehlen. Dem guten Geschmacke der ändernden Neologen widerstanden nämlich nicht nur die alten Bibelworte, sondern ihrem unchristlichen Sinne widerstand noch viel mehr die Bibellehre; sie beseitigten beide so viel möglich.

So entſtanden denn ganz verwandelte Geſangbücher. Den Reigen derſelben führte, ſo viel ich weiß, das Berliner von 1781 an, welches eine unglückliche Celebrität erhielt. Ihm folgten unzählige nach, ja überboten es noch an Dreiſtigkeit gegen die alten Lieder; jeder Herausgeber wollte ſich als ein Mann vom allerneueſten Geſchmack und allerneueſter Lehre zeigen. Solchen Neuerern war denn Gellert ſelbſt nicht correct genug, während er früheren als Muſter der Correctheit galt, zudem war er den ſpäteren viel zu chriſtlich; drum wurde auch er — wie ich zeigen werde — umgeſtaltet. Klopſtock mußte es noch erleben, daß man ſeine Lieder veränderte — wie er ſelbſt die alten verändert hatte. Wenn es z. B. bei Klopſtock heißt:

Vater, Vater, ich befehle, meine Seele, deinen Händen,

ſo lieſt das Berliner Geſangbuch: *

Nach mich fertig Ich befehle, meine Seele deinen Händen ꝛc.

Ich will nun einige Beiſpiele von veränderten alten Kirchenliedern geben, und dieſelben aus dem erwähnten Berliner Geſangbuche und dem neuen Bayerſchen (Ausgabe von 1825) entlehnen.

1) Das Gellert'ſche Lied: „Dies iſt der Tag den Gott gemacht," hat elf Verſe; im Bayerſchen Geſangbuche nur ſieben. Unter den weggelaſſenen iſt folgender, ganz aus der Bibel entnommener:

Dein König Zion kömmt zu dir,
Ich komme, im Buche ſteht von mir:
Gott deinen Willen thu ich gern,
Gelobt ſey der da kömmt im Herrn! **

---

* Berliner Geſangbuch Nr. 435. V. 3.

** Vergl. Zachar. 9, 9. und Pſalm 40, 8 und 9. Hebr. 10, 9. Matth. 21, 9 und 23, 39 ꝛc.

Wenn der erſte Vers im Originale lautet:

Dies iſt der Tag den Gott gemacht,	ſo hat das Bayerſche Geſangbuch:
Sein werd' in aller Welt gedacht,	
Ihn preiſe was durch Jeſum Chriſt	Ihn preiſe wer durch Jeſum Chriſt
Im Himmel und auf Erden iſt —	Freund und Verehrer Gottes iſt.

Iſt dieſe Veränderung des correcten Gellert im Namen des guten Geſchmacks geſchehen? Gewiß nicht. Die veränderten Zeilen ſind offenbar aus Col. 1, 16. entnommen: „Denn durch ihn (Chriſtum) iſt Alles geſchaffen, das im Himmel und auf Erden iſt." Das Bibliſche iſt alſo herausgeworfen, wahrſcheinlich als Chriſtolatrie.

2) Befiehl du deine Wege, von Paul Gerhard. (Berl. G.B. Nr 303, Bayerſches G.B. Nr. 519.)

Das Original hat zwölf Verſe. Das Berl. G.B. läßt die Verſe 5, 6, 7 weg — auch darum unbekümmert, daß der Spruch: Befiehl du deine Wege ꝛc. (Pſ. 37, 5) die Anfangsworte der Verſe hergegeben. Da heißen denn die Anfangsworte der drei erſten Verſe: Befiehl — dem Herrn — dein Auge. —

Der fünfte Vers lautet bei Gerhard:	Im Bayerſchen Geſangbuch:
Und obgleich alle Teufel	Und brauſten alle Stürme
Hie wollten widerſtehn,	Und Wetter her auf ſie,
So wird doch ohne Zweifel	Gott unter deinem Schirme
Gott nicht zurückegehn.	Verzagten ſie doch nie.

„Alle Teufel" ſind alſo in Stürme und Wetter metamorphoſirt — die Berliner ließen den Vers lieber ganz weg.

3) O Haupt voll Blut und Wunden, von Paul Gerhard nach des heiligen Bernhard's: Salve caput cruentatum. Bei Gerhard zehn Verſe, im Berliner G.B. (Nr. 82) neun, im Bayerſchen (Nr. 102) nur acht.

Ich theile hier die drei Lieder zur Vergleichung mit.

1. O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornen Kron.
O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfiret;
Gegrüßet seyst du mir!

2. Du edles Angesichte,
Dafür sonst schrickt und scheut
Das große Welt-Gewichte,
Wie bist du so bespeit,
Wie bist du so erbleichet,
Wer hat dein Augenlicht,
Dem sonst kein Licht mehr gleichet,
So schändlich zugericht?

3. Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin, und ganz vergangen,
Des blassen Todes Macht
Hat Alles hingenommen,
Hat Alles hingerafft,
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

4. Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last:
Ich, ich hab' es verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gib mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad.

5. Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm mich an,
Von dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Gutt gethan,
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und süßer Kost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit mancher Himmelslust.

1. Du, der voll Blut und Wunden,
Für uns am Kreuze starb,
Und unsern Lebensstunden
Den größten Trost erwarb!
Du, der sein theures Leben,
Noch eh' ich war, auch mir
Zum Heil hast hingegeben:
Mein Jesu, Dank sey dir!

2. Wie viel hast du erduldet,
Erhabner Menschensohn:
Als du so unverschuldet
Empfingst der Sünder Lohn.
Da folgte Schmerz auf Schmerzen,
Da traf dich Schmach auf Schmach;
Da lag auf deinem Herzen
Angst, die das Herz dir brach.

3. Entblößt von allem Reize,
Der Menschen wohl gefällt,
Hingst du an deinem Kreuze,
Ein Fluch vor aller Welt.
Dich flohen deine Freunde:
Du warst der Leute Spott;
Dich höhnten deine Feinde:
Wo ist denn nun sein Gott?

4. Wer kann dir nachempfinden
Den Schmerz, die Todesangst,
Mit welcher du von Sünden
Uns zu erretten, rangst.
Die Last gehäufter Plagen
Fiel da so schwer auf dich,
Daß sie dich drang, zu klagen:
Gott, wie verläßt du mich?

5. Ach, diese Last und Mühe
Hab ich dir auch gemacht.
O, mein Erlöser, siehe
Vom Throne deiner Macht
In Gnaden auf mich Armen,
Der sich verschuldet hat,
Und hilf mir aus Erbarmen
Von meiner Missethat.

1. Der du voll Schmach und Wunden,
Für uns am Kreuze starbst,
Und unsern letzten Stunden
Den höchsten Trost erwarbst:
O Jesu, der sein Leben,
Noch eh' ich war, auch mir
Zur Rettung hingegeben,
Mein Heil, wie dank ich dir.

2. Wer kann dir nachempfinden
Den Schmerz, die Todesangst,
Mit welcher du, von Sünden
Uns zu erretten, rangst?
Die Last gehäufter Plagen
Fiel dort so schwer auf dich,
Daß sie dich drang zu klagen:
Gott, wie verläßt du mich!

3. Ach, was du, Herr, erduldet,
Das ist auch meine Last;
Ich habe mit verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer;
Um Huld fleh ich zu dir.
Du neigst dein Haupt, Erbarmer!
O neig' es auch zu mir.

4. Du hast, Herr aller Güter,
So viel für mich gethan:
Verwirf mich nicht, mein Hüter,
Ach nimm, mein Hirt, mich an!
Dein Mund erquickt Müde,
Betrübten rufst du:
„Mit euch sey Gottes Friede!"
Von deinem Kreuze zu.

5. Es bringt mir Himmelsfreuden,
Was du am Kreuz empfandst,
Der du nach deinen Leiden
Für mich auch auferstandst.
Ach, möcht' ich einst mein Leben
Begnadigt, Herr, von dir,
In deine Hände geben!
Wie wohl geschähe mir.

6. Ich will hier bei dir ſtehen,
Verachte mich doch nicht!
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn dir dein Herze bricht,
Wenn dein Haupt wird erblaſſen
Im letzten Todesſtoß,
Alsdann will ich dich faſſen
In meinen Arm und Schooß.

7. Es dient zu meinen Freuden,
Und kömmt mir herzlich wohl,
Wenn ich in deinem Leiden,
Mein Heil, mich finden ſoll.
Ach! möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier,
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geſchähe mir.

8. Ich danke dir von Herzen,
O Jeſu, liebſter Freund,
Für deines Todes Schmerzen,
Da du's ſo gut gemeint:
Ach! gib, daß ich mich halte
In dir und deiner Treu,
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende ſey.

9. Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod ſoll leiden,
So tritt du dann herfür:
Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſeyn,
So reiß' mich aus den Aengſten,
Kraft deiner Angſt und Pein.

10. Erſcheine mir zum Schilde,
Zum Troſt in meinem Tod,
Und laß mich ſehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth:
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich feſt an mein Herz drücken:
Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl.

6. Ich will auf dich ſtets ſehen
Mit aller Zuverſicht.
Wohin ſoll ich ſonſt gehen?
Verwirf du mich nur nicht!
Wo ſoll ich Ruhe finden,
Wenn du mich, Herr, nicht liebſt?
Wo Reinigung von Sünden,
Wenn du ſie mir nicht gibſt?

7. Du haſt mir durch dein Leiden
Vergebung, Heiligungskraft,
In Trübſal, Troſt und Freuden,
Die ewig ſind, verſchafft.
O gib an dieſer Gnade
Auch meinem Glauben Theil;
Und auf des Lebens Pfade
Mir Muth, Kraft, Troſt und Heil.

8. Mit innig frohem Triebe
Bring' ich dir meinen Dank,
Die Größe deiner Liebe
Bleibt ſtets mein Lobgeſang.
Gib nur, daß ich mich halte
In dir mit Gegenlieb,
Daß, wenn ich einſt erkalte,
Ich noch der deine ſey.

9. Belebe dann mein Hoffen
Zum Himmel einzugehn.
Laß mich im Geiſt ihn offen,
Und dich verherrlicht ſehn.
Da ruf' ich dann mit Freuden:
Nimm meinen Geiſt Herr auf!
Und du nimmſt ihn im Scheiden
In deiner Wonn hinauf.

6. Ich danke dir von Herzen,
O Jesu, treuster Freund,
Für deine Todesschmerzen:
Wie gut hast du's gemeint!
Gib nun, daß ich mich halte
In dir mit wahrer Treu,
Daß, wenn ich einst erkalte,
In dir mein Ende sey.

7. Wenn ich einmal soll scheiden,
Ach so verlaß mich nicht!
Sey auch im Todeskleiden
Mein Trost, mein Heil, mein Licht!
Wird mir's am allerbängsten
An meinem Ende seyn,
So reiß mich aus den Aengsten
Und lindre meine Pein.

8. Belebe dann mein Hoffen,
Zur bessern Welt zu gehn,
Und laß im Geist mich offen,
Herr, deinen Himmel sehn!
Dahin laß mit Entzücken
Alsdann mich glaubensvoll
Nach dir, mein Heiland, blicken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Ich überlaſſe jedem Leſer bei Vergleichung das willkührliche Davon- und Dazuthun der Neuerer zu bemerken, ihre Kunſt, ein Lied zu entſtellen, zu verſtümmeln und durch und durch zu entkräften. O dieſe Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe!

4) Wer iſt wohl wie du, von Freilingshauſen. Im Berliner G.B. Nr. 292, im Bayerſchen Nr. 561. Im Bayerſchen G.B. ſind zwei Verſe, 4 und 6, weggelaſſen.

V. 3. im Original.	Im Bayerſchen u. Berl. G.B.
Glanz der Herrlichkeit!	Herr der Herrlichkeit!
Du biſt vor der Zeit	Zur beſtimmten Zeit
Zum Erlöſer uns geſchenket,	Kamſt du uns zum Heil auf Erden,
Und in unſer Fleiſch verſenket	Warſt zur Duldung der Beſchwerden
In der Fülle der Zeit,	Unſrer Niedrigkeit
Glanz der Herrlichkeit.	Liebevoll bereit.

Freilingshauſen hatte offenbar Hebr. 1, 3. vor Augen: „welcher (der Sohn), ſintemal er iſt der Glanz ſeiner Herrlichkeit u. ſ. w.“ und Tit. 1, 2. — Dieſe bibliſchen Ausdrücke ſind geſtrichen.

V. 5. im Original.	Im Bayerſchen G.B.
Höchſte Majeſtät,	Deine Majeſtät,
König und Prophet!	König und Prophet,
Deinen Scepter will ich küſſen,	Will ich demuthsvoll verehren,
Ich will ſitzen dir zu Füßen,	Und auf deine Stimme hören;
Wie Maria thät,	Denn dein Reich beſteht,
König und Prophet.	Wenn die Welt vergeht.

Die Beziehung auf Luc. 10, 39. iſt weggelaſſen. Ebenſo die Beziehung auf 1 Cor. 9, 24. im neunten Vers des Originals, dem ſiebenten des Bayerſchen G.B.

V. 10. Original.	V. 8. im Bayerſchen G.B.
Wecke mich recht auf	Wecke ſtets mich auf
Daß ich meinen Lauf	Daß in meinem Lauf
Unverrückt zu dir fortſetze	Nichts von dir zurück mich halte
Und mich nicht in ſeinem Netze	Und mein Eifer nicht erkalte,
Satan halte auf.	Auf der Tugend Bahn
Fördre meinen Lauf.	Führ mich himmelan.

Das Bild vom Netze iſt beim Pſalmiſten (in dem Sinne Freilingshauſen's) häufig. Z. B. Pſ. 25, 15. (der Herr) wird meinen Fuß aus dem Netze ziehen. Der Satan iſt weggelaſſen.

V. 11. Original.	V. 9. im Bayerſchen G.B.
Deines Geiſtes Trieb	In Verſuchungszeit
In die Seele gib,	Stärke mich zum Streit
Daß ich wachen mög' und beten	Laß mich wachen und mit Beten
Freudig vor dein Antlitz treten:	Kindlich vor den Vater treten.
Ungefärbte Lieb'	Bis nach Kampf und Streit
In die Seele gib.	Mich der Sieg erfreut.

Wie der Satan im zehnten Verſe, ſo fehlt der heilige Geiſt in dieſem. Eben ſo der aus 2 Cor. 6, 6. und 1 Petr. 1, 22. hergenommene Ausdruck: ungefärbte Liebe.

V. 12. im Original.	V. 10. Bayerſches G.B.
Wenn der Wellen Macht	Will der Trübſal Macht
In der trüben Nacht	Und der Menſchen Macht
Will des Herzens Schifflein decken	Meine bange Seele ſchrecken,
Weiſt du deine Hand ausſtrecken	Müſſe mich dein Schild bedecken.
Habe auf mich Acht	Hab' in ſolcher Nacht
Hüter in der Nacht!	Huldreich auf mich Acht!

Das Original bezieht ſich offenbar auf die Erzählung der drei erſten Evangeliſten von Chriſto, der den Sturm ſtillt. Im veränderten Liede iſt die Beziehung weggelaſſen und der Vers hat nicht Hand nicht Fuß.

V. 13. Original.	V. 11. Bayerſches G.B.
Einen Heldenmuth	Einen edeln Muth
Der da Gut und Blut	Daß ich irdiſch Gut
Gern um deinetwillen laſſe	Alles, und auch ſelbſt mein Leben
Und des Fleiſches Lüſte haſſe,	Mög' für's Gute willig geben.
Gib mir höchſtes Gut	Dieſen Heldenmuth
Durch dein theures Blut.	Gib mir höchſtes Gut.

Nicht um Chriſti Willen, ſondern um des neutralen Guten Willen, ſoll man ſein Leben (Gut und Blut) laſſen, nach dem Bayerſchen Geſangbuch — nach dem Original: Gut und Blut

für und durch das höchste Gut — Christus — und durch die Kraft des Blutes, das er für uns vergossen.

Ich breche hier ab. Zur Charakteristik des unpoetischen wie irreligiösen Sinnes derer, welche die alten Lieder veränderten, wird das Mitgetheilte hinreichen. Ueberdies kann Jeder, wer eins der alten Gesangbücher und ein neues besitzt, die Vergleichung anderer Originallieder mit Veränderungen derselben anstellen.

Man könnte schon ohne Weiteres schließen, daß eine Zeit, welche alte Lieder dermaßen mißhandelt, eine durch Unglauben impotente Zeit, nur matte, kraft- und saftlose Lieder zu fabriciren im Stande seyn müsse. Ich will einige solche Lieder beispielsweise anführen. —

Das Morgenlied Nr. 159 im Berliner G.B. fängt so an:

Wenn sich in stiller Majestät
Die Sonn' am Horizont erhöht,
So glänzt im vollen Lichte
Die Erde, die sich um sie dreht,
Mit heiter'm Angesichte.

Die Sonne schmücket Berg und Thal,
Ihr Einfluß zeigt sich überall
Wird nicht schon manch' Jahrhundert
Ihr Glanz von Wesen ohne Zahl
Empfunden und bewundert? —

Ist das nicht ganz gemacht, um den Kindern gelegentlich das Nothwendigste von der Copernikanischen Astronomie beizubringen?

Nr. 589 im Bayerschen G.B., „Mäßigkeit" überschrieben, fängt so an:

Gott will, wir sollen uns der Jugend
Und jeder Zeit des Lebens freun.
Denn selbst die Fröhlichkeit ist Tugend;
Nur, o mein Herz genieße rein!
Genieß der Freuden dieser Erde,
Gott will's! nur hüte dich, mein Herz,
Daß keine Lust dir Unlust werde,
Und niemals deine Freude Schmerz.

Der Anfang erinnert an die Worte des Prediger Salomo 11, 9. „So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn." Im Verfolg aber entfernt sich

der Vers desto mehr vom ernsten Prediger, der sagt: „und wisse, daß dich Gott um dies Alles wird vor Gericht führen.“ Unser Dichter fügte auch ein „hüte dich“ hinzu — wovor? — „daß keine Lust dir Unlust werde, und niemals deine Freude Schmerz.“ Der beste Epicuräer könnte nicht besser warnen. Heißt das nicht: iß und trink so viel du nur irgend vertragen kannst u. s. w. u. s. w. — In den folgenden Versen kommen „Blumen und Blumendüfte,“ anakreontische „Rosenlauben,“ „traubenschwere Weinhügel“ vor — Alles aber wird auf gut muhammedanische Weise durch den letzten Vers überboten:

Genieße was dir Gott beschieden
Doch so, daß nie dein Herz vergißt,
Daß auch die reinste Lust hienieden
Nur Vorbereitungsfreude ist.

Das irdische Leben eine Vorschule für einen muhammedanischen Himmel.* An dies Lied schließt sich der erste Vers des 603ten Liedes gut an:

Wenn uns, o Gott, durch deine Milde
Dies Leben wie ein Bach verfließt,
Der durch beblumte Lustgefilde
In größre Ströme sich ergießt,
Dann lehr' uns dankbar nicht allein,
Lehr' weise uns und wachsam seyn.

Die zwei ersten Verse des 149sten Liedes lauten so:

Vereinigt laßt uns Gutes wirken
O Christen füget Hand in Hand
Es schlinge sich um unsre Herzen
Der Menschenliebe sanftes Band
Und jeder liebe Recht und Pflicht
Bis einst sein sterbend Auge bricht.

Wir sind ja eines Vaters Kinder
In jedem Stande vor ihm gleich
Sind ohne Unterschied hier Brüder
Wir mögen arm seyn oder reich.
In Eintracht sollen wir uns freun
Einander Hülf und Beistand seyn.

---

* Man vergleiche 2 Cor. 4 ꝛc. Es erinnert dies an einen Vers aus einem Gesangbuche, das in Petersburg eingeführt werden sollte: „Die Gottheit schuf die Sinnenlust dem Menschen selber in die Brust, sein Leben zu genießen, sein Daseyn zu versüßen.“

Erinnert dies nicht sehr an das vielgesungene:

Wir Menschen sind ja alle Brüder
Ein Jeder ist mit uns verwandt
Du Schwester mit dem Leinwandmieder
Du Bruder mit dem Ordensband.

An das 649ste Lied schließt sich wieder das 656ste gut an, überschrieben: „Friedfertigkeit und Duldsamkeit." Ich führe folgende Verse an:

2. Bereit dich dem zu offenbaren,
Den Sehnsucht drängt, sich dir zu nahn,
Nimmst du von allen Völkerschaaren
Gebete, Lieder, Opfer an.
Ganz ohne Strahl von deinem Licht
Ist keines Menschen Angesicht.

4. Dem rufst du lauter, jenem leise,
Ein Gott ist, welcher dich erschuf,
Nur der ist froh und gut und weise,
Der gläubig hört auf deinen Ruf;
Und wer dich fromm und kindlich ehrt
Deß Flehen wird von dir erhört.

5. Kein Erdensohn hat andre Pflichten
Als seinem Lichte treu zu seyn.
Wie könntest du den strenge richten
Dem du mehr Licht versagtest? Nein.
Begnadigtest du nicht selbst den,
Der's wagte, dir zu widerstehn?

6. Und wir, wir sollten strenge richten?
Wir lieblos seyn, wo du verschonst?
Die Einfalt und die Tugend richten
Die du vielleicht mit Ehre lohnst?
Den schmähen der dich anders ehrt
Als uns der Väter Glaube lehrt?

7. Wer heilig deinen Namen nennet
Dir ehrfurchtsvoll zu dienen meint;
So gut dich ehrt, als er dich kennet,
Sey Bruder uns, mit uns vereint.
O wehe dem, der sie verdammt,
Die Andacht die zum Himmel flammt.

Welchem Christen wird es einfallen die Heiden zu verdammen? Ist nicht gerade in unseren Tagen das Gegentheil eines solchen Verdammens, das herzlichste Mitleid mit den Heiden, der stärkste Trieb sie zu bekehren erwacht? Genau betrachtet, ist dies Lied aber ein wahrhaftes Anti-Missionslied eines hochherzigen Kosmopoliten, der auf alle Religionen, auch auf die christliche, hinabschaut, alle egalisirt — die da sitzen

in Finſterniß und Schatten des Todes, mit denen welchen die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen iſt. Alle Menſchen umarmt der Verfaſſer als Brüder, ſagt jedem: Bleib du nur was du biſt, lebe deines Glaubens, du Muhammedaner, du Fetiſchanbeter, du Verehrer von Tiger und Schlange, wir ſind Alle Kinder Eines Gottes,* jede ſpecifiſche Religion iſt doch bornirt, ein Erbſtück von den Vätern, an das wir uns nur von Jugend auf gewöhnt haben.**

Wie das Verändern der alten Kirchenlieder, und die Flachheit und Geiſtloſigkeit der neuen, welche man in die neuen Geſangbücher aufnahm, dieſe Geſangbücher charakteriſirt, ſo auch die Anordnung der Lieder. Bei weitem den größten Theil des Raums nehmen eine Unzahl unter der Rubrik: „Pflichtlieder," ein, bis in's Speciellſte werden die Tugenden und Pflichten beſungen, z. B. „Selbſtſchätzung, Umgang mit guten Menſchen, Verſchwiegenheit, Gemeinnützigkeit," *** „pflichtmäßiges Verhalten gegen die Thiere und lebloſen Geſchöpfe, dankbarer Genuß des Schlafes." † — Es iſt viel Redens von Früchten, von mannichfaltigen chriſtlichen Tugenden, während man den Baum, der die Früchte trägt, den Glauben der in Liebe thätig iſt, umhaut. Meiſt enthalten die Tugendlieder eine Menge guter perſönlicher Vorſätze und Entſchlüſſe, ohne nach dem zu fragen, welcher Wollen und Vollbringen gibt. Sie erinnern an Münchhauſen, der in einen tiefen Sumpf verſunken auch den kräftigen Entſchluß faßte, ſich an ſeinem Zopf herauszuziehen. Daß ihm dies geglückt ſey, iſt bekanntlich eine Lüge. —

---

* Joh. 1, 12. Welche ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an ſeinen Namen glauben.

** Apoſtelgeſch. 10, 34. „In allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm." Nicht bloß die Juden ſind acceptabiles, ſondern auch die Heiden — in die Gemeinſchaft der Chriſten annehmbar. Wie verkehrt man den Spruch, wenn man das „angenehm" auslegt: ſind Gott, wie ſie ſind, recht, können drum bei ihrer (falſchen) Religion bleiben!

*** Im Bayeriſchen Geſangbuch.

† Naumburger Geſangbuch von 1825.

Das Gesagte wird zur Charakteristik der neuen Gesangbücher hinreichen, um so mehr da diese ja leider in Aller Händen sind.

Dr. Löscher in der Vorrede zum Wittenberg'schen Gesangbuch von 1713 sagt: „Gesangbücher sind ein Anhang von symbolischen Büchern, welche der ganzen Luther'schen und Evangelischen Kirche Lehr und Bekenntniß darthun, und also billig rein und unverfälscht gehalten werden sollen." — Schamelius, der fromme Pastor primarius zu Naumburg, schreibt in seiner Vorrede zum Evangelischen Lieder-Commentarius (1720): „Es will leider! zu unseren Zeiten Mode werden, daß die alten Kernlieder in manchen Kirchen vertuschet, von den neuen aber überaus viele eingeführt werden." „Der liebe Gott," fügt er vorahnend hinzu, „verhüte es, daß nicht etwa mit solchen neueren Liedern zugleich neue und gefährliche Meinungen in die Herzen sich einschleichen!" „Wenn ich bedenke," schreibt derselbe, „daß die Kirchengesänge vor so eine nützliche Laienbibel und noch dazu vor eine Confession der Kirchen anzusehen seyen, so wünschete ja wohl billig der selige Danhauerus einen andern Bucerum, der wie Lutherus die Lehre, also auch alle Gesangbücher putzen und reinigen möchte."

Wie sind unsere neuen Gesangbücher, Bekenntniße und symbolische Bücher des Unglaubens! Das würde noch viel klarer hervortreten, wären ihre Herausgeber nicht durch so Manches, — durch die unveränderte Bibel, die Sacramente, die heiligen Feste, welche nun einmal im Kalender stehen und an welche das Volk sich gewöhnt hat — und durch ihr Amt genirt. An Putzen, Reinigen dieser Gesangbücher ist gar nicht mehr zu denken, wo kein Weinstock ist, lassen sich keine unfruchtbare Reben wegschneiden. *

---

* Was würde Schamelius zu dem neuen Naumburger Gesangbuche gesagt haben, welches man vor etwa zwanzig Jahren in der Kriegszeit dieser Stadt aufgedrungen hat, und welches leider noch daselbst im Gebrauch ist! Es ist voll von Liedern, die durch ihr neologisches Gerede von Menschenwürde, Vernunft und Tugend nur Unwillen

Aeltere unter uns erinnern ſich recht wohl, an wie vielen Orten ſchlichte, chriſtliche Bürger und Bauern ſich der Einführung der neuen Geſangbücher möglichſt widerſetzten. Aber vergebens. Neologiſche Seelſorger, ſtatt ihre gerechte Sache zu vertreten, waren am geſchäftigſten ihnen das abzehrende Gift beizubringen — ſie meinten in ihrem Dünkel, wie unverſtändigen Kindern Arzenei. — Die ſogenannten Gebildeten triumphirten mit der triumphirenden Aufklärung; mancher Beſſere ſchwieg vielleicht aus falſcher Schaam, da die Neuerer in Maſſe es dahin gebracht, daß jeder für einen Schwachkopf galt, welcher noch am Alten hielt.

Nur wenige wahrhaft ſtarke, in Chriſto gegründete Männer von Charakter, wie Claudius und Hamann, ließen ſich nicht irre machen. Claudius * ſprach auf ſeine einfache

---

und Schmerz bei dem chriſtlichen Leſer erregen können. In einem der Reformationslieder dieſes Geſangbuchs finden ſich folgende Verſe:

„Du, Luther, erter Mann,
Bekämpfteſt tiefe Nechte,
Und freier fühlten ſich
Durch dich des Irrthums Knechte
Du, größer als ein Held,
Der eine Welt zerſtört,
Du haſt der Unvernunft
Den ew'gen Krieg erklärt."

„Dann * wandeln Menſchen ſich
Die Welt in Luſtgefilde,
Befreit durch Chriſtus Sinn
Und reine Menſchenmilde
Dann wallen ſie vereint
Auf des Verſtandes Bahn
Wie Brüder Hand in Hand
Zum ſchönen Ziel hinan."

* Wenn der Irrthum mehr und mehr beſiegt ſeyn wird.

Daſſelbe Geſangbuch enthält eine Communionrede, welche ſo anfängt: „Eine heilige Feier hat hier gute Menſchen verſammelt; Dankbarkeit den andachtsvollen Kreis gebildet, in den ich jetzt mit Rührung eintrat. Die Stunde iſt der erhebenden Erinnerung an einen großen Vollendeten geweiht." Luther dagegen ſingt in ſeinem Abendmahlliede: „Jeſus Chriſtus unſer Heiland:"

„Du ſollſt glauben und nicht wanken
Daß es ſey ein' Speiſ der Kranken,
Deren Herz von Sünden ſchwer,
Und vor Angſt iſt betrübet ſehr.
Solch' groß' Gnad' und Barmherzigkeit
Sucht ein Herz in großer Arbeit
Iſt dir wohl, ſo bleib davon
Daß du nicht kriegſt deſſen Lohn

* Wandsbecker Bote, V. S. 109.

herzliche Weise von den lieben alten Liedern, die so treue tröstliche Freunde seyen, spottete dagegen über die Verbesserungen. Hamann, auf seine Weise, ergrimmte über das neue Berliner Gesangbuch. „Da mit dem neuen Gesangbuche," schreibt er an Scheffner,* „nur die Hälfte der Reformation geleistet worden, und uns noch eine neue Bibel unumgänglich nöthig ist, um ganz neue Christen zu seyn, so gebe ich meine Stimme zur Ausfertigung derselben nach Maaßgabe des Teller'schen Wörterbuchs." Hiezu fügen wir das merkwürdige Ende einer Note des ernsten Herausgebers der Hamannschen Schriften, des Herrn Präsidenten von Roth. Es lautet: „Daß ihm (Hamann) das angeblich verbesserte Gesangbuch ein Gräuel gewesen, wird man in seinen Briefen an den Kriegsrath Scheffner bestätigt finden. Er hatte diesen Widerwillen mit einem anderen großen Manne gemein, dem Orthodoxie wohl nicht beizumessen ist, mit Winkelmann, der in einem Briefe an Heyne klagt, daß das Hannöversche Gesangbuch durch Aenderung verdorben worden. Leerheit scheint beiden Männern das Anstößigste unter Allem gewesen zu seyn." **

In dem Maaße als nun in neuerer Zeit der frühere christliche Glaube wieder erwachte, regte sich auch an vielen Orten das Bedürfniß, die alten, christlichen, tröstlichen und erbaulichen Lieder wieder zu haben. Mehrere suchten dies durch Liedersammlungen zu befriedigen; hörten sie aber allzubescheiden auf die sich kreuzenden, einander vielfach widersprechenden Anforderungen, welche an sie gemacht wurden, so mußte ihnen entweder der Muth vergehen, sich der Aufgabe zu unterziehen, oder die Lösung derselben fiel mißlich aus. Vornämlich forderte man vom Herausgeber eines Gesangbuchs, daß er keine der verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre ausschließlich begünstigen solle. Wenn es sich wirklich nur von Auffassungsweisen handelte, wer wollte nicht beipflichten, ja wer müßte nicht bei-

---

* Hamann's Schriften, VII. S. 307.
** Hamann's Schriften, Th. 3. Vorrede S. X.

pflichten, ſo gewiß jeder Menſch er ſelbſt iſt und kein anderer ſeyn kann. Jeder ſieht die Sonne am Himmel mit ſeinen Augen. Wenn es aber dahin gekommen wäre, daß man auf dieſen Grund hin meinte: die Sonne habe an ſich gar keine weſentliche, ſelbſtſtändige Eigenheit, welche ihr bliebe, auch wenn ſie von keinem menſchlichen Auge geſehen, über Wüſten zöge: oder wenn man allen Unterſchied zwiſchen geſunden und kranken Augen läugnete und es als eine gleichmäßig zu würdigende Auffaſſungsweiſe betrachtete, ob der Eine ſagte: die Sonne ſey rund, leuchte, der Andere: ſie ſey viereckig, dunkel, wie dann? — So wie es für das geſunde, einfältige leibliche Auge in der Schöpfung eine feſte, ſelbſtſtändige Wahrheit gibt, ſo gibt es für das geſunde, einfältige Geiſtesauge der homines bonae voluntatis* eine feſte, weſentliche, ſelbſtſtändige Wahrheit der Offenbarung, die über allen Wechſel menſchlichen Meinens ſo erhaben iſt, wie die Sonne, über die mancherlei Augenkrankheiten der Menſchen. Den Schalksaugen der Klugen dieſer Welt iſt jene Wahrheit verborgen; ſo viele ihrer ſind, ſo viel ſind nicht etwa Auffaſſungsweiſen der Einen weſentlichen Wahrheit, ſondern Weiſen der Abweichung von ihr. Dieſe Abweichungsweiſen charakteriſirt jener Vers Luthers:

Sie lehren eitel falſche Liſt,
Was eigen Witz erfindet.
Ihr Herz nicht Eines Sinnes iſt
In Gottes Wort gegründet.
Der wählet dies, der Andre das,
Sie trennen uns ohn' alle Maaß
Und gleißen ſchön von Außen.

Wenn nun manche Herausgeber neuer Geſangbücher ſich nach dem bunten Urtheilsgewirr richten wollen, und darnach trachten, es den verſchiedenſten Leſern recht zu machen, ſo kann es nicht

* Luc. 2, 14. überſetzt die Vulgata: Gloria in excelsis deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis: ihnen ſind entgegengeſetzt: „alle die der Wahrheit nicht glauben, ſondern haben Luſt an der Ungerechtigkeit.“ 2 Theſſ. 2, 12.

fehlen, daß ihre Werke einen sehr schwankenden, inconsequenten Charakter erhalten müssen. Statt Allen zu Danke zu seyn, sind ihre Gesangbücher zuletzt Niemandem zu Danke, denn Consequenz verlangt ein jeder. Weil sie allzutolerant — oder zu unkirchlich gesinnt — sich in Alle schicken, alle Auffassungsweisen auffassen, alle Parteien unter ihren Schatten einladen wollen, wie der Dornstrauch Jothams,* so liefern sie Gesangbücher, deren Charakter Charakterlosigkeit ist. Nie werden solche Bücher Vertrauen genießen, nie den Ehrennamen „Tröster" verdienen, wie die meisten alten Gesangbücher, welche in Einem Sinne, im Glauben unsrer Kirche gesammelt, einen Schatz originaler, biblischer Kernlieder enthalten, unentstellter, unverdorbener, wie sie aus den Herzen frommer, gläubiger Dichter flossen, die einmüthig Einem Herrn in Einem Geiste dienten. —

Ohne mich nun durch jene Mißurtheile irre machen zu lassen, will ich versuchen, die Frage zu beantworten: wie ein Gesangbuch beschaffen seyn müsse, wenn es ein aufrichtiges, christliches Bedürfniß befriedigen und mit Ehren wieder den Platz neben der Bibel einnehmen soll.

Bei Herausgabe eines solchen fragt sich's:

1) nach Anordnung desselben,
2) welcher Art Lieder aufzunehmen sind,
3) ob die aufzunehmenden verändert werden sollen oder nicht.

1. Anordnung des Gesangbuches.

Diese ist nicht leicht, weil so Verschiedenartiges zu berücksichtigen und kaum mit Einem Eintheilungsgrunde auszureichen ist. Sollen wir die Ordnung der Bibel in's Auge fassen — von Gott und der Schöpfung bis zu den letzten Dingen, welche Ordnung mit der des Glaubens fast übereinkommt — oder sollen wir einer Dogmatik oder dem Katechismus folgen — oder die Festfolge im Kirchenjahre, dazu Sonn- und Festtage nebst Tageszeiten zu Grunde legen — oder das Leben mit seinen mannichfaltigen Verhältnissen und Vorfällen?

* Richter 9, 7—15.

Kein mir bekanntes altes Kirchengesangbuch ist ganz logisch, nach Einem Eintheilungsgrunde geordnet — ob daran eben viel gelegen? ... Die meisten stimmen darin überein, daß sie Lieder für die Feste in der Ordnung des Kirchenjahres geben, indem sie mit dem Advent beginnen, mit dem Michaelisfeste aufhören. Außerdem finden sich bei allen: Morgen-, Tisch-, Abendlieder — Berufslieder — Sterbelieder und Lieder von den letzten Dingen. — Wenn sie übrigens auch verschiedene Rubriken haben, so stimmen sie doch in der dogmatisch-ethischen Grundansicht — der auf Bibel und symbolischen Büchern gegründeten — ganz überein.

Das von mir (1831) herausgegebene Gesangbuch befaßt 37 Abtheilungen. An der Spitze steht die von der heiligen Dreieinigkeit, welche vor und außer aller Zeit. Hierauf die 3 Personen. Zuerst Gott der Vater und Schöpfer. (Abth. II.) Nach dem Sündenfall des nach Gottes Ebenbilde geschaffenen Menschen, wird Gott der Sohn und Erlöser verheißen. (Abth. III.) Moses geht dessen Menschwerdung voran. (Abth. IV.), auf welche sich die Lieder vom Advent (V.) bis zur Himmelfahrt (XV.) in der Zeitfolge des Lebens unsres Erlösers auf Erden, wie der jährlichen kirchlichen Feste beziehen. „Jesus-Lieder" (XVI.) schließen sich an, die nicht einen einzelnen Lebensmoment Christi, sondern ihn ganz betreffen. — Hierauf folgen Lieder auf Gott den heiligen Geist, Pfingstlieder. (XVII.) Dem Pfingstfeste, da die Kirche durch Ausgießung des heiligen Geistes begann, schließt sich die Rubrik (XIX.) „Wort Gottes und Kirche" an, welche die Zeitperiode des allmählig wachsenden Reiches Gottes, von Christi Himmelfahrt und dem ersten Pfingsttage, bis zur zweiten Zukunft des Herrn befaßt. Die Lieder der folgenden 16 Abtheilungen (XXI. bis XXXVI.) beziehen sich auf das Leben des einzelnen Christen dieser Zeitperiode, von dessen Geburt und Taufe (XXI.) bis zum Tode. Sie begreifen die Sacramente, Buße, Glauben, Stand der Wiedergeburt, Rechtfertigung, Heiligung, christliches Leben, Gebet, Lob- und Danklieder,

Kreuz- und Troſtlieder, Gottesdienſt, Morgen-, Tiſch-, Abendlieder, Lieder vermiſchten Inhalts, zuletzt Lieder vom Tode. — An die erſte Abtheilung ſchließt ſich endlich die ſieben und dreißigſte an, die vom jüngſten Gericht und ewigen Leben, da der letzte Feind aufgehoben wird, der Tod, die Zeit aufhört und Gott ſeyn wird Alles in Allem. —

2. Wahl der Lieder.

Es iſt eine gewaltige Anzahl da. Der Prediger Wirth in Nürnberg gab zu Anfang des vorigen Säculi eine Sammlung von 500 Liedern, die ſich mit A anfangen, heraus. Man gibt 50,000 an, und wenn ich nicht irre, meldet Rambach (deſſen Werk ich nicht zur Hand habe), die Zahl der geiſtlichen Lieder, welche ein Liebhaber in Halberſtadt geſammelt, ſey 70,000 geweſen.

Wären ihrer aber auch nur 10,000 etwa, wie Viele hätten wohl Muße dieſe genau durchzuleſen? Und damit iſt ja nicht die Kraft eines ſolchen Liedes geprüft: andächtig durchſingen müßte man alle. Aber auch das iſt nicht genug. Die wahrhafte Probe iſt die von Claudius angedeutete: man muß die Lieder ſein Leben hindurch in den mannichfaltigſten Stimmungen, im Glück und Unglück, als treue tröſtliche Freunde erprobt haben.

Dieſe Forderungen an einen Liederſammler ſcheinen nun übermenſchlich zu ſeyn. Und doch. Was der einzelne Sammler nicht erproben und erleben kann, haben Andere ſchon für ihn erprobt und erlebt. Aus der großen Menge der geiſtlichen Lieder tritt eine Zahl heraus, welche ſich ſeit langen Jahren an vielen Chriſten bewährt haben. Von mehreren ſolchen Kernliedern weiß man, daß fromme, berühmte Männer ſie geliebt, geſungen, auf dem Todbette gebetet, ja daß durch dieſelben Menſchen bekehrt worden ſind.* — Die Kernlieder finden ſich nun, wie ich ſchon

* Porſt berichtet in der Vorrede zu ſeinem Geſangbuche, daß der dritte Vers des Liedes: „Gott des Himmels und der Erden ꝛc.“ einen Juden bekehrt habe. Nach den neuen Lesarten dieſes Liedes

erwähnte, in den meiſten alten Geſangbüchern; wie z. B. die Lieder: Ein feſte Burg -- O Haupt voll Blut — Befiehl du deine Wege — O Lamm Gottes unſchuldig — In allen meinen Thaten u. ſ. w.

Dieſer hiſtoriſchen Auctorität muß nun der Sammler folgen, ſie muß ſeinem individuellen Geſchmack und ſeiner chriſtlichen Erfahrung zu Hülfe kommen, und vor Allem ihn gegen eine Pſeudo-Auctorität ſtählen, gegen alles ſeichte Urtheil, welches er vielfach von Menſchen hören wird, die von falſcher Bildung aufgeblaſen ſind, denen aber feſter Glaube und dadurch der feſte Charakter fehlt, welcher von einem unerſchütterlichen Standpunkte die Dinge richtig ſieht und würdigt. —

Die Lieder ſind nun von höchſt verſchiedener Art; ſie tragen das Gepräge verſchiedener Jahrhunderte, verſchiedener Gemeinden, verſchiedener Dichter.

Die früheſten Lieder, beſonders die aus alten Lateiniſchen Hymnen überſetzten, tragen vorzugsweiſe das Gepräge des Kirchlichen, während in den ſpäteren mehr der einzelne Chriſt hervortritt. Es iſt, als wenn mit der Reformation ein mehr perſönliches Verhältniß des Proteſtanten zum Erlöſer, als zu ſeiner einzigen Gnadenquelle, eingetreten wäre, da der Glaube an die Gnadenſchätze der Kirche zurücktrat. Der Proteſtant erkannte: ein Bruder könne Niemand erlöſen, noch Gott verſöhnen, und von zween auf dem Felde werde Jeder für ſich einſt gerichtet.

Um ſich zu überzeugen, wie verſchieden die Lieder nach den Gemeinen ſeyen, braucht man nur die aus der Katholiſchen Kirche herſtammenden Lieder mit Herrnhut'ſchen zu vergleichen. —

---

bekehrt er gewiß keinen. — Von dem Liede des Paul Eberus: „Herr Jeſu Chriſt wahr'r Menſch und Gott," erzählt Schamelius: „Fürſt Joachim von Anhalt lernte es auswendig und betete es täglich, auch iſt unter dieſem vorgeſprochenen Liede Hugo Grotius zu Roſtock Anno 1645 den 18. Auguſt geſtorben. M. Jungnickel tröſtete ſich damit ſonderlich wider die Sünde im Tode u. ſ. w." Dergleichen geſchichtliche Thatſachen gibt es, wie geſagt, von vielen alten Kernliedern: das Angeführte als Beiſpiel.

Endlich wie verſchieden ſind die Lieder nach den Verfaſſern! Man vergleiche die Lieder Luthers, Nicolai's, Paul Gerhard's, Schmolke's, Richter's, Terſteegen's, Gellert's! — Soll ſich nun der Liederſammler an eine beſtimmte Art Lieder halten, damit in ſeinem Geſangbuche Ein Ton, Eine Stimmung herrſche?

Ich meine nein; aber Ein Glaube herrſche in den Liedern,* ſonſt ſeyen ſie aus welcher Zeit und von welcher Art ſie wollen. Der Glaube iſt weſentlich, von Zeit und Form unabhängig, keiner Mode unterworfen. — Ausgeſchloſſen aus einem Proteſtantiſchen Geſangbuche bleiben Lieder, welche Widerſprüche gegen die Confeſſion enthalten; ferner die neueren Lieder der Dichter, welche Chriſtum nur mit der Phantaſie ergreifen, doch nicht von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüth als Herr und Gott liebten. Solche Lieder ſind nicht treue, tröſtliche Freunde in jeder Stimmung, im Glück und Unglück — ſie ſind berauſchte Freunde der Berauſchten, nicht der Nüchternen.

Doch wäre es ungerecht, dieſe Lieder mit denen in eine Claſſe zu werfen, welche in unſerer Zeit von allezeit fertigen, in jede Rolle, auch in die eines Chriſten ſich hineinfühlenden und denkenden — nur nicht gründlich ſich hineinlebenden — Manieriſten gemacht wurden. Solche Lieder haben den Schein des Chriſtlichen, aber ſeine Kraft verläugnen ſie und werden diejenigen nicht täuſchen, welche ſich auf's Prüfen der Geiſter nur einigermaßen verſtehen.

---

* Im ſeltſamſten Contraſt ſtehen die, wunderbarer Weiſe, ohne Wunden und Verſtümmelung davon gekommenen Lieder Luthers im Bayeriſchen Geſangbuche, zu den übrigen meiſt elendiglich verſtümmelten oder krüppelhaft geborenen Liedern. Bei einiger Selbſtkenntniß müßten die Verfaſſer der letzteren von Luther ſagen, was Caſſius vom Cäſar:

> Ja er beſchreitet, Freund, die enge Welt
> Wie ein Coloſſus, und wir kleinen Leute
> Wir wandeln unter ſeinen Rieſenbeinen
> Und ſehn'n umher nach einem ſchnöden Grab

Viel falſche Meiſter jetzt Lieder dichten
Siehe dich für und lern ſie recht richten,
Wo Gott hingebauet ſein' Kirch und ſein Wort,
Da will der Teufel ſeyn mit Trug und Mord.

(Luther.)

Nachdem ich nun von Anordnung und Auswahl der Lieder geſprochen, komme ich auf den dritten zu betrachtenden Punkt:

ob nämlich die aufzunehmenden Lieder verändert werden ſollen?

Hierüber hat Niemand, meines Wiſſens, trefflicher geurtheilt, als Wilhelmi in der Vorrede zu ſeiner Liederkrone. Es ſey mir erlaubt, die ganze hieher gehörige Stelle mitzutheilen. Er ſagt: er habe Lieder aufgenommen, welche in gleichem Maaße das Dichteriſche und Chriſtliche vereinten. „Zugleich aber auch, fährt er fort, mußten, nach unſerer Ueberzeugung, zu unſerem doppelten Zwecke die ausgewählten Lieder möglichſt unverändert und in ihrer wahren und unverwiſchten Geſtalt gegeben werden.

Denn freilich auch dieſe älteren Lieder tragen, wie alle früheren Werke der Kunſt und Dichtung unſeres Volkes, ihren beſonderen Charakter; und wem iſt nicht ſchon geſchehen, wenn er in einen jener ächten Dome der Vergangenheit eintrat, daß er erſt durch irgend einzelne Theile des Werkes ſich fremd angeſprochen und verſucht fühlte, tadelnd hie und da Einiges verändern oder entfernen zu wollen! Aber je tiefer wir in ſolch' einen wundervollen Bau eindringen und je mehr wir uns ergriffen fühlen von der ganzen Macht des Geiſtes, der durch denſelben waltet, um ſo mehr lernen wir auch verſtehen, wie ebenſowohl auch das Kleinſte in der Ausführung, als die erſtaunliche Idee des Ganzen aus dem Einen Geiſte hervorgegangen, der nur aus einem unentſtellten Werke ſich in ſeinem vollen Leben und ſeiner Eigenthümlichkeit verkündet. Wir geſtatten daher keinem mehr, etwas zu verändern; es iſt ein in ſich

abgeſchloſſenes Werk, das nur durch jede Beigabe oder Veränderung verlieren müßte.

Indeſſen was man an keinem Werke der Architektur, der Malerei oder der Dichtung der Vergangenheit ſich erlauben würde, hat man ſich vielfältig und ohne großes Bedenken an vielen Kirchenliedern erlaubt, die doch wahrlich eben ſo groß und kühn, kunſtreich und wundervoll, wie jene alten Dome, zu dem Gott aufſteigen, zu dem ſie in Geiſt und Kraft die Herzen erheben. Es iſt gelungen damit Einiges, was den Forderungen des Geſchmackes unſerer Zeit nicht entſpricht, zu entfernen; aber dieſe Lieder haben auch in ſolcher Umgeſtaltung ihren rechten Schwung und ihre herrlichſte Kraft verloren; in der Miſchung von Altem und Neuem gehören ſie nun keiner Zeit mehr an, und ſie kommen uns in ſolcher Moderniſirung wie alte Gotteshäuſer vor, aus denen man, als geſchmackloſe Zierrathen, alles Bild und Schnitzwerk weggeräumt und deren alterthümliche Wände man mit einem friſchen, weißen Anſtriche bekleidet hat, ſo daß ſie nur noch in den zu dem Himmel anſtrebenden Thürmen und dem Großartigen ihrer ganzen Form ihre urſprüngliche Geſtalt errathen laſſen. Wir hegen vielmehr die Ueberzeugung, daß an dem alten Kirchenliede, wie die Hoheit des Gedankens, die Macht des Glaubens und der Hauch des tieferen chriſtlichen Lebens, ſo Wort und Bild, der Reichthum der Poeſie, die wechſelnde männliche Kraft und ſelbſt Derbheit, und dann kindliche Naivetät und höchſte Einfalt der Rede weſentlich ſind: Alles die inneren und äußeren Züge einer Perſönlichkeit, an der man nichts ändern kann, ohne damit deren eigenthümlichen Charakter zu zerſtören. Sie ſind wie ein Strom, der nur recht bewältigend an dein Herz ſchlägt, wo er in ſeinem ungehemmten Wogenſpiele zu dir herandringt; und wir möchten, wie die alten und neuen Kirchen, ſo die alten und neuen Kirchenlieder, einander gegenüberſtellen. Wer von dem Geiſte jener ergriffen iſt, wird ſich entſchieden gegen die Vermiſchung des Alten und Neuen erklären, und wer keinen Sinn für dieſelben hat, der wird durch alles Glätten und Abrunden nicht dafür gewonnen werden.

und es wäre ihm zu rathen, ſich ſeine Erweckung lieber in anderen Erbauungsmitteln zu ſuchen."

Gegen dieſe Anſicht, daß man die alten Lieder ganz ſo aufnehmen ſolle, wie ſie der Dichter gedichtet, erheben ſich jedoch viele Stimmen, nicht bloß jener oben ſignaliſirten Falſchmünzer, ſondern auch Wohlgeſinnter. Man müſſe, ſagen dieſe, nicht abergläubiſch am Buchſtaben der Lieder kleben, nicht gar thun, als ſeyen ſie inſpirirt. Der Ausdruck ſey Nebenſache, er müſſe nach dem Geſchmack und Sprachgebrauch unſerer Zeit modificirt werden.

Die Inſpiration der Propheten und Apoſtel war, wie die Wundergabe, Wirkung des heiligen Geiſtes, höherer Art.* Aber das ächte geiſtliche Lied iſt doch auch eine Gabe des heiligen Geiſtes, und daher liegt ein noli me tangere in ihm. — Auf allen Fall wird man zugeben, daß Luther, Paul Gerhard ꝛc. begeiſterter waren, da ſie ein Lied dichteten, als alle Correctoren zuſammengenommen, welche daſſelbe Lied kühl critiſch umgeſtalteten.

---

* Wie ſich unter den Creaturen Gottes des Schöpfers unzählige Species höherer und niederer Art finden, ſo auch unter den Gaben Gottes, des heiligen Geiſtes. Daß die Inſpiration der Propheten und Apoſtel höherer Art war, eine Inſpiration von unbefleckter Empfängniß, bezeugt die mit dem übermenſchlichen, übernatürlichen Schauen verbundene übernatürliche Wundergabe, bezeugen Entzückungen (z. B. 2 Cor. 12, 2.) und ſolche Geſichte und Engelerſcheinungen, welche den Entzückungen inſofern entgegengeſetzt ſind, als ſie den natürlichen Menſchen in banges Zagen und Todesangſt verſetzen (Jeſ. 6, 5. Jer. 1, 6. und 20, 7. Heſek. 1, 2. 8. 2, 12. Dan. 8 und 10. Offenb. 1, 17 ꝛc.), in ein Entſetzen, wie wenn ein Blitz von oben die finſteren Tiefen des Menſchen wider ſeinen Willen erleuchtet. Das iſt ein unerträgliches perſonificirtes Gewiſſen, ein Beweis, daß auch die Heiligſten Sünder ſind. Aber, wie das Gewiſſen, gibt dies Entſetzen ein zugleich furchtbares und geſegnetes Zeugniß der nie verlorenen, ewigen Souveränetät Gottes über Sünde und Teufel, und iſt ein Vorbote des jüngſten Gerichts, da heulen werden alle Geſchlechter der Erde.

Dem Geschmack unserer Zeit zu Liebe sollen die Veränderungen gemacht werden. Den Geschmäcken, sage man lieber, und wo ist denn „dieser Geschmäcke Geschmack?“ Man verändere nur ein Lied, und sammle dann Stimmen über die Veränderung, wie Wenige werden ihr beipflichten! Wilhelmi, der in jeder Hinsicht, besonders aber durch seine Pietät gegen die alten Lieder, berufen wäre, ihre etwaigen ästhetischen Mängel zu verbessern, hat im ersten Verse des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ doch eine Veränderung gemacht, welche keinem, den ich über dieselbe gesprochen, zusagte, alle fanden sie durchaus modern, nicht im Geiste des alten Liedes. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? — ich meine, wenn unpoetische, gefühllose Correctoren Hand anlegen.

War ein Ausdruck etwa unverständlich, so pflegte man in alten Gesangbüchern denselben kurz zu erklären. Das that man auch mit Lateinischen Worten. — Es gibt aber eine doppelte Art von Unverständlichkeit, eine aus Schuld des Schreibers, eine zweite aus Schuld des Lesers, wenn dieser den Forderungen nicht entspricht, welche der Schreiber von Rechtswegen an ihn macht. Dergleichen Unverständlichkeit findet sich nun in den alten Liedern häufig für Leser, welche die Bibel nicht kennen. Hamann sagt: „Die heilige Schrift sollte unser Wörterbuch, unsere Sprachkunst seyn, worauf alle Begriffe und Reden der Christen sich gründeten, und aus welchen sie bestünden und zusammengesetzt würden.“ Den alten Liederdichtern war die heilige Schrift (in Hamann's Sinne) Wörterbuch und Sprachkunst. Die aber, welche jetzt diese alten Lieder bekritteln, dürften oft mehr den Geschmack des Cardinal Bembo haben, welcher unverholen erklärte: er „möge die Bibel nicht lesen, um nicht seinen Styl zu verderben. — Wie neologische Correctoren in dem Geiste verfuhren, Bibelsprache und Beziehungen auf die Bibel in den alten Liedern beseitigten, und so die Bäume von der Wurzel abschnitten, habe ich oben gezeigt. — Wird man wieder fleißiger von Kindheit auf die Bibel lesen, so wird eine neue Generation bibelfester Christen die alten biblischen Lieder wohl

verſtehen* und ſo wenig anſtößig finden, daß ihr dieſe Lieder vielmehr durch die ihnen inwohnende Kraft Gottes allein erbaulich ſeyn, dagegen die neuen unbibliſchen unendlich matt, kraft- und troſtlos vorkommen werden — wie ſie es in der That ſind. — Was insbeſondere den Sprachgebrauch betrifft, dem man ſich fügen müſſe, ſo klingt das faſt, als lebten wir unter der Herrſchaft des Dictionnaire de l'Académie. Zuerſt bemerke ich, daß Lieder von Luther, Herrmann, Nicolai ꝛc. dem (Franzöſiſch-Deutſchen) Sprachgebrauch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ja weit mehr entgegen waren, als dem gegenwärtigen. Und dennoch hatte Deutſchland in jener Zeit die alten Kirchenlieder unangetaſtet gelaſſen, Niemand nahm Aergerniß an denſelben. Auch der Beſſere muß ſich prüfen, ob es wirklich der Sprachgebrauch ſey, für welchen er jetzt ſtreitet — ob er nicht Mücken ſeiget und Kameele verſchluckt — ex usu et longa consuetudine. Dann lehrt ein Blick auf die Geſchichte des Deutſchen Sprachgebrauchs im letzten Jahrhundert, wie derſelbe keineswegs tyranniſire, ſondern ſich viel gefallen laſſe. Welch' Aufſehen erregten nicht Klopſtock's Herameter, als ſie erſchienen, wie ſchrie man über ſeine metriſchen Oden. Jetzt machen Schüler Herameter, Hochzeits- und Leichen-Carmina ſind in Herametern. Eben ſolch' Aufſehen machte es zu Anfang dieſes Jahrhunderts, als Tieck, Fr. Schlegel u. A. altdeutſche Sprachformen wieder aufnahmen, jetzt iſt man daran gewöhnt. Im vorliegenden Falle iſt ja aber gar nicht von einer ſprachlichen Neuerung die Rede, auch will man wahrhaftig nicht, daß jetzige Dichter etwa Luther's Sprache nachahmen ſollen — verhüte Gott ſolche Manier! Man will einzig die wahren urſprünglichen Lesarten der alten Kirchenlieder grade ſo feſthalten, wie dieß bei allen alten Claſſikern geſchieht.** Darf man denn

* Z. B. wird für die, welche 1 Cor. 15. geleſen, der in vielen neueren Geſangbüchern veränderte Vers: „Hier geh' ich natürlich ein, nachmals werd' ich geiſtlich ſeyn," nicht unverſtändlich ſeyn.

** Welchem Philologen fiele es wohl ein, wenn er der richtigen Lesart ganz gewiß wäre, dennoch eine Conjectur zu machen?

ein altes Kirchenlied mit weniger Pietät behandeln, als einen alten Claſſiker? —

Da tritt aber folgender Einwurf hervor. „Wer," ſo ſagt man, „nur überhaupt geiſtliche Lieder ſammelt, kann es halten wie er will; wem die Sammlung nicht zuſagt, der kaufe ſie nicht. Ein Anderes iſt's aber, wenn man für eine beſtimmte Gemeinde oder Schule ſammelt; da muß man auf dieſe beſtimmte Gemeinde oder Schule Rückſicht nehmen, und durchaus Alles vermeiden, was Anſtoß, Aergerniß und Gelegenheit zum Spott geben kann."

Ich meine aber, dem Reinen iſt Alles rein, der Unreine wird Gelegenheit zum Spott finden, man ändere an der Form wie man wolle. Ihm iſt das Weſen ein Spott, die chriſtliche Lehre, er will ein Geſangbuch, nach dem ihm die Ohren jucken, je weltlicher um ſo beſſer. Man gebe ihm Lieder, die faſt ganz aus Bibelworten beſtehen, er wird darüber ſpotten, wie er über die Bibel — dieſe Hauptzielſcheibe gottloſer Witzlinge — ſpottet. — Wem es ein chriſtlicher Ernſt iſt, der wird an den alten Liedern keinen äſthetiſchen Anſtoß nehmen. Das Weſen, der Geiſt des Liedes ergreift ihn, ſeine Andacht krittelt nicht, ſondern erbaut ſich an dem, was wahrhaft erbaulich iſt. Beraube auch Niemand fromme Chriſten des Segens alter Lieder, wenn er durch Auswahl und Verändern die Spötter gewinnen will. „Rückſichten ſind's die unſeren Blick berücken."*

---

* Auch verdient hier bemerkt zu werden, daß alte Geſangbücher, wie das alte Breslauer (von Burg), das alte Berliner (von Porſt) bis auf die neueſten Zeiten hinab immer wieder unverändert neu aufgelegt worden ſind, ja daß das Porſt'ſche ſelbſt in mehreren Luther'ſchen Kirchen Berlin's bis auf den heutigen Tag ununterbrochen im Gebrauch blieb, und von vielen Chriſten daſelbſt in hohen Ehren gehalten und täglich gebraucht wird. Eben ſo bedienen ſich die Proteſtanten in Franken, denen es Ernſt um das Chriſtenthum iſt, des alten baireuther oder des alten ansbacher Geſangbuchs nach wie vor zu ihrer Erbauung; Sammlungen alter geiſtlicher Lieder wurden viel gekauft. Alles dieß bezeugt den im Volke noch fortlebenden religiöſen Sinn und unverdorbenen Geſchmack. Wenn das

Wohl den Menſchen, ſagt der 84ſte Pſalm, die dich für ihre Stärke halten, und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammerthal gehen und machen daſelbſt Brunnen. — Aus den Geſchichten der Patriarchen wiſſen wir, welch ein Schatz für Hirten ſolch ein Brunnen im Jammerthale, in der Wüſte war. Abraham's Knechte gruben Brunnen, welche Philiſter aus Neid gegen Iſaak verſtopften und mit Erde füllten. — So haben unſere frommen Vorfahren Brunnen des Waſſers gegraben, das in das ewige Leben quillet, und erquickten und ſtärkten chriſtliche Seelen mit dieſem lebendigen Waſſer. Da kamen auch Philiſter — meiſt Miethlinge, welche das Volk tränken ſollten, — und verſchütteten die Brunnen. Laßt ſie uns wieder aufgraben, daß ſich die Durſtigen wieder erquicken mögen.

---

bayerſche Geſangbuch Luther's Lieder — doch nicht als eine antiquariſche Curioſität? — aufnehmen konnte, warum nicht andere in gleichem Sinne und gleicher Sprache abgefaßte? Beſonders verdient hier aber ein württemberg'ſches Geſangbuch Erwähnung, das 1786 in Stuttgart von der Herzoglichen Synode herausgegeben ward, welches die alten Kernlieder im Weſentlichen ganz unverändert enthält. Die Vorrede zu dieſem Geſangbuche fängt ſo an: „Gleichwie der Gebrauch eines Liedes in der Gemeinde Gottes ſowohl in Anſehung der Kirchen ein Bekenntniß von den Glaubenslehren und Lebenspflichten, als auch auf Seiten eines jeden Gläubigen ein öffentliches Zeugniß ſeiner Miteinſtimmung in ſolches allgemeine Bekenntniß mit ſich führet, alſo will ſonderlich zu gegenwärtigen Zeiten hoch vonnöthen ſeyn, über der Einführung und Beibehaltung reiner und kräftiger Lieder in den Gemeinden ernſtlicher als jemalen zu wachen.“ Alſo 1786 erſchien dies Geſangbuch, in der un- und antichriſtlichen Zeit, da die Aufklärung der Berliner zu der Höhe geſteigert war, daß einer ihrer Propheten in demſelben Jahre 1786 weiſſagte: nach zwanzig Jahren werde von Chriſto nicht mehr die Rede ſeyn. Ja nach zwanzig Jahren, d. i. 1806! in dem Jahre der Buße und Bekehrung. — Dieſe Fälle führe ich noch an für diejenigen, welche ſich die Rückkehr zum Guten und Rechten allzu ſchwer vorſtellen. —

Choralbücher.

Luther sagt: die Noten machen den Text lebendig, deßhalb müssen sich die, welche durch Kirchenlieder die christliche Erbauung fördern wollen, die Choralbücher ebensowohl als die Gesangbücher in's Auge fassen.

Mir ist kein Choralbuch bekannt, welches einer christlichen Familie für den häuslichen Gebrauch unbedingt zu empfehlen wäre. Das ganz vorzügliche von Sebastian Bach ist wegen seines übergroßen harmonischen Reichthums und figurirten Satzes nicht dazu geeignet. Viele Choralbücher leiden dagegen an harmonischer Dürftigkeit. Bei mehreren spürt man, daß sie nur dem Verstande eines Generalbassisten, nicht dem gebildeten Gefühle eines Chordirektors ihr Daseyn verdanken. Die Vorspiele in einigen Choralbüchern sind nichts weniger als geeignet, die Zuhörer für den darauf folgenden Gesang zu stimmen; die Zwischenspiele, welche die Gemeinde vom Schlußaccord zum darauf folgenden Anfangsaccord hinüber führen sollen, springen zwischen den beiden Accorden herum, wie ein Pulcinell zwischen zwei Aposteln. *

Es herrscht eine große Verschiedenheit unter den Choralbüchern, nicht bloß in den Harmonien, sondern auch in den Melodien (dem Discant). Gesellt sich nun diese Verschiedenheit zu den unzähligen Lesarten der Lieder, so wird die babylonische

---

* Es wäre überhaupt sehr wünschenswerth, daß ein tüchtiger Musiker von evangelischem Sinn die Frage gründlich beleuchtete: Ob nicht die Zwischenspiele ganz abzuschaffen seyn möchten? Sie haben etwas so Geschmackloses und die ganze Haltung des Chorals Störendes, daß wenigstens ihr Ueberhandnehmen der Liebe zur Beweglichkeit und Zerstreuung, dem Gegentheil der stillen Andacht und Sammlung, zuzuschreiben seyn möchte. Wer mit heiligem Ernst und musikalischem Sinn einem Choral folgt, wird sich immer freuen, wenn die Zwischenspiele sich auf höchstens ein Paar Uebergangsaccorde beschränken. Ist die Gemeinde an ihre Weglassung gewöhnt, so entbehrt man sie sehr leicht.

Verwirrung gränzenlos. Jene zwei Handwerksburschen aus zwei verschiedenen deutschen Städten, die auf der Wanderschaft zusammen ein Morgenlied singen wollten, wichen nicht nur in Worten, sondern in Noten, so von einander ab, daß sie Gott nicht wie aus einem Munde loben konnten.

Und grade das wäre so wünschenswerth, daß die evangelische Kirche in Deutschland Ein Gesangbuch und Ein Choralbuch hätte, und wie aus Einem Munde in Einem Geiste sänge.

Es haben Viele das herrschende Bedürfniß hinsichtlich der Choralbücher erkannt, besonders sind die Bestrebungen der Herren Kocher und Silcher in Würtemberg sehr ehrenwerth. — Gibt man ein Gesangbuch der Art heraus, wie ich es oben charakterisirte, so müßte man demselben ein Choralbuch beigesellen, doch so, daß das Gesangbuch auch ohne das Choralbuch und umgekehrt, zu kaufen wäre.

Man hat, besonders in neuester Zeit, es gerügt, daß die Melodien vielfach den Liedern nicht entsprächen: man singe frohe Lieder nach traurigen Melodien, traurige Lieder nach frohen ꝛc. Wahr ist es, daß wir Protestanten eine große Zahl der verschiedensten Lieder nach derselben Melodie singen, während die katholische Kirche umgekehrt eine Menge Compositionen desselben Textes (z. B. des Magnificat, Miserere etc.) aufzuweisen hat. In Sebastian Bach's Choralbuche findet man eine Hülfe. Er hat denselben Choral mit so verschiedenen Harmonien gesetzt, daß man ihn kaum für denselben halten möchte. Man vergleiche z. B. den Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden" in D dur * mit dem aus A moll; nach dem ersteren kann man „Befiehl du deine Wege" singen, nach dem letzteren „O Haupt ꝛc.;" dieselbe Melodie paßt bei ganz ungleichartiger Harmonie zu zwei so verschiedenen Liedern. Freilich ist mit der Herausgabe auch des besten Choralbuchs immer nicht viel gewonnen, so lange nicht ernstlich auf Verbesserung des Kirchengesangs und Orgelspiels gedacht wird. Es herrscht in dieser Hinsicht bei Vielen, selbst bei

---

* Bach's Choräle S. 55. Nr. 98. und S. 199.

chriſtlich geſinnten Predigern, eine mir unbegreifliche Gleichgültigkeit. Thomas a Jeſu, ein ſpaniſcher Carmelit, dachte anders. Er ſagte, die deutſchen Lieder, welche man in Kirchen, Schulen, Häuſern ꝛc. ſingen höre, förderten Luther's Werk auf bewunderswürdige Weiſe; und der Jeſuit Conzen ſchreibt: Hymni lutherici animas plures quam scripta et declamationes occiderunt (!), weßhalb er vorſchlägt, das Uebel durch katholiſche deutſche Lieder zu heilen. * Wäre der proteſtantiſche Kirchengeſang zu Luther's Zeit nicht beſſer beſtellt geweſen, als der jetzige, ſo würde die Hierarchie wahrlich nicht durch denſelben gefährdet worden ſeyn, man hätte die Menſchen eher aus den Kirchen hinaus- als hereingeſungen. Aber auch hier zeigen ſich beſſere Ausſichten, beſonders da ſich ſo Viele des Geſangunterrichts auf Schulen herzlich annehmen. Von dieſem Unterrichte hängt es ab, ob früher oder ſpäter die Choräle in den Kirchen vierſtimmig geſungen werden können.

Möchte man beſonders auf Schullehrer-Seminarien mit ſchlichtem Sinne das in's Auge faſſen, was zunächſt Noth thut. Die Seminare ſollen tüchtige Geſanglehrer bilden, ſolche, welche ſelbſt richtig und mit Sinn ſingen, und ein Ohr dafür haben, ob die Kinder ſo ſingen und ſie gut unterrichten. Sie ſollen Organiſten bilden, welche zunächſt Choräle nach einem guten Choralbuche fertig auf der Orgel vortragen. — Statt darauf hinzuarbeiten, dieſen Anforderungen zu genügen, welche jede verſtändige Gemeinde an ihren Schullehrer macht, ſucht man nur zu häufig den Seminariſten Dinge beizubringen, nach welchen keine verſtändige Gemeinde fragt, mit Hintanſetzung des Noth-

---

* Ich habe ein Deutſches Katholiſches Geſangbuch vor mir, mit Liedern, welche freilich keine Heilkraft haben möchten. Eins fängt an: „Alle gute Dinge ſeynd drei, Jeſus, Maria, Joſeph.“ Ein zweites lautet: „O Joſeph mein, o Vatter mein, wir arme Sünder insgemein, ſetzen all' unſer Zuverſicht, nach unſer liebe Frauen in dich. O Joſeph mein, o Vatter mein.“ — Peccatur intra et extra, wir bitten den frommen Katholiken, gegen den Proteſtanten wegen der oben angeführten heilloſen Lieder keinen Stein aufzuheben.

wendigen. Vor allem treibt man mit ihnen Generalbaß, der oft nur darauf hinauskömmt, bezifferte Bäße leſen zu lernen, was ihnen an ſich etwa ſo viel nützt, als Kindern Deutſch, was mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, zu leſen. Dann ſollen junge Leute, welche vielleicht noch keinen Accord mit Sicherheit anſchlagen, ſelbſt Harmonien und zudem Vor- und Zwiſchenſpiele erfinden!! —

* * *

Wir haben hinſichtlich der geiſtlichen Muſik, ja aller Kunſt, zwei Extreme zu vermeiden. Die Einen verachten alle Kunſt; ihnen iſt's gleich, ob der Gottesdienſt im Kölner Dome oder in einem Stalle iſt, ob die Gemeinde mit Engelſtimmen ſingt oder nichts als Miſttöne hervorbringt. Malerei und Bildhauerkunſt verwerfen ſie wohl ganz. — Dieſen ſagt Luther: „Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durch's Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeiſtliche fürgeben, ſondern ich wollte alle Künſte, ſonderlich die Muſika, gern ſehen im Dienſte des, der ſie gegeben und erſchaffen hat." Luther hat hier, wie ſo oft, mit ſchlichtem Sinne, den Nagel auf den Kopf getroffen. Jede Kunſt, wie jede Wiſſenſchaft iſt löblich, wenn ſie im Dienſte deſſen iſt, der ſie gegeben und geſchaffen hat; der Altar heiligt die Gabe. Die Eiferer gegen die Kunſt irren, weil ſie von einer wahrhaft unbibliſchen Anſicht ausgehend, alles Sinnliche verwerfen, als wenn Auge, Ohr und Mund dem, der ſie geſchaffen hat, gar nicht zu dienen vermöchten. — Leider findet dieſe Anſicht die größte Entſchuldigung in der Art, wie ſo Viele in unſerer Zeit Kunſt und Wiſſenſchaft treiben; nicht im Dienſte deſſen, der ſie gegeben und geſchaffen hat. Wenn man nun ſieht, daß Maler wollüſtige Gemälde malen, daß faſt alle Welt fleiſchliche leidenſchaftliche Opernmuſik liebt ꝛc., ſo iſt's kein Wunder, wenn der ſtrenge Chriſt mit ſeinem Meiſter verlangt: das Auge müſſe ausgeriſſen werden, die Hand abgehauen, welche uns ärgern und Bilderdienſt muß Bilderſtürmerei nach ſich ziehen. — In dem

Sinne ſind ſelbſt ſo Viele tadelnswerth, welche ächt geiſtliche Muſik ſingen und ſpielen. Videant Cantores ut, quod ore cantant, corde credant, et quod corde credunt, operibus comprobent, ermahnt ein Concilium. Was möchten die meiſten Sänger unſerer Singakademien ꝛc. hiezu ſagen? Wie ſteht's um ihren Glauben und um ihre Heiligung? — Ich fürchte, daß ihr Kunſttreiben ſo ſinnlich und oberflächlich iſt, daß ſie dieſe Fragen als pietiſtiſche, der Herrlichkeit ihrer Kunſt zu nahe tretende, von ſich weiſen. Gewiß iſt aber der dem leiblichen Ohre mißtönendſte Geſang einer alten frommen Frau Gott angenehmer, als der wohlklingendſte eines Volkes, das ihn mit den Lippen ehret, deſſen Herz aber fern von ihm iſt.

Doch abusus non tollit usum. Wenden wir uns zum Herrn, heiligen und opfern wir ihm alle ſeine Gaben, ſo iſt keine verwerflich. —

Zur Vervollſtändigung des gegenwärtigen Aufſatzes will ich folgende kurze Vorrede hinzufügen, welche der von mir im Jahre 1830 herausgegebenen Sammlung geiſtlicher Lieder vorgeſetzt iſt: —

Da ich im Begriff bin, dieſe Liederſammlung der Druckerei zu übergeben, ſo ergreift mich eine gemiſchte Empfindung. Sehe ich auf die geſammelten, mir ſo lieben Lieder, welche ihre Kraft zum Theil ſeit Jahrhunderten an ſo vielen Herzen bewährt haben, ſo bin ich getroſt in der Hoffnung, daß ſie dieſe Kraft auch künftig bewähren, daß der Segen des Herrn, durch welchen ſie entſtanden, auch fernerhin auf ihnen ruhen werde.

Sehe ich aber auf den gegenwärtigen Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche, ſo möchte mir der Muth entfallen. Die Spaltungen in derſelben wachſen täglich, ſie rühren nicht von Differenzen über einzelne Lehren der Kirche her, der Unglaube hat vielmehr die Axt an die Wurzel des Chriſtenthums gelegt. Es wäre nun ein widerſinniges und vergebliches Bemühen, wollte man durch eine Liederſammlung zugleich jene ungläubigen Prote-

ſtanten befriedigen, und ſolche, die mit lebendigem Glauben der kirchlichen Lehre treu blieben, und dadurch unter ſich einig ſind. —

Allein auch dieſen letztern hinſichtlich der Form der Lieder zu genügen, iſt nicht ſo leicht. Der Grund iſt dieſer. In dem erſten Jahrhundert der Reformation hatte Deutſchland nur eine kleine Zahl von geiſtlichen Liederdichtern, deren Lieder im Weſentlichen, in der Lehre, ganz übereinſtimmend, in der Sprache, ja in der ganzen Form, einander ſehr ähnlich waren. Man vergleiche nur Luther's Lieder mit denen von Speratus, Spengler, Paul Eber, um ſich hiervon zu überzeugen. Die folgenden Jahrhunderte führten andere Zuſtände der Kirche herbei; die Sprache verwandelte ſich allmählig. Es weichen daher die Lieder der ſpätern Dichter, z. B. des J. Heermann, Paul Gerhard u. A. in der Form ſehr von denen Luthers und ſeiner Zeitgenoſſen ab; wiederum ſind noch ſpätere Lieder, wie die von Ch. Fr. Richter, Freylinghauſen, Zinzendorf ꝛc. höchſt verſchieden von denen Heermanns und Gerhards.

So iſt uns eine reiche Erbſchaft geiſtlicher Lieder zugefallen, welche im Weſentlichen übereinſtimmen, da ſie „der Geiſt deſſelben Glaubens gedichtet," die aber in der Form, nach Verſchiedenheit der Zeiten und Dichter, höchſt verſchieden ſind. Wenn nun der Herausgeber eines Geſangbuches ſo verſchiedene Lieder aufnimmt, dann kann es nicht fehlen, daß dem einen Leſer dieſe, dem andern jene mehr zuſagen. Es geht hier wie an einer mit mancherlei Gerichten beſetzten Tafel: ein Gaſt liebt dieſes, der andere jenes Gericht. Der Herausgeber iſt der Wirth, er muß auf Gäſte von mannigfaltigem Geſchmack Rückſicht nehmen, ja ſich ſelbſt hüten, einſeitig ſeinen Geſchmack zu Rathe zu ziehen. Ich habe einige Lieder deßhalb aufgenommen, weil ich erfuhr, daß ſie eine tiefe Wirkung auf gläubige Chriſten gemacht, oder bei ganzen Gemeinden ſehr beliebt waren, wenn dieſelben auch nicht mich vorzugsweiſe ergriffen. Die Leſer bitte ich, ſich als Gäſte zu betrachten, das, was ihnen zuſagt, zu genießen, und doch kein Geſchmacksärgerniß an dem zu nehmen, was ihnen

nicht zusagt, sondern zu denken: es werde auch seine Liebhaber finden.

Ich muß diese Bitte um so dringender thun, als ich's leider erfahren, welche kalte kritische Stimmung in unserer Zeit herrscht, die alle Wärme der Andacht ertödtet. Wer recht hungrig ist, der stößt sich gewiß nicht, wenn man ihm sonst gute, gesunde Speise vorsetzt, an ein hineingeflogenes Kohlenstäubchen, sondern ißt. Wer einen rechten geistlichen Hunger hat, der wird eben so wenig, wenn man ihm ein geistlich nährendes, erbauliches Lied gibt, großen Anstoß an irgend einem Ausdruck nehmen, den bekritteln, statt andächtig zu genießen, und sich zu stärken. Und was wird zuletzt von so vielen bekrittelt? Ist's denn eine gründliche Sprachkenntniß oder ein ächt poetisches Gefühl, welche ein Aergerniß nehmen? Gewiß nicht; man stößt sich am ungewöhnlichen, selbst am biblischen Ausdruck, oft auch an der herben Wahrheit der alten Lieder, welche sich nicht im engen Kreise einer willkührlich conventionellen Dichtersprache bewegen, sondern jedes Ding beim rechten Namen nennen.

Doch es ist hier nicht der Ort, hierüber zu rechten, ich möchte nur christliche Leser bitten, sich ja nicht durch Unwesentliches von dem Wesentlichen, Erbaulichen abwendig machen zu lassen; wie möchten sie nur, wenn sie so gestimmt sind, ohne Störung der Andacht die Luther'sche Bibelübersetzung lesen? Ich möchte sie bitten, es doch mit den alten treuen Liedern zu versuchen und sich mit ihnen allmählig einzuleben. Vielleicht finden sie mit der Zeit, daß den frühern frommen Dichtern, vor überschwenglicher Fülle tiefer Gefühle und Gedanken, die Sprache nicht immer ausreichte, daher ihre mächtige, gewaltsame Kürze, während die Neueren oft in vielen fließenden Worten nichts sagen. Und an dieser Richtigkeit nehmen so wenige Anstoß! — Endlich gebe ich dem freundlichen Leser zu bedenken, daß fast jedes Lied die rechte Gelegenheit verlangt, um gehörig zu wirken. Wer nur Friedenszeiten erlebte, dem fällt es schwer, über ein Kriegslied richtig zu urtheilen oder von ihm ergriffen zu werden. Wie mit den äussern Gelegenheiten, ist's nun auch mit den

innern. Ein Lied kann mir zuerſt ſehr fremd, die Stimmung des Dichters mir faſt unbegreiflich ſeyn, bis ich im Verfolg meiner chriſtlichen Ausbildung eine ähnliche Stimmung erlebe, ähnliche innere Erfahrungen mache, wie der Dichter, dann dringt daſſelbe Lied mir plötzlich in's innerſte Herz. Oft, wenn ein Lied mich nicht rührt, wohl aber andere chriſtliche Brüder, frage ich mich: was mir mangle, daß ich ungerührt bleibe? —

Ich vertraue der, den alten Liedern inwohnenden Gottes-kraft. Sie wird ſich Eingang verſchaffen in die Herzen, und dieſe mit Troſt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung ſegnen.

Das protestantische Missionswesen in Deutschland.

Im drei und zwanzigsten Jahresbericht der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel fand ich folgende Stelle: „Einzelne Erscheinungen, welche uns im Laufe des verflossenen Jahres auf dem Wege begegneten, scheinen die stille Hoffnung unserer Herzen zu bekräftigen, daß nach und nach unsere Missionsschule nicht blos unter den frommen Jünglingen des Handwerkstandes, sondern auch auf den Hochschulen unserer deutschen evangelisch protestantischen Kirche und unter der jüngern Genossenschaft des christlichen Predigtamts ihre willkommenen Zöglinge finden dürfte. Wirklich könnten wir auch nur der evangelischen Kirche des schweizerischen und deutschen Vaterlandes dazu Glück wünschen, wenn unter den zahlreichen Reihen ihrer jungen Prediger viele fromme, mit Wissenschaft reichlich ausgestattete und christlich kräftige Streiter sich finden würden, denen es klar geworden ist, daß sie mit ihrem heiligen Berufe nicht blos der vaterländischen Kirche, sondern dem großen Reiche Christi auf Erden angehören, und daß jedem, welcher die Lebenskraft des Evangeliums an seinem eigenen Herzen erfahren hat, die ernste Betrachtung als eine Gewissensfrage obliegt, ob ihn der Herr der Gemeinde ausschließend nur für die engen Grenzen seines eigenen Vaterlandes, oder ob er ihn nicht vielmehr für den großen Brachacker der Welt zum Anbau der heidnischen Wildniß als seinen Diener verordnet habe."

Diese Aeußerung des seligen Blumhardt erregte in mir

eigene Betrachtungen. Wie, dachte ich, eine ſtille Hoffnung war ihm geworden, daß nicht blos fromme Jünglinge des Handwerkſtandes, ſondern auch junge Theologen ſich an die Miſſionsſchule anſchließen, daß ſich auch unter dieſen „fromme, mit Wiſſenſchaft ausgeſtattete Streiter“ zur Erweiterung des Reiches Chriſti finden dürften. Es war mir, als läſe ich in einer neuen Kriegsgeſchichte: Nachdem freiwillige Kämpfer aus allen Ständen eines Königreichs ſchon lange gegen den Feind geſtritten, habe man auch Hoffnung geſchöpft, es dürften ſich vielleicht ſelbſt dieſe und jene Soldaten zum Kriege melden. Ich fragte: Wem in aller Welt kommt es denn von Amts und Berufs wegen zu, als Streiter Chriſti zur Eroberung der Heidenländer in den Krieg zu ziehen, als gerade den Theologen. Sie ſind doch gewiß nicht da, um nur theoretiſch die chriſtliche Kriegs- und Eroberungskunſt, die Predigt des Worts zu ſtudieren und dem Handwerkſtande die Ausführung zu überlaſſen? Oder trifft die Theologen unſerer Zeit des alten Andreae derbes Wort: Wenn das Chriſtenthum einmal ſein ungeheures Heer muſtere, werde es ſagen: „Ihr helft mich alle nichts. Dorten hat ein waldenſiſch Bäuerlein, das ſich für mich brennen und ſchinden ließ, mir mehr als dieſe alle, die ſich für meine Verfechter ausgeben, genützt.“

Und dies daheim Bleiben der Theologen iſt um ſo auffallender, da ja vielfach geklagt wird, daß die Vorbereitung und Ausrüſtung der Handwerker zu jenem chriſtlichen Eroberungskriege ſo vielen Schwierigkeiten unterliege. Der ſelige Blumhardt äußert dies wiederholt; ich will nur Einiges anführen. Er ſagt:

„Bei dem Unterrichte unſerer Zöglinge in den alten Sprachen iſt uns eine gedoppelte Aufgabe in die Hände gelegt: ſie ſollen vermittelſt derſelben unter dem Beiſtande Gottes mit dem Grundtext der heiligen Schriften ſo weit gründlich vertraut gemacht werden, daß ſie, auf ihn geſtützt, die Schrift in fremden Sprachen erklären, das Evangelium predigen und wohl auch, erforderlichen Falls, Ueberſetzungen der heiligen Schriften in

deutsche Völkersprachen ausfertigen oder bereits verfertigte nach dem Grundtexte verbessern können. Sie sollen aber auch durch sie auf die Erlernung lebender Sprachen, deren Gebrauch für ihren wichtigen Beruf ihnen vollkommen geläufig werden muß, durch eine allgemeine grammatische Vorbildung vorbereitet und erforderlichen Falls in den Stand gesetzt werden, solche Völkersprachen, welche bis jetzt nur erst im Wortlaute und Menschenverkehr und nicht in Schrift stattfinden, zweckmäßig aufzufassen, grammatisch zu bearbeiten und die nöthigen Sprachunterrichtsmittel für nachkommende Missionare in denselbigen auszufertigen. — Bei der Lösung dieser gedoppelten Aufgabe setzten nicht selten theils der Mangel an den nöthigen Vorkenntnissen, welche gar häufig nur in dem dürftigen Unterricht gewöhnlicher Dorfschulen bestehen, theils die engen Grenzen der Vorbereitungszeit, den Lehrern der Anstalt nicht geringe Schwierigkeiten, ja bei Einzelnen ihrer Schüler unüberwindliche Hindernisse entgegen." An einem andern Orte sagt derselbe: „Der schlichte Ausdruck des frommen guten Willens für das Werk des Herrn in der Heidenwelt, bei gänzlicher Vernachlässigung des früheren Jugendunterrichts und bei kaum sichtbaren Merkmalen besonderer Geistesanlagen, reicht nicht zu, um die innere und äußere Berufung des Herrn zur bedürfnißvollen Missionslaufbahn gehörig zu beurkunden; so wenig das glänzendere Talent den lebendigen Sinn wahrer christlicher Gottseligkeit zu ersetzen vermag, welcher zur Tüchtigkeit für den Missionsberuf unentbehrlich ist. Wir müssen es in jeder Beziehung wahr finden, was ein erfahrungsreicher Sendbote der Heidenwelt, Herr Abeel, ausgesprochen hat. Das Missionswerk, sagt er, erfordert die ausgezeichnetsten Geistesgaben und eine ausgebreitete Wissenschaft. — Es ist wahr, daß das Werk in jede Stufe des Talents und der Bildung sich fügen kann.... Ein Werk, das die Pflicht auferlegt, mancherlei Sprachen gründlich zu lernen, in diesen Sprachen zu übersetzen und zu schreiben, in Gegenständen aller Art Unterricht zu ertheilen, auf alle Fragen zu antworten, allen Klassen von Menschen est in verschiedenen Sprachen das Evangelium zu verkündigen, die

Jugend zu bilden, ein Reich Gottes auf der Erde zu pflanzen ein Werk, das solche Arbeit in die Hände giebt, wird den, welcher den Versuch macht, bald überzeugen, daß man für die Heidenwelt nie zu viel und nie genug gelernt habe." —

Liest man diese, von wahrhaft Sachverständigen an Missionare gemachten Anforderungen, welche besonders hinsichtlich der Sprachen selbst die gewöhnlichen Sprachgaben und die philologische Ausbildung der meisten Studierenden weit überbieten, so erscheint die Aufgabe eines Missionsseminars, junge Leute von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, bei welchen „nicht selten Mangel an den nöthigen Vorkenntnissen," sich findet, oder die nur „den dürftigen Unterricht gewöhnlicher Dorfschulen" genossen, die Aufgabe, diese bis zu einer solchen Höhe der Bildung zu führen, sage ich, erscheint als unlösbar, wofern die Zöglinge nicht die größte angeborene Sprachgabe besitzen.

Daß auch die besten Missionsseminare jenes fast Unmögliche in der Regel nicht leisten, daß sie die Zöglinge aus dem Handwerkstande nicht bis zu einer Höhe ausbilden, welche die Bildungshöhe unserer jungen Theologen weit überragte, davon zeugen die Schwierigkeiten, welche oft eintreten, wenn es sich um das Examiniren und Ordiniren der auszusendenden Missionszöglinge handelt. Ueberall hört man die Forderung: auf keine Weise dürfe man von diesen Zöglingen so viel verlangen, als von unsern ausstudierten Theologen. Diese Forderung erscheint freilich billig, wenn man erwägt, daß jene Zöglinge in verhältnißmäßig sehr kurzer Bildungszeit nicht so viel zu leisten im Stande sind, als die Theologen bei einer drei bis vier mal so langen; unangemessen erscheint aber dieselbe Forderung, sobald man mit Blumhardt und Abeel anerkennt, daß der Missionar in seinem Berufe einer größeren wissenschaftlichen Ausbildung bedürfe, als unsre Theologen* für den künftigen Pfarrdienst im Vaterlande.

---

* Hiermit hängt ein zweiter Uebelstand zusammen. Die Ordinationen welche die Missionare erhalten, da ihr keine strenge kirchliche Auf

Es iſt aber um ſo bedenklicher, an die abzuſendenden Miſſionszöglinge allzuleichte wiſſenſchaftliche Anforderungen zu machen, als ihnen ja in ihrer künftigen Abgeſchiedenheit von allem gelehrten Verkehr, in den fernen Heidenländern gewöhnlich alle Mittel fehlen, ſich weiter auszubilden, und ſie daher genöthigt ſind, zeitlebens auf der Stufe wiſſenſchaftlicher Entwicklung zu bleiben, auf welcher ſie beim Austritt aus dem Miſſionsſeminar ſtehen. Jedenfalls ſollte man ſich vor jedem übereilten Ausſenden hüten, und ſich durch keine Rückſichten abhalten laſſen, geduldig und gewiſſenhaft einen beſtimmten Grad der Reife bei den Zöglingen abzuwarten, einer Reife, welche ſelbſt einen unberechenbaren Einfluß auf die ihnen ſo nöthige chriſtliche Charakterfeſtigkeit übt. —

Bleiben wir aber nicht blos bei einer Vergleichung der Leiſtungen eines jungen Theologen mit denen eines Miſſionszöglings ſtehen, und fragen wir: wer iſt leichter für den Miſſionsberuf auszubilden, ein chriſtlicher Studiosus Theologiae oder ein chriſtlicher Handwerker? ſo iſt wohl kein Zweifel, daß, gleiche Talente beider vorausgeſetzt, jener, der von früh auf ſich den Studien, beſonders den ſprachlichen gewidmet, beſſer die erwähnten Anforderungen zu erfüllen im Stande ſeyn werde, als dieſer, welcher etwa im 20 — 25ſten Lebensjahre ohne alle nöthige Vorkenntniſſe zu ſtudieren beginnt. Auch das wird Niemand

---

aufnahmeprüfung vorausgeht, befähigt ſie nicht, im Vaterlande Prediger zu werden. Nun geſchieht es oft, daß Miſſionare das fremde Klima nicht vertragen können und genöthigt ſind, in das Vaterland zurück zu kehren, da ſie dann ohne Anſtellung ſind und von der Miſſionsgeſellſchaft, welche ſie ausſandte, eine freilich redlich verdiente Penſion erhalten müſſen. Theologen, welche nach beſtandenem kirchlichem Examen und erhaltener Ordination als Miſſionare ausgingen, könnten dagegen in ſolchem Falle bei ihrer Rückkehr ins Vaterland auf eine Predigerſtelle Anſpruch machen: ja warum ſollten nicht einzelne unter ihnen acht bis zehn Jahre, welche zwiſchen dem erſten Anſtellungsexamen und der Anſtellung ſelbſt verſtrichen, als Gehülfen von Miſſionaren unter den Heiden zubringen? —

in Abrede ſtellen, es ſey dem deutſchen Theologen eine weit leichtere Aufgabe, im deutſchen Vaterlande einer ſchon organiſirten chriſtlichen Gemeinde als Pfarrer zu dienen, als etwa in Indien blinden Heiden in fremder Zunge zu predigen und ſich durch dieſe Predigt ſelbſt erſt eine Gemeinde zu ſammeln und ſie zu organiſiren. Und gerade dieſe letztere weit ſchwierigere Aufgabe haben, ich wiederhole es, in der letzten Zeit die Theologen den Handwerkern überlaſſen. So war es in früherer Zeit nicht. Als König Friedrich IV. von Dänemark ſich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an A. H. Franke um Miſſionare für die däniſch-oſtindiſche Kolonie Trankebar wandte, da ſchickte ihm dieſer ohne weiteres zwei Theologen; der eine von ihnen war der treffliche Miſſionar Ziegenbalg. Und wie dieſe, ſo giengen ſpäter von Halle aus noch viele Theologen nach Oſtindien, welche als Muſter von Miſſionaren daſtehen, vor allen Schwarz. So viel mir bekannt, war kein Handwerker unter den fünf und dreißig halliſchen Miſſionaren, welche vom Jahre 1706 bis 1796 nach Oſtindien geſandt wurden. Auch beſtand kein Miſſionsſeminar in Halle; ein ſolches wird eben erſt nothwendig, wenn viele Handwerker für den Miſſionsberuf ausgebildet werden ſollen.

Ein ähnliches Beiſpiel wie Halle bietet Nordamerika. Nicht in einem beſonderen Miſſionsſeminar, ſondern in dem theologiſchen Seminar zu Andover in Maſſachuſets ſtifteten Mills, Judſon, Nott, Newell, Hall jene heilige jugendliche Verbrüderung, welche den erſten Lebenskeim der kräftigen Miſſions-Geſellſchaft bildete, die in unſern Tagen unter dem Namen „Amerikaniſcher Verein für auswärtige Miſſionen“ ein Segen der Welt geworden iſt. Jene fünf Männer, ſpäter auch der treffliche in Andover gebildete Miſſionar Fiſk, predigten den Heiden das Evangelium in Amerika, Aſien, Afrika und auf den Inſeln des großen Oceans. —

Wie kam es aber, fragen wir natürlich, daß die deutſchen Theologen (mit ſeltenen Ausnahmen) zurücktraten und das Amt der Predigt unter den Heiden auf die Handwerker überging?

Warum kamen ſie nicht als die zuerſt Geladenen, warum mußte der König nach Gäſten auf die Landſtraße ausſenden? Im Allgemeinen mag zuerſt ein gewiß ſehr unparteiiſcher Mann hierauf antworten, nämlich Göthe. „Das eigentliche, einzige und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte," ſagt er, „dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, ſind glänzend, herzerhebend, und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es ſey, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn ſie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen ſollten, verſchwinden vor der Nachwelt, weil ſich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag."

Die Zeit, da der Unglaube ſeinen kümmerlichen Sieg auf unſern Univerſitäten behauptete, war wahrlich auch nicht herzerhebend noch fruchtbar; ſie war, wenn nicht ganz ruchlos, mindeſtens liebloß, freudlos, langweilig. Bei einer deſtruktiven Stimmung und Geſinnung dachten die ungläubigen Theologen dieſer Periode nicht entfernt daran, für Etwas thätig zu ſeyn und Opfer zu bringen, das ihnen ganz gleichgültig war, oder wogegen ſie gar einen Vertilgungskrieg führten. Aus ihrer Schule konnten nimmermehr Miſſionare hervorgehen, welche glaubensſtark ſich allen Gefahren und Anforderungen unterzogen hätten, nur um Chriſto Seelen zu gewinnen.

In ſo kümmerlicher Zeit widmeten ſich nun, getrieben von der Liebe Chriſti, vornehmlich Handwerker dem Miſſionsdienſte. Deß hätten ſich die Theologen ſchämen müſſen; aber mit dem Glauben war wohl die letzte Spur der Gewiſſenhaftigkeit, die Schamröthe, von ihnen gewichen, wie die Abendröthe allmählich nach Untergang der Sonne verliſcht.

Aber einzelne glaubensſtarke Theologen, welche während der Uſurpationsherrſchaft des Unglaubens Chriſto treu blieben, unternahmen es, die höchſt ſchwierige Aufgabe zu löſen, jene Handwerker und Andere, meiſt Nichttheologen, zum Dienſte des

Werks auszubilden. Dankbar gedenken wir des ehrwürdigen Jänike, der ſein Miſſionsſeminar in Berlin zu einer Zeit grün dete, da Vieſter weiſſagte, das Chriſtenthum werde nur noch zwanzig Jahre beſtehen. Dies lag freilich in Berlin ſelbſt in den letzten Zügen, bis es dort im J. 1806 durch eine bereiſche Kur wieder zu Kräften kam. Dankbar gedenken wir des ſeligen Blumhardt, welcher das Baſeler Miſſionsinſtitut an drei und zwanzig Jahre lang mit ſo viel Liebe und chriſtlicher, geduldiger, umſichtiger, thätiger Weisheit leitete, wobei ihn ehrenwerthe gläubige Baſeler Männer auf alle Weiſe leben ſo kräftig als verſtändig beriethen und unterſtützten. Zwei Jahre vor Blumhardts Tode, im Jahre 1836, waren ſchon hundert und fünf und zwanzig Miſſionare aus ſeiner Schule hervorgegangen, unter welchen zwei und dreißig ihrem Lehrer vorangiengen, da ſie im Dienſte des Herrn fern vom Vaterlande ſelig entſchliefen. Wer nur einigermaßen mit der Miſſionsgeſchichte unſres Jahrhunderts bekannt iſt, der weiß, wie treffliche, im Segen arbeitende Männer in den Miſſionsinſtituten von Berlin und Baſel gebildet worden ſind. —

So ſegnete der Herr, der in den Schwachen mächtig iſt, jene Miſſionsanſtalten und ihre Zöglinge; er ſegnete auch die Arbeit der ungelehrten aber gläubigen Herrnhuter-Miſſionare. Darum hört man wohl behaupten, mit dem proteſtantiſchen Miſſionsweſen ſey man ganz auf dem rechten Wege, die in chriſtlicher Hinſicht zweideutigen oder gar feindlichen Univerſitäten ſolle man ja aus dem Spiele laſſen. Viele ſind ſelbſt durch den Unglauben der Univerſitäten gegen alle theologiſche Gelehrſamkeit eingenommen, und es hat ſich in ihnen die Meinung feſtgeſetzt, als gebe Unwiſſenheit mit dem Glauben, Wiſſenſchaft mit dem Unglauben Hand in Hand. Darum mögen ſie von gar keiner wiſſenſchaftlichen Bildung der Miſſionare wiſſen. Die Wiſſenſchaft iſt ihnen das ärgerliche, auszureißende Auge; jede Hoffnung, dies Auge zum gottgefälligen Dienſte zu heiligen, iſt ihnen geſchwunden.

Solchen kann ich nicht beipflichten. Verlieh doch der Herr

den Aposteln am Pfingsttage die Gabe der Sprachen, um sie zu befähigen, Völkern verschiedener Zunge das Evangelium zu verkündigen. Aus diesem philologischen Pfingstparadiese vertrieben muß der Missionszögling im Schweiß des Angesichts erwerben, was den Aposteln ohne ihre Mühe verliehen wurde, ja verliehen werden mußte, sollten sie ihrem Apostelamte genügen.

Und wie die Sprachen, so soll auch, wie schon oft mit Berufung auf das Beispiel Pauli gezeigt wurde, alles Wissen dem Predigtamte dienen. So war dieser Apostel mit den Dichterwerken der Griechen wohl bekannt, welchen er das Evangelium verkündigte. Hier gilt das Wort: Nichts ist gemein an ihm selbst.

Der selige Blumhardt hat ganz recht zu sagen: „Das glänzendste Talent vermag nicht (beim Missionar) den lebendigen Sinn wahrer christlicher Gottseligkeit zu ersetzen.“ Aber dieser Sinn, ausgestattet mit ächter wissenschaftlicher Bildung, ja gestärkt, nicht geschwächt durch dieselbe, wird Größeres zur Ausbreitung des Reiches Gottes wirken, als wenn er solcher Bildung ermangelt. Das lehrt die ganze Kirchengeschichte. Nie würden die gläubigen aber unwissenden Waldenser als solche hell leuchtende Lichter der Welt geschienen, in solcher Macht und Kraft für Christi Reich gewirkt haben, wie die eben so gottseligen als gelehrten Männer Gottes, wie Augustin, Luther, Melanchthon. —

Blumhardt, welcher der deutschen Universitäten öfters gedenkt, spricht von ihnen immer nur als von rein wissenschaftlichen Bildungsanstalten; es kömmt ihm daher kein Gedanke, als könnten sie Missionare bilden. So lange aber die Universitäten wirklich so beschaffen sind, so eignen sie sich eben so wenig zur Bildung von wahrhaft christlichen Predigern und Seelsorgern, als zur Bildung von Missionaren; denn beide, Prediger wie Missionare, werden ja für dasselbe Amt erzogen, jene nur für die christliche Heimath, diese für die Heiden in der Ferne.

Wir dürfen aber dankbar sagen: Viele deutsche Universitäten haben sich in neuester Zeit mehr oder minder vom Unglauben weg zu Christo gewendet und wir sehen einer bessern

Zukunft entgegen. Erhielten wir nun wieder glaubensſtarke theologiſche Fakultäten, wie Wittenberg zur Zeit der Reformation, Halle zur Zeit A. H. Franke's hatten, ſo könnten die Univerſitäten auch wieder, wie eben Halle zu Franke's Zeit, rechtſchaffene Prediger des Evangelii für Chriſten wie für Heiden bilden. Ja ich hoffe gewiß, es werde den deutſchen theologiſchen Fakultäten einſt noch Gewiſſensſache werden, dieſem doppelten Berufe nach Kräften zu genügen. —

Aber, wird man ſagen, zur Bildung der Miſſionare bedarf es dennoch eigener Seminare auf den Univerſitäten. — Dieſelbe Forderung macht die katholiſche Kirche für die Bildung einheimiſcher Prieſter, und Tübingen giebt ein Beiſpiel, daß auch die proteſtantiſche Kirche in Würtemberg Seminare zur Bildung ihrer Prediger für nöthig hält. Ob die Proteſtanten mit Recht der Meinung ſind? — ich zweifle ſehr.

Aber auch an der Nothwendigkeit von Seminarien für Studierende, welche ſich dem Miſſionaramte widmen, habe ich faktiſch das Recht, zu zweifeln, in ſo fern nämlich die Univerſität Halle ſo viele tüchtige Miſſionare gebildet und ausgeſendet hat, ohne je ein Miſſionsſeminar gehabt zu haben. — Anders iſt es, wenn Handwerker zu Miſſionaren gebildet werden ſollen, beſonders wenn ihrer viele und dieſe von ungleichen Gaben ſind: das dürfte kaum ohne eigene Inſtitute möglich ſeyn. Meiſt arm bedürfen ſie Unterſtützung in Wohnung, Tiſch u. ſ. w., meiſt völlige Anfänger bedürfen ſie nicht blos Unterrichtsſtunden, ſondern ſteter perſönlicher Leitung und Hülfe; alle dieſe Zwecke ſind leichter beim Zuſammenleben zu verfolgen.

Ich überſehe gewiß nicht das Wichtigſte, das religiös-ſittliche Lebenselement, kann mich aber nicht überzeugen, daß dies nur durch ein klöſterliches Zuſammenleben gleichſam zuſammengehalten, daß dadurch ſeine Kraft verſtärkt werde. Steht denn aber die Alternative ſo: entweder leben die Studenten in Seminarien beaufſichtigt und geregelt, oder ſie leben vereinzelt ohne alle Aufſicht und Regel? Keineswegs iſt das die Alternative. Es giebt etwas Höheres und Beſſeres, als Aufſicht der Art

und Regeln. Ich berufe mich in dieser Hinsicht wieder auf Franke und die trefflichen mit ihm in Christo treu verbundenen Männer, auf Anton, Breithaupt, Freylinghausen ꝛc. Der selige Knapp hat uns einen höchst beherzigenswerthen Bericht über das akademische Wirken dieser Männer und besonders über ihr Verhältniß zu den Studierenden gegeben. Diese, wiewohl nicht in Seminarien zusammenlebend, wurden deßhalb doch keineswegs persönlich verabsäumt, ganz sich selbst überlassen; jeder von ihnen ward von jenen Männern väterlich freundlich mit Rath und That unterstützt und geleitet. „Unsre Hauptabsicht," sagt Franke, „ist nicht, daß wir (den Studiosis Theologiae) nur die Köpfe mit Wissenschaft erfüllten, sondern daß wir sie zu Christo führen und Leute aus ihnen machen möchten, in welchen zuerst das Reich Gottes angerichtet werde, ehe sie sich dazu wollen gebrauchen lassen, das Reich Gottes in Andern anzurichten." Würde nicht auch der selige Blumhardt eingestehen müssen, daß eine theologische Fakultät, welche dies Ziel im Auge habe, eben so sehr geeignet sey, Heidenmissionare, als Prediger für die Heimath zu erziehen? Er würde aber um so mehr beigepflichtet haben, hätte er gelesen, wie väterlich liebreich, wie ganz als christliche Seelsorger jene hallischen Professoren sich der Studierenden wirklich angenommen. So war z. B. im Hause des theologischen Dekans in jeder Woche ein Fakultätskonvent, einzig um sich mit Theologie Studierenden über ihr Leben wie über ihre Studien zu besprechen; jeder einzelne Professor besprach sich überdies häufig privatim mit Studierenden. Zum gleichen Zwecke, zur Förderung des christlichen Sinnes und Lebens der Studierenden, dienten Franke's höchst gesegnete paränetische Vorlesungen.

Ich kann dies hier nur andeuten. Doch wird schon aus dem Gesagten klar werden, wie Franke dem Könige von Dänemark auf sein Verlangen sogleich junge Theologen als wahrhaft ausgebildete, befähigte Missionare (als welche sie sich auch nachmals bewährten) empfehlen konnte, ohne daß je in Halle ein besonderes Missionsseminar existirt hatte. Warum sollte in

unserer Zeit eine glaubensstarke, in Christo innig verbundene theologische Fakultät nicht dasselbe zu leisten vermögen? Der Herr der Kirche segne alle Universitäten unsres deutschen Vaterlandes mit solchen Fakultäten, welche durch die That der Welt beweisen mögen, daß unser Glaube der Sieg ist, der sie, die Welt, überwindet, im Vaterlande wie auf den fernen Inseln des großen Oceans.

Ich habe auf manche Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche die Ausbildung und Aussendung von Missionaren aus den nicht studierenden Ständen, besonders aus dem Handwerkstande, hat, Schwierigkeiten, die bei Theologen, welche sich der Mission widmen, wegfallen. Man mißverstehe dies ja nicht. Es bringt, wie schon gesagt, den Lehrern in den Missionsinstituten, welche Nichttheologen zu Missionaren bildeten, doppelte Ehre, daß sie unter so ungünstigen Umständen so außerordentlich viel geleistet. Möge fort und fort die redliche Arbeit und aufopfernde Liebe jener Lehrer und der von ihnen gebildeten Missionare gesegnet seyn, auch dadurch gesegnet seyn, daß sie durch ihr Beispiel endlich das Gewissen unsrer Theologen wecken und diese darin zur Nachahmung reizen, worin sie, die Theologen, selbst mit dem Beispiel vorangehen sollten.

Inhalt.

	Seite
Napoleon und Deutſchland. 1836	1
Der Dichter als Reiſebeſchreiber	21
Steigt Schweden oder ſinkt die Oſtſee?	30
Geographie der Engländer	37
Abraham Nachſommen	56
Göthe als Naturforſcher	70
Geologie? Theologie? Neologie	93
Theologie und Naturwiſſenſchaft	109
Geſangbücher. Ehoralbücher	136
Das proteſtantiſche Miſſionsweſen in Deutſchland	178

Kreuzzüge.

Kreuzzüge

von

Karl von Raumer.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.
1864.

Druck von J. Krauser in Stuttgart.

Zur Geologie.

Im Jahre 1857 erſchien die zweite Auflage der Geſchichte der Urwelt von Andreas Wagner. Die erſte Auflage iſt vom Jahre 1845, in welcher der Verfaſſer ſcharf und muthig gegen herrſchende geologiſche und theologiſche Anſichten auftrat: er wußte recht wohl, daß er hierdurch bei vielen wenig Beifall ernten würde. Doch hat er in Kreiſen, welche jene Anſichten nicht theilten, ſehr viel Anklang gefunden, wie dieß jeder Kenner der neueſten geologiſchen Literatur weiß. —

In vorliegender zweiter Auflage hat Wagner ſein Werk noch außerordentlich erweitert und verbeſſert; in der Vorrede gibt er Rechenſchaft hierüber. Früher, ſagt er, habe er ſich lediglich auf ſeine Theorie der Erdbildung (Geogenie) beſchränkt, weil es ihm bloß um Bekämpfung der vulkaniſtiſchen Lehre zu thun geweſen, geognoſtiſche Kenntniſſe habe er bei ſeinen Leſern vorausgeſetzt, obwohl ſie bei vielen gefehlt. In der vorliegenden neuen Auflage gebe er dagegen „ein vollſtändiges ſyſtematiſches Gebäude, welches die ganze Geologie, nach ihren beiden Abtheilungen: der Geognoſie und Geogenie umfaſſe.“ Der erſte und dritte Abſchnitt des Buche begreift das Geognoſtiſche: Grundbegriffe, dann Geſtein und Lagerungsverhältniſſe, wie ſie gegenwärtig in den Gebirgen vor Augen liegen; der zweite Abſchnitt handelt von der Geogenie, insbeſondere von den verſchiedenen Hypotheſen über die Bildungsgeſchichte der Erde; der vierte Abſchnitt endlich vergleicht die Reſultate der Geologie mit dem moſaiſchen Schöpfungsbericht.

Der Verfaſſer bemerkt: in dem Decennium, das ſeit Herausgabe der erſten Auflage ſeines Werks verfloſſen, ſei er an ſeinen

geologischen Ansichten nicht irre geworden, sondern durch neue Erfahrungen um so mehr bestärkt, als sich seitdem auch viele Geologen und Theologen mit ihnen übereinstimmend geäußert.

In dieser Zeit herzloser oberflächlicher Frivolität tritt uns nun in Wagners Buche wahrhaft erbaulich sein heiliger Ernst und Muth entgegen, seine entschiedene Aufrichtigkeit, sein Bedürfniß und gewissenhaftes rastloses Streben nach wesentlicher Wahrheit und eine seltene Pietät gegen die Schöpfung und Offenbarung. Konnten wir ihm hie und da einmal nicht beistimmen, so kommt dieß, gehalten gegen den trefflichen Charakter des ganzen Buchs, gar nicht in Betracht; um so weniger, als wir es hier mit Räthseln zu thun haben, an deren Lösung noch Jahrhunderte arbeiten, die meisten erst in der Ewigkeit ihre Lösung finden werden.

Das sollten wir nie vergessen und vergessen es doch so oft! „Im Ganzen, sagt Göthe, denkt kein Mensch, daß wir als sehr beschränkte schwache Personen (in der Geologie) uns um das Ungeheure beschäftigen, ohne zu fragen, wie man ihm gewachsen sei?“ In diesen einsamen Regionen der dunkeln Vorzeit, wo

wir hin auf's Ungewisse wandeln
und in Nacht und Nebel gehn,

da müssen wir, wie oft! unsere Unwissenheit bekennen, wollen wir nicht durch lustige Hypothesen und leere sophistische Worte einen trügerischen Schein der Wahrheit fest halten und uns so an der wesentlichen Wahrheit versündigen.

* * *

Wer nicht aufmerksam die Geschichte der Naturwissenschaft verfolgt hat, der wird fragen: wie es doch komme, daß so viele Gelehrte in neuer und neuester Zeit über die Schöpfungsgeschichte schreiben? Ich nenne in alphabetischer Folge: Agassiz, Ballenstedt, Bretschneider, Buckland, Burmeister, Delitzsch, Kurtz, Marcel de Serres, Pfaff, Quenstedt, Reinsch, Schafhäutl, Schubert, Steffens, Strauß, Tholuck, Vogt, Andreas und Rudolph Wagner.

Wie so ganz verschieden sind diese Männer unter sich, und ebenso verschieden, ja zum Theil entgegengesetzt, ist das Ziel ihres wissenschaftlichen Strebens. —

Die Erforſchung der Gebirge führte zu der Anſicht: die Erde habe eine „Geſchichte“, beſtimmte Perioden dieſer Geſchichte ergäben ſich aus einer Aufeinanderfolge von Gebirgsformationen, welche durch ihre Lagerungsverhältniſſe, durch die Gebirgsarten, aus denen ſie beſtänden, und durch die verſteinerten Organiſationen, welche ſie enthielten, charakteriſirt ſeien. —

Sobald die Naturforſcher es ausgeſprochen: die Erde habe eine Geſchichte, die Quellen dieſer Geſchichte ſeien die vor unſern Augen liegenden Gebirge — ſobald ſie dieß ausgeſprochen, mußte ſich jedem ernſten, denkenden chriſtlichen Manne die Frage aufdrängen: wie verhalten ſich dieſe hiſtoriſchen Reſultate der Gebirgsforſchung zur Schöpfungsgeſchichte der Geneſis? Dieſe Frage zu beantworten verſuchten Theologen und Geologen, daher die vielen in der Neuzeit erſchienenen geologiſch-theologiſchen Schöpfungsgeſchichten. Doch nicht einzig daher, auch minder ernſte, dem Chriſtenthume Entfremdete, ja ihm feindlich Geſinnte fragten ſo; ſie bemühten ſich aber nicht die Concordanz, ſondern die Discordanz zwiſchen der Bibel und der Naturforſchung möglichſt grell nachzuweiſen und durch Reſultate, welche von ihnen für unwiderleglich wahr ausgegeben wurden, das Anſehen der Bibel zu vernichten.

Gegen dieſe Frivolen, beſonders gegen ihre Weiſe, Hypotheſen als Thatſachen geltend zu machen, kämpft der Verfaſſer kräftig in vorliegender Schrift und ſucht, im Gegenſatz zu ihnen, die Uebereinſtimmung der geognoſtiſchen Reſultate mit der Geneſis nachzuweiſen.

Aber wie ſchwer fällt es, dieſen Beweis in einer Zeit zu führen, da die Geologen zwei Parteien bilden, welche die geognoſtiſchen Thatſachen diametral entgegengeſetzt auslegen, und ebenſo von den Theologen eine entgegengeſetzte Auslegung des 1. Kapitels der Geneſis gegeben wird. —

Die zwei geologiſchen Parteien ſind unter den bezeichnenden Namen: Neptuniſten und Vulcaniſten bekannt, für jene iſt das Waſſer, für dieſe das Feuer Hauptagens der Gebirgsbildung.

Der große Werner, der Gründer des Neptunismus, lehrte in Freiberg. Aus allen Ländern Europas, ja aus Aſien und Amerika,

ſtrömten ihm Schüler zu, unter ihnen die berühmteſten Männer. So: der Miniſter von Stein, Alexander von Humboldt, Steffens, Weiß, Mohs, Schubert, Buch, Novalis, Fuchs, J. und F. Baader ꝛc. Zur Annahme des Neptunismus ward Werner durch die zahlloſen Meerthiere veranlaßt, ja genöthigt, die ſich im Geſtein der weit über die Erde verbreiteten Gebirge bis auf den höchſten Höhen der Berge finden. Wer könnte nur daran zweifeln, daß jene Gebirge mit ihren Seegeſchöpfen aus den Meeren der Urzeit ſtammten. Dieſe Anſicht ward aber auch auf Gebirgsformationen ausgedehnt, welche keine Meeresthiere enthielten.

Werner nahm nun an: die zu unterſt liegenden Formationen ſeien zuerſt aus dem Gewäſſer niedergeſchlagen, daher die älteſten; die oberſten Formationen, als die zuletzt niedergeſchlagenen, ſeien die jüngſten. In den unterſten, älteſten, kryſtalliniſchen Formationen — im Granit, Gneuß ꝛc. dem ſogenannten Urgebirge — fanden ſich keine Verſteinerungen, wohl aber in den folgenden. Die Petrefactenanzahl wachſe dann bis zu den oberſten, jüngſten, minder kryſtalliniſchen Formationen, indem ſich zugleich die Natur der Petrefacten der Natur der jetzigen Organiſationen nähere. — Die vulcaniſchen Bildungen betrachtete Werner als neueſter Entſtehung. —

Dieſer Neptunismus ward zuerſt durch den Vulkanismus, ſpäter durch den Plutonismus bekämpft. Vor etwa ſiebenzig Jahren begann der Streit, da franzöſiſche Naturforſcher die vulcaniſche Natur des Baſalts behaupteten, jenes ſchwarzen düſtern Geſteins, das in der Rhön, im böhmiſchen Mittelgebirge, in der Auvergne und in vielen andern Ländern bedeutend auftritt. Damals kam der Name: Neptuniſten und Vulcaniſten auf. Später ſchrieb man auch dem Granit, Porphyr und vielen neuern Gebirgsbildungen einen feurigen Urſprung zu. Sie ſeien, ſagten die Plutoniſten, welche dieſe Meinung verfechten, zwar nicht wie Lava fließend, aber als zäher, heißer Brei aus dem Innern der Erde herausgequellen.

Dies zu beweiſen ging man beſonders von der Anſicht aus: es ſeien alle geſchichteten Gebirgsformationen urſprünglich horizontal

niedergeſchlagen, ſo daß ſie die Erdkugel umgaben, wie concentriſche Schalen eine Zwiebel umgeben. Fände man nun geneigte Schichten, ſo ſei dies einzig dadurch zu erklären, daß Gebirgsbildungen angeſchmolzen und aufgetrieben aus dem Innern der Erde durch ein Centralfeuer jene wagerechten Schichten emporgehoben und in die geneigte Lage gebracht.

Gegen dieſe Hebungstheorie und ebenſo gegen die Annahme des Centralfeuers hat nun Wagner die ſchlagendſten Beweiſe zuſammengeſtellt, an die ich den Leſer verweiſe. *

Es würde hier zu weit führen, wollte ich auf dies Geologiſche näher eingehen. Es müßte vom Gegenſatz mechaniſcher Sedimente geſprochen werden, deren Bildung unterm Geſetz der Schwere ſteht, und kryſtalliniſcher Bildungen, die der Schwere widerſtreben, ſich mehr oder minder ſelbſtſtändig geſtalten. Ebenſo wäre der tief weſentliche Gegenſatz von Kryſtalliſation und Organiſation zu beſprechen. Es wäre zu bemerken, daß mit der Hebungstheorie auch die Annahme falle: es ſeien die in den höchſten Gebirgen gefundenen Seethiere einſt in einem Meere gebildet, deſſen Spiegel gleiche Höhe mit dem Spiegel des jetzigen Meeres gehabt, ſpäter aber ſei der Boden dieſes Meeres ſo hoch gehoben worden. Sie bezeugen vielmehr, daß das mächtige Meer früher die höchſten Berge bedeckte, in denen ſich Seethiere finden.

Kann ich auf dieſe Betrachtungen hier nicht eingehen, ſo verlangt es doch unſer Gegenſtand, daß ich an einem einfachen Beiſpiel zeige, wie verſchieden die Auslegung der gegenwärtig vor Augen liegenden geognoſtiſchen Thatſachen ausfalle, je nachdem der Ausleger der neptuniſtiſchen oder der vulcaniſchen Hypotheſe zugethan iſt. Eine Maſſe Granit ragt heraus aus Schiefern, die auf des Granits Abfälle gelagert, rings von ihm nach allen Weltgegenden in geneigten Schichten abfallen. Nach der Anſicht der Neptuniſten ward zuerſt der Granit gebildet, ſpäter die Schiefer,

* Vergleiche Wagners Urwelt 1, S. 81 und 98. Vergleiche auch meine Allgemeine Geographie, 3. Auflage, §. 295, beſonders S. 458.

welche ſeine Abfälle bedeckten. Der Anhänger der Hebungstheorie ſagt dagegen: die Schiefer ſind urſprünglich in wagerechten Schichten gebildet; da ſie ſich aber in geneigten Schichten finden, ſo müſſen ſie ſpäter, durch den Granit, der ſich aus der Tiefe kraft unterirdiſchen Feuers erhob, aus der wagerechten Lage in die geneigte Lage gebracht worden ſein und ſich ringsum auf die Granitmaſſe, als dieſe ſie durchbrach, gelagert haben. Nach den Neptuniſten iſt alſo der Granit früher als die Schiefer, nach den Vulcaniſten ſind die Schiefer früher.

Göthe charakteriſirt es, wie die Vulcaniſten auf ſolche Weiſe gegen die bis dahin herrſchende neptuniſtiſche Auslegung geognoſtiſcher Thatſachen diametral entgegengeſetzt auftraten. Er ſagt, bei ihnen:

Muß Omega zum Alpha werden,
Und ſo wäre denn die liebe Welt
Geognoſtiſch auf den Kopf geſtellt.

Steht es aber bei den Geologen noch ſo, daß den Einen für Alpha gilt, was den andern Omega, welche Verwirrung muß dann noch in der Beſtimmung der Perioden der Erdgeſchichte herrſchen. —

Aber nicht genug; auch in der Auslegung des erſten Capitels der Geneſis findet ſich, wie geſagt, ein ähnlicher Gegenſatz. Die Einen nehmen an: Geneſ. 1, 1 ſage im Allgemeinen aus: daß Gott im Anfang Himmel und Erde geſchaffen habe, in welcher Folge aber die Creaturen binnen ſechs Tagen geſchaffen wurden, werde in den folgenden 30 Verſen erzählt.

Gegen dieſe Auslegung ließen ſich ſchon im Mittelalter Stimmen vernehmen, deren Zahl ſich in neuerer Zeit vermehrte. Nach ihnen umfaſſen die Worte: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde“ die ganze urſprüngliche Schöpfung; V. 2 berichte aber: die Erde ſei finſter, wüſte und leer geworden. Von V. 3 an erzähle nun Moſes, nicht die Geſchichte der urſprünglichen Schöpfung, ſondern die in ſechs Tagen gewirkte Reſtauration der wüſten, finſtern Erde.

Wir werden ſehen, welche Gründe zu dieſer Auslegung bewegen; vorher dies:

Unter den Geologen ſtehen ſich nach dem Geſagten

a) Neptuniſten und

b) Vulcaniſten

in Auslegung ihrer Quellen, der geognoſtiſchen Thatſachen, diametral entgegen; ebenſo in Auslegung von Gen. 1:

a) ſolche, welche das Sechstagewerk für die urſprüngliche Schöpfung halten, und

b) ſolche, die in ihm eine Reſtauration der Erde ſehen.

Gilt es nun die Harmonie der Bibel mit den Reſultaten der Geologie nachzuweiſen, ſo kommen folgende Fälle vor: Der Interpret der Gebirge und der Bibel kann ſein:

1) ein Neptuniſt, welcher das Sechstagewerk für die urſprüngliche Schöpfung hält. (So viele frühere.)

2) ein Neptuniſt, welcher in dem Sechstagewerk eine Reſtauration ſieht. (So Wagner, Kurtz.)

3) ein Vulcaniſt, welcher das Sechstagewerk für die urſprüngliche Schöpfung hält. (So Pfaff.)

4) ein Vulcaniſt, der ſich der Reſtaurations-Anſicht anſchließt. (So Buckland.)

Ich habe dieſe Fälle ſo ausführlich dargelegt, damit es recht in die Augen falle, welche Verwirrung zur Zeit noch beim Vergleichen von Gen. 1 mit den geologiſchen Reſultaten herrſche.

Wenden wir uns jetzt zu der Auslegung von Gen. 1, nach welcher das Sechstagewerk nicht die erſte urſprüngliche Schöpfung, ſondern eine Reſtauration der verödeten Erde war.

Faſſen wir in der Kürze zuſammen, wie dieſe Anſicht ſeit dem Mittelalter bis auf dieſen Tag begründet wurde. Man ſagte:

1. Gen. 1, 2 lautet: „Und die Erde war wüſte und leer und es war finſter auf der Tiefe.“ Sollte die Erde in ſo häßlicher Geſtalt hervorgegangen ſein aus der Hand Gottes, „der aller Schöne Meiſter“, der ſelbſt „ſchön und prächtig geſchmückt“, deſſen „Kleid Licht iſt?“ Gewiß nicht.

2. Der V. 2 gebrauchte Ausdruck tohu vabohu findet ſich nur noch an zwei bibliſchen Stellen, nämlich Jeſ. 34, 11 und Jer. 4, 23. Jeſaias weiſſagt einen Tag der Rache des Herrn

über das Land Edom, das von Geſchlecht zu Geſchlecht zerſtört bleiben werde. „Denn, heißt es, er wird eine Meßſchnur darüber ziehen, daß ſie wüſte werde, und ein Richtblei, daß ſie öde ſei.“ Und Jeremias weiſſagt den Bewohnern Jeruſalems ein Strafgericht Gottes, eine Verwüſtung durch Krieg. „Ich ſchauete das Land an, ſpricht er, das war wüſte und öde (leer) und den Himmel und er war finſter.“

So gehört in beiden Stellen der Ausdruck tohu vabohu der Schilderung eines entſetzlichen Strafgerichts Gottes an, einer grauenvollen Verwüſtung des Landes durch Krieg.

Sollte das tohu vabohu der Geneſisſtelle auch die Folge eines ungeheuren göttlichen Strafgerichts ſein, welches der urſprünglichen Schöpfung folgte?

3. Die Bibel ſpricht vom Abfall und Fall eines Theils der Engel, deren Erſchaffung im erſten Vers der Geneſis inbegriffen iſt. Wäre dem nicht ſo, wäre das Sechstagewerk die Urſchöpfung, ſo frägt man vergebens: welchem der Tagewerke die Erſchaffung und welchem der Abfall und Fall der Engel einzuordnen ſei, jede Antwort erſcheint willkürlich.

Iſt aber der Engel Erſchaffung in dem erſten Vers der Geneſis inbegriffen, ſo drängt ſich der Gedanke auf, im zweiten Verſe werde ihr Abfall und Fall, und das finſtere Oede und Wüſte der Erde als Folge des Zorngerichts Gottes über die Abgefallenen in grauſenhafter Kürze vor Augen geſtellt. —

In unſerer Zeit trat nun ein neuer, wichtiger Grund ein, ſich der Reſtaurationstheorie anzuſchließen, da man nämlich, wie erwähnt, die Reſultate der Gebirgsforſchung mit der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte verglich und beide in Harmonie bringen wollte. Die Gebirgsformationen, beſonders ihre vielen auf einander folgenden Geſchlechter von Pflanzen und Thieren, deuteten unabweislich auf lange Zeitperioden der Entwicklung, ſie ließen ſich nicht in Tagewerke einzwängen. Man ſucht ſich zu helfen, indem man dem Ausdruck „Tag“ willkürlich den Begriff einer längeren Zeitperiode beilegte, ſich auf die Worte berief: „Tauſend Jahre ſind vor dir wie der Tag, der geſtern vergangen iſt.“ Was ſollen wir aber

— die Verlängerung ſei einmal zugeſtanden — irgend bei den Worten denken: „Da ward aus Abend und Morgen der erſte (.... ſechste) Tag.“

Wir ſprechen doch nicht wie die Inder von unendlich langen Perioden, deren eine Hälfte die Nacht und den Schlaf des Schöpfers befaßt, die andere ſeinen Tag und ſein Wachen. *

Buckland war, meines Wiſſens, der erſte Geolog, der ſich in ſeiner zu Oxford 1826 gehaltenen Inauguralvorleſung für die Reſtaurationsanſicht ausſprach, ** „die in vollkommener Uebereinſtimmung mit den Entdeckungen der Geologie“ ſei. „Millionen Jahre können (ſagt Buckland) dieſen unbeſtimmten Zeitraum ausgefüllt haben, zwiſchen dem Anfang, in welchem Gott Himmel und Erde ſchuf, und dem Abend oder Anfang des erſten Tages der moſaiſchen Erzählung. „Wenn V. 9 „„dem Waſſer befohlen wird, ſich an beſondere Oerter zu ſammeln und dem Lande zu erſcheinen““, ſo iſt dies trockene Land die nämliche Erde, deren Schöpfung im erſten Verſe erzählt, und deren temporäre Ueberſchwemmung und Finſterniß im zweiten Vers beſchrieben iſt.“

Die mächtige finſtere Wolkenmaſſe, welche die öde Erde umhüllte, ward auf das Wort: „es werde Licht“ durchleuchtet. Nach Buckland ging das Licht von der Sonne aus, die im Hintergrunde der Wolkenmaſſe ſtand, aber erſt am vierten Tag durchdrang und ſichtbar wurde. Ihre urſprüngliche Erſchaffung, ſagt er, wie die der Sterne, ſei ſchon V. 1 im Wort „Himmel“ inbegriffen.

Buckland hegt die größte Ehrfurcht gegen die Bibel, daher dürfte mancher ſich wundern, daß ſeine Anſicht vom vierten Tagewerk mit der bibliſchen Erzählung nicht zu harmoniren ſcheine. Für Bucklands Anſicht würde folgender aſtronomiſche Grund ſprechen. Es rührt bekanntlich der Wechſel des Tages und der Nacht daher, daß ſich die von der Sonne erleuchtete Erde binnen 24 Stunden um ihre Axe bewegt, ſo daß zu jeder Zeit eine Hälfte der Erde im Licht, eine in Finſterniß iſt. Wie ſollen wir nun

* Hindu law im 7. Theil der Works of William Jones S. 103.
** Buckland Geologie überſ. v. Agaſſiz 1. 18. 19. 21. 27. 31.

die Scheidung von Licht und Finſterniß, wie ſollen wir uns Tage, wie Morgen und Abend, denken zur Zeit der erſten drei Tagewerke, wenn nicht ſo, daß die Sonne es war, welche ſchon vor ihrem Hervortreten aus der Wolkenmaſſe am vierten Tage, Licht und Finſterniß ſchied auf der um ihre Axe bewegten Erde. * (Vgl. Geneſ. 1, 4 und 18.)

Dies aber angenommen, ſo gewinnen wir bei Bucklands Anſicht für die bibliſche Exegeſe dies, daß wir an den moſaiſchen Ausdrücken: Tag, Abend, Morgen, nicht zu künſteln brauchen, ſie ſind vielmehr im eigentlichen gegenwärtigen Sinne zu verſtehen, abgeſehen davon, daß wir nicht wiſſen: in wie viel Zeit die Erde ſich damals einmal um ihre Axe bewegte.

Bucklands Anſicht theilt Kurtz ganz, auch in Bezug auf Erſchaffung der Sonne. Mit beſonderem Fleiß und Umſicht ſtellte er zuſammen, was die Bibel über das Weſen, über die Vergangenheit und Zukunft der Engel lehrt. Wie Wagner iſt er überzeugt, ** nur bei dieſer Anſicht könne eine Harmonie der geologiſchen Schöpfungsgeſchichte mit der moſaiſchen nachgewieſen werden. Wie richtig dies ſei, möge ein Beiſpiel zeigen. Humboldt ſagt: *** Botaniſche und zoologiſche Kennzeichen angewandt zur Beſtimmung des Alters der Felsmaſſen „bezeichnet eine der glänzendſten Epochen der neuen, den ſemitiſchen † Einflüſſen, wenigſtens auf dem Continent, endlich entzogenen Geognoſie.“ Wer ſich zur Reſtaurationsanſicht bekennt, antwortet hierauf: die Gebirgsformationen mit den in ihnen eingebetteten Pflanzen und Thieren wurden vor dem Sechstagewerk in Zeiten unbeſtimmbarer Länge gebildet. Wir erklären uns mit Hengſtenberg „dem läſtigen Zwange überhoben, die Entſtehung der untergegangenen Organismen

---

* Der Aſtronom wird überdies gegen das frühere ſelbſtſtändige, der Sonne nicht bedürfende Daſein der Erde proteſtiren.

** Wagner, S. 494 ff. Kurtz, Bibel und Aſtronomie, 3. Auflage. §. 6. §. 25.

*** Kosmos 1, 224.

† d. i. bibliſchen.

in das Sechstagewerk einzuzwängen";* was Humboldt von semitiſchen Einflüſſen ſagt, trifft uns nicht.**

Wir gehen nun von der Schöpfungsgeſchichte zur moſaiſchen Erzählung von der Sündfluth über und zur Vergleichung dieſer Erzählung mit betreffenden geologiſchen Reſultaten. In neueſter Zeit verſuchten Bretſchneider u. A., im Widerſpruch gegen die Bibel, zu beweiſen: eine allgemeine Sündfluth ſei unmöglich. Daß die Bibel entſchieden von einer ſolchen ſpreche, iſt klar, von einer Fluth, durch welche „alle hohe Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden, welche über den, mehr als 16,000 Fuß hohen Ararat ging, auf dem ſich die Arche niederließ." Faſſen wir dieſen Berg ins Auge. Er gehört der „waſſerreichen Berginſel" Armenien an, die, wiewohl mitten im Feſtlande, dennoch mit verhältnißmäßig geringen Unterbrechungen, rings von großen Waſſern umgeben iſt. Man faſſe auf dem Globus die Entfernung vom Ararat (etwas ſüdlich von Erivan) bis ſüdlich von Suez in den Cirkel, ſchlage mit dieſem Halbmeſſer einen Kreis, ſo ſchneidet dieſer Kreis das rothe Meer, den perſiſchen Meerbuſen, umfaßt die großen Seen, Van, Urmia, Aral, das kaſpiſche Meer, das aſowſche, ſchwarze, und Marmormeer, und ſchneidet zuletzt den Oſttheil des Mittelmeers ab. Scheint es nicht, als wenn Noah einſt auf dem Ararat, als auf der wahren Berginſel der Vorzeit, gelandet ſei, von deren mächtigen Höhen herab die Gewäſſer ſich nach allen Weltgegenden verlaufen hätten. —

Der Ararat liegt in der Mitte zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſtillen Ocean, zwiſchen dem Ausfluß des Senegal und Peking, in der Mitte des ungeheuren afrikaniſch-aſiatiſchen Wüſtenzuges, zwiſchen dem Weſtende der Sahara und dem Oſtende der Wüſte Gobi. — Der Ararat liegt ferner in der Mitte der längſten Verbreitungslinie der kaukaſiſchen Race und zugleich des Indogermaniſchen Sprach- und Mythenſtammes, gleichweit von der Südſpitze Vorderindiens und der Nordweſtſpitze Islands. Im Oſten vom

* Gv. K. Z. 1846. S. 315.

** Die bibliſche Zeitrechnung beginnt mit Adam, 930 Jahre iſt ihre erſte chronologiſche Zahl. Gen. 5, 5.

Ararat die mongoliſche Race, im Weſten die der Neger. Der Ararat iſt zuletzt faſt Mittelpunkt der größten Landlinie, der alten Welt, zwiſchen dem Kap der guten Hoffnung und der Behringsſtraße.*

Ein Geograph hätte nach allem dieſen keinen geeigneteren Punkt der alten Welt wählen können, als den Ararat, daß ſich von ihm aus nach der Sündfluth das Menſchengeſchlecht nach allen Gegenden hin ausbreiten ſollte. Nicht Zufall, ſondern „die Weisheit, welche den Gerechten auf dem Waſſer regierte", ließ dieſen Prediger der Gerechtigkeit aus wohlbedachtem Rathe auf dem Ararat landen.

Dieſe Betrachtung ſollte wohl jeden ſchon bedenklich machen, der bibliſchen Erzählung von der Sündfluth zu widerſprechen. Wagner ſtreitet auch ſcharf gegen ſolchen Widerſpruch, gegen den vermeintlichen Beweis, daß eine allgemeine Sündfluth unmöglich ſei.

Hierbei muß die äußerſt wichtige Frage zur Sprache kommen: ob nämlich die Naturwiſſenſchaft unſerer Zeit ausreiche, um ſo unabweislich über die Vergangenheit der Erde ein Urtheil abzugeben, unabweislich auch, wenn es der Bibel widerſpricht. Es frägt ſich nicht bloß: iſt die Naturwiſſenſchaft reif zu einem ſolchen Urtheilen? es frägt ſich auch: iſt die gegenwärtige Erde phyſiſch noch dieſelbe, die ſie in der Urzeit war, iſt demnach die Phyſik der Urzeit identiſch mit der gegenwärtigen?

Mir iſt kein Werk bekannt, das ſo geeignet wäre, uns frühere Zeiten der Erde zu vergegenwärtigen, als Buckland's „Reliquiae diluvianae."** In dieſem Buche theilt der Verfaſſer die Reſultate ſeiner Unterſuchung einer Höhle mit, die man im Jahre 1821 bei Kirkdale in Yorkſhire entdeckte nach Wegräumung einer 30 Fuß mächtigen Schuttmaſſe, die den Eingang verdeckte. Buck-

* Alle obigen Angaben der Entfernungen ſind auf dem Globus mit dem Cirkel nachzumeſſen.

** Ich verweiſe auf meine Allgemeine Geographie, 3. Aufl., wo ſich S. 429 ff. ein genaues Referat aus Bucklands Werk findet.

land wies nun auf eine ſchlagend überzeugende Weiſe nach, daß dieſe Höhle viele Jahre lang der Aufenthaltsort von Hyänen geweſen. Die Hyänenzähne, welche man in ihr fand, ſetzen mindeſtens 200 Hyänen voraus, denen ſie gehörten. Außer dieſen Hyänenreſten fanden ſich Zähne und Knochen von 23 Species von Thieren, auch von tropiſchen: namentlich vom Tiger, Elephanten, Rhinoceros, Hippopotamus. Alle dieſe Thiere hatten, wie Buckland ebenfalls aufs Ueberzeugendſte nachweiſt, in der Nähe gelebt, ihre Gebeine waren von den knochengierigen Hyänen in die Höhle geſchleppt worden.

Solche Thierreſte fand man ſpäter in vielen andern Höhlen, beſonders im ſüdlichen Frankreich, in Deutſchland, ja bis Hinterindien und Neuholland. Zudem fand man ſie in Felsſpalten und im Diluvium der ſibiriſchen und nordamerikaniſchen Polargegenden, der Tropengegenden von Mexiko und Peru, und der kalten Länder des ſüdlichſten Amerika. *

* Der Titel „Reliquiae diluvianae" zeigt ſchon, daß Buckland überzeugt war, jene Thierreſte ſtammten von der Sündfluth. Später kam ihm das Bedenken: ob dieſelben nicht einem noch früheren Katakysmus angehörten, vielleicht dem, Gen. 1, 2 erwähnten Urgewäſſer. Vorzüglich entſtand ſein Zweifel daher, daß man bisher keine Menſchenreſte gefunden, die ganz entſchieden einer antediluvianiſchen Zeit angehörten. Im Dämmerlicht dieſer Unterſuchung dürfte die Bemerkung erlaubt ſein, daß es Gen. 1, 24 heißt: Und Gott ſprach: die Erde bringe hervor lebendige Thiere. Durch dies göttliche Segenswort ward nicht ein einzelnes Land (etwa Armenien), ſondern die ganze Erde befruchtet, daher die allgemeine Verbreitung der vorſündfluthlichen Thiere über die ganze Erde. Dagegen ward nur Ein Menſchenpaar erſchaffen, deſſen Vaterland nach Gen. 2, 14 im Quellland von Euphrat und Tigris. — Ich bemerke auch, daß Gen. 5 die Reihe der Patriarchen vor der Sündfluth von Adam bis Noah nennt, aber nicht erwähnt, daß ihre Stämme ſich ausgebreitet, Reiche geſtiftet; erſt nach der Sündfluth erhalten wir Gen. 10 eine Völkertafel — die Nachkommen der Söhne Noahs. Hiernach ſcheint es, daß ſich die Menſchen vor der Sündfluth nicht weit ausgebreitet, ihre Gebeine auch deshalb nicht unter cuvieriſchen und antediluvianiſchen Reſten gefunden werden dürften.

Wie groß die Menge dieſer Reſte tropiſcher Thiere ſei, das ergibt ſich aus einer Nachricht des Naturforſchers Pallas. „Im ganzen aſiatiſchen Rußland, ſagt er, vom Don bis zum Vorgebirge der Tſchuktſchen, auf einer Linie von ungefähr 1000 deutſchen Meilen, iſt kein Strom oder Fluß, in deſſen Ufern man nicht Elephanten und andere Thiere, welche jetzt Fremdlinge in dieſem Klima ſind, fände. Durch heftige, vom Thauen des Schnees entſpringende Fluthen werden ſie ausgewaſchen und haben allgemein die Aufmerkſamkeit der Eingeborenen auf ſich gezogen, welche jährlich Elephantenzähne ſammeln und ſie als Elfenbein verkaufen.“ Einzelne Handelshäuſer führen in manchen Jahren 16,000 Pfund foſſiles Elfenbein aus. Die erſte Lächow-Inſel an der Nordoſtküſte Sibiriens iſt nach Hedenſtröm ſo voller Mammuthsreſte, daß die Hauzähne nicht merklich abgenommen haben, wiewohl ſeit 60 Jahren ganze Schiffsladungen derſelben weggeführt werden. — Aber nicht bloß Zähne und Knochen des Elephas primigenius (Mammuth) fand man, ſondern auch am Aneflüß der Lena in einer an 250 Fuß hohen Eismaſſe einen Elephanten mit Fleiſch, Haut und Haaren; weiße Bären und Hunde fraßen das Fleiſch. Einen aufrecht ſtehenden Elephanten mit Haut und Haaren fand man auch an der Alaſcia im nordöſtlichen Sibirien, im Wälni ein Rhinoceros, deſſen Kopf noch einen Theil der Sehnen und Ligamente hatte.

Faßt man alle dieſe in Buckands „Reliquiae diluvianae“ zuſammengeſtellten Thatſachen zuſammen, welch ein Bild früherer Zeiten der Erde tritt uns dann entgegen, wie war die Erde damals ſo ganz verſchieden von der unſrigen! Hyänen, Elephanten, Rhinoceros und Hippopotamus, dieſe tropiſchen Thiere lebten wirklich einſt in England, ja in den jetzt eiſigen Polargegenden. Aber ſie fanden ſich doch auch zugleich in aſiatiſchen, amerikaniſchen und auſtraliſchen Tropenländern. Demnach müſſen wir annehmen: Ein gleichmäßiges tropiſches Klima herrſchte damals auf der ganzen Erde.

War in jener Zeit Nordſibirien wie jetzt, wovon hätten ſich doch jene unzähligen Rieſenthiere dort nähren ſollen, geſetzt auch, ſie hätten die Kälte ertragen. Auf vielen Quadratmeilen der ſibiriſchen Eismeerländer wächſt gegenwärtig nicht ſo viel, als ein

Elephant an einem Tage verzehrt. Hätten jene Länder aber ein tropiſches Klima und eine entſprechende, reiche Vegetation, wie trat doch grimmige Kälte und Verödung an die Stelle? Und das urplötzlich. Denn frer jener im Eiſe tauſende von Jahren mit Fleiſch, Haut und Haaren wohl erhaltene Elephant nicht ſogleich ein, ſo ging er ja in Verweſung über.

Wie iſt uns das Alles ſo unbegreiflich! Sollen wir nicht auch denken: wie verſchieden von uns müſſen doch die Erzväter vor der Sündfluth organiſirt geweſen ſein, daß ſie nahe an tauſend Jahre lebten. Wie gieng es zu, daß die Lebensalter der Patriarchen nach der Sündfluth ſchnell abnahmen? Steht damit im Zuſammenhang, daß die Menſchen erſt nach der Sündfluth Fleiſch aßen?* — Wenn aber mit der Sündfluth eine ſolche phyſiſche Verwandlung der Menſchen eintrat, ſollte nicht auch der Thierwelt Aehnliches widerfahren, ſollte wirklich die Atmoſphäre vor der Sündfluth mit der gegenwärtigen völlig gleich geweſen ſein?**

Doch ich breche hier ab. Ich glaube, es iſt genug geſagt, um behaupten zu können: die Urwelt ſei zu verſchieden von der gegenwärtigen Welt geweſen, um die „mächtigen Geſchichten der längſt verfloſſenen Zeit" durch die Phyſik der Gegenwart mit voller Sicherheit auslegen zu können.

Wiewohl ich es nun zunächſt aufgab, jene Geſchichten wiſſenſchaftlich zu ergründen und zu begreifen, ſo ſuchte ich doch durch getreues Auffaſſen der gegenwärtigen Gebirge mir die vergangenen Zeiten der Erde zu vergegenwärtigen, und gelangte zu folgendem Reſultat. Es war eine Sündfluth, das bezeugen die Ruinen früherer Gebirge: Felsblöcke, Gerölle und die Gebeine unzähliger

* Gen. 9, 3.

** Vgl. Gen. 9, 12—17: der erſte Regenbogen. „Die Nothwendigkeit, ſagt der große Cuvier, in welcher ſich (die Geologen) ſahen, Urſachen aufzuſuchen, verſchieden von denen, welche wir jetzt wirken ſehen, iſt Schuld, daß ſie ſo viele außerordentliche Hypotheſen aufgeſtellt und ſich nach ſo vielen entgegengeſetzten Richtungen verirrten und verloren." Hierauf gibt Cuvier eine bedeutende Zahl irriger Hypotheſen kund.

Thiere, welche weit und breit die Länder bedecken. Es ging der Sündfluth eine Zeitperiode voran, da jene umgekommenen Landthiere und Vögel auf trockenem festem Lande lebten, auf denſelben Continenten, welche gegenwärtig Continente ſind. In jener Zeit herrſchte auf der ganzen Erde Ein und daſſelbe tropiſche Klima, da ſich foſſile tropiſche Thiere und Pflanzen vom nördlichen Eismeer, die Tropenländer hindurch bis zu den kalten Ländern der ſüdlichen Halbkugel finden; Elephantenreſte in den winterlichen Wüſten Sibiriens und Nordamerikas, in den warmen Aequatorialgegenden von Mexiko und Peru, und in der ſüdlichen gemäßigten Zone, in Neuholland.

Plötzlich muß aber in den nördlichen Polargegenden grimmige Kälte an die Stelle tropiſcher Wärme getreten ſein; das bezeugen die im Eiſe vielleicht mehrere tauſend Jahre hindurch wohl erhaltenen Leichname der Elephanten und Rhinocereſſe.

Jener Zeitperiode vor der Sündfluth ging aber eine noch ältere voran, in welcher ein früheres Gewäſſer die Erde bedeckte; das bezeugen die Seegeſchöpfe ſo vieler, in allen Welttheilen gefundenen, zum Theil hohe Gebirge bildenden Formationen, welche von Blöcken, Gerölle u. ſ. w. des Diluvium bedeckt ſind. Dieſe Formationen müſſen aus einem Meer, dem Lebenselemente jener Millionen in den Gebirgen verſteinerter Muſcheln, Zoophiten u. ſ. w. ſtammen.

Haben wir ſo Zeugen der Sündfluth und Zeugen eines noch ältern, die ganze Erde bedeckenden Gewäſſers, ſo ſind, hiermit verglichen, die Spuren früherer vulcaniſcher Thätigkeit höchſt geringfügig, nämlich unzweideutige Spuren, und auch dieſe ſcheinen keiner ſehr frühen Periode, wahrſcheinlich erſt dem Anfang der gegenwärtigen, anzugehören.

Wenn wir nun auf den Grund gegenwärtiger Beobachtung der Gebirge es verſuchten, uns die Art, wie ſie geworden, zu vergegenwärtigen, ſo drängt ſich der Gedanke auf: ob denn nicht in allen Geſchichten, nicht in den Völkerſagen, vor Allem aber in der Bibel, Auskunft, wenigſtens Andeutungen über die Bildungsgeſchichte der Erde und ihrer Gebirge zu finden ſeien, und ob jene

Traditionen mit den aufgestellten Bildungshypothesen übereinstimmen? Was zuerst die vulkanische Bildungshypothese betrifft und etwaige auf sie bezügliche Traditionen, so sagt hierüber v. Leonhard:* „In den Schriften des alten und des neuen Bundes sind zwar Bilder und Gleichnisse nicht selten, die man deuten könnte auf vulcanische Begebenheiten, allein die meisten scheinen entlehnt von Gewittern. Keine Stelle, das läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, ist vorhanden, welche entschiedenen Aufschluß zu geben vermöchte über irgend einen der bekannten Feuerberge. Solche Nachrichten wurden uns in den Werken von Weltweisen, Geschichtsforschern und Dichtern aus früher Zeit. Das darin Niedergelegte bezieht sich aber ohne Ausnahme auf jene Feuerberge, die noch jetzt thätig sind, auf die neueren; denn die Zeit der Entstehung basaltischer Gebilde tritt meist in undurchdringliche Nacht zurück. Der Mensch ist später als die großen Aenderungen, er kann nicht als Zeuge auftreten."

So schweigt also alle Tradition von großen Feuern der Vorzeit, es findet sich kaum die leiseste Andeutung, als sei die Erde einst im glühenden Zustand gewesen und habe sich erst allmählich abgekühlt. Schweigt denn die Tradition auch vom großen Gewässer, das in uralten Zeiten die Erde bedeckte? Keineswegs. Nicht nur die heilige Schrift, sondern viele Sagen der Völker berichten von jenem Gewässer. Ganz übereinstimmend mit den Beobachtungen der Geologen erzählt die Genesis von der Sündfluth, von einer Zeit vor der Sündfluth, da Menschen und Thiere die Erde bewohnten, und vom Gewässer, das vor Erschaffung des Menschen die Erde bedeckte. Wasser sei das älteste Element, sagen die Chinesen, wie die Aegyptier. Wasser waren allein, diese Welt war ursprünglich Wasser, sagen die Vedas; Wasser sei zuerst von Gott geschaffen, berichtet das alte Hindugesetzbuch Manu's. Wasser war des Schöpfers erstes Werk, heißt es in der Sakontala, und im Ramajana liest man: „Alles war ursprünglich Wasser, aus ihm

* Das Basaltgebilde Theil 2, 138. Der Verfasser ist entschiedener Vulcanist.

bildete sich die Erde." Mit dieser letzten Stelle stimmt ganz 2. Petri 2, 5: es sei „die Erde aus Wasser und durch Wasser bestanden durch Gottes Wort."

Ebenso berichten die Sagen der Völker von einer Sündfluth. Wasser der Sündfluth bedeckte die Erde nach indischen Sagen, und vernichtete ein sündiges Geschlecht, mit Ausnahme Satiavratas und sieben, in einem Schiffe erhaltener Gerechten.* Wasser der Sündfluth bedeckte die Erde nach assyrischer Sage, nur Xisuthrus mit wenigen ward in einem großen Schiffe gerettet; dieselbe Tradition findet sich in Phrygien**; dieselbe bei den Griechen vom Deukalion, der mit seinem Weibe sich in einem Kasten rettete, aus welchem er eine Taube ausfliegen ließ; alle übrigen Menschen kamen um.*** Nach der brittischen Druidenlehre ertranken alle Menschen bei der Ueberschwemmung der Erde, nur zwei wurden in einem Nachen gerettet.† Das erste Weltalter nennen die Mexikaner das Zeitalter des Wassers, welches dauerte, bis das Menschengeschlecht durch eine allgemeine Wasserfluth unterging, aus welcher nur Ein Mann und Eine Frau in einem Schiffe gerettet wurden. Eine ähnliche Sündfluthssage haben die Peruaner.

So wie sich nun die Tradition vom Untergange des Menschengeschlechts, mit Ausnahme weniger, durch die Sündfluth der Vorzeit unter so vielen Völkern findet, so auch die Ahnung einer zukünftigen Zerstörung oder Erneuung der Welt durch Feuer. Das vierte Alter der Welt bezeichnen die Mexikaner als das Alter des Feuers, welches dauere, bis die Welt durch Feuer untergehen werde.†† Die Inder lehren die künftige Verbrennung der

---

* „Die Sündfluth" aus dem Sanskrit, übersetzt von F. Bopp.

** Buttmann, Mythologus. 190. 192.

*** Eb. 195. 196. Vgl. Ovid. Metam. 1, 200 sq. Apollodor. 1, Cap. 7.

† Creuzers „Symbolik" von Moser. S. 922.

†† Weil sie glaubten: der Untergang trete am Ende einer ihrer Centurien ein, so feierten sie beim Anfang der folgenden neu erlebten Centurie dem Gott des Feuers Dankfeste für den Aufschub. Clavigero. 345. 401.

Welt;* nach Zoroaster werden einst „die Berge zerschmelzen mit Metallen.“** Die orphische Kosmogonie, Heraklit und die Stoiker sagten: durch Feuer werde die Welt erneut werden;*** die Epikuräer: durch Feuer werde sie untergehen.† Plinius spricht von dem in den Dingen verborgenen Feuer, das immer herauszubrechen strebe; die Zeit neige sich zum Weltbrande, welchen Vulcane verkündigten.†† Bei Ovid††† heißt es: im Schicksal sei es beschlossen, daß eine Zeit kommen solle, da Meer und Erde und die Himmelsburg vom Feuer ergriffen verbrennen werden. An eine Erneuung der Welt durch Feuer glaubten Deutsche und Skandinavier; den Galliern war der Leichenbrand ein Vorbild des Weltbrandes.*†

Stimmten die alten Fluthsagen der Völker mit der Genesis überein, so auch ihre Ahnungen einer künftigen Verbrennung mit den Weissagungen in der heiligen Schrift von der Zukunft, da die „Elemente vor Hitze zerschmelzen, und die Erde und die Werke, die darinnen sind, verbrennen werden.“ An diese Weissagung einstiger Verbrennung schließt der Apostel die tröstlichen Worte an:

---

* Roger „Offene Thür zum verborgenen Heidenthum.“ Creuzer l. c. S. 199; in der größern Symb. 3, 317.

** Creuzer l. c. 227.

*** Simplic. in Aristot. de coelo 1, 9. Cic. de natura deor. 2, 46 Acad. q. 4, 37.

† Minuc. Fel. Octavius. 34. Und Lucretius:

Nam statuit genitor rerum irrevocabile tempus
Quo cunctum terrens rumpat Flamma ultima mundum.

†† Plin. Hist. nat. 2, 110. 111 und 7, 16. Er sagt: Exustio in cujus vices nunc vergit aevum. — Ardet Aetna — nec in illo tantum Natura saevit, exustionem terris denuncians. Vgl. auch Seneca consol. ad Marc. cap. ult.

††† Ovid. Metamorph. 1, 256:

Esse quoque in fatis reminiscitur, affore tempus
Quo mare, quo tellus, correptaque regia coeli
Ardeat.

*† Creuzer l. c. 919 und 920.

„Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheißung, in welcher Gerechtigkeit wohnet." *

Alles deutet sonach darauf hin, daß Wasser das herrschende Element der Vorzeit war, dessen Gewalt sich zu Ende neigt; die Macht des Feuers, des Elements der Zukunft, aber im Wachsthum begriffen sei.

Jeder Moment der Gegenwart ist ein Januskopf, der rückwärts in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft schaut; in jedem solchen Momente neigen sich Kräfte früherer Zeiten zu Ende, und Kräfte der Zukunft werden geboren oder wachsen heran. Hüten wir uns diese Kräfte zu verwechseln, die Schwäche des heranwachsenden Jugendlichen mit der Schwäche des Alternden, Anfang und Ende der Zeiten.

Es freut mich sehr, daß ein so gewissenhafter, kenntnißreicher Naturforscher, wie Wagner, meiner geologischen Ansicht beistimmt. Ist sie richtig, so darf es nicht wundern, wenn mehr und immer mehr Feuerzeichen als Vorboten der Zukunft sich zeigen. Nachwehen der Urzeit sind sie nicht. So viele Sagen von den mächtigen Gewässern der Vorwelt haben wir, aber weder das alte Testament berichtet je von großen Feuern und Feuerwirkungen der Urzeit, noch Sagen der Völker. —

* * *

Doch ich breche hier ab, besorgt selbst gegen die Warnung Göthes zu verstoßen, welche ich zu Anfang mittheilte, und gegen jene alle hochfahrenden Menschengedanken niederschmetternden Worte des HErrn im Buche Hiob: „Wer ist der, der so fehlet in der

---

* Vgl. 2. Petri 3. 5—13. Bei den Discussionen über die Harmonie der Bibel mit den Resultaten der Naturforscher hat man, meines Wissens, früher nie diese so klare, Vergangenheit und Zukunft der Erde in wenigen Worten characterisirende Stelle ins Auge gefaßt. Die Worte V. 5: γῆ ἐξ ὕδατος καὶ δι' ὕδατος συνεστῶσα τῷ τοῦ Θεοῦ λόγῳ stimmen mit der neptunistischen Ansicht über die Entstehung der Gebirge, dagegen V. 10 den Vulcanisten auf künftige Verbrennung der Erde verweist.

Weisheit und redet so mit Unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich. Wo warst du, da ich die Erde gründete? Sage mirs, bist du so klug? Da mich die Morgensterne lobeten und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des Meeres gekommen, und hast in den Fußtapfen der Tiefen gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore aufgethan?" — Den Gelehrten bleibt ein unabsehbares Feld der Gebirgsforschung. Fort und fort werden sie versuchen, sich durch gegenwärtige Beobachtungen jene Anfänge der Zeit zu vergegenwärtigen, da die Erde und die Welt erschaffen werden. Viele verlieren selbst den Muth nicht, lassen sich nicht irre machen im Streben, das Universum und seine Geschichte zu fassen, wenn sie auch sehen, daß Psychologen und Physiologen über des Menschen Wesen, sein Entstehen, Leben und Sterben seit Jahrtausenden nachsinnen und nachsinnen, ohne ihm auf den Grund zu kommen.

Die Genesis sagt uns im heiligen Lapidarstil nur wenige geheimnißvolle Worte über das Geheimniß der Schöpfung. Als wäre ihm der heiße, gränzenlose Wissenstrieb gleichgültig, offenbart dagegen Gott dem Menschen lieberoll, was er bedarf, um nicht zu verzagen und Seelenfrieden zu finden.

Die Genesis beginnt mit den tröstlichen Worten: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Ich bin das A. Und im letzten Buch der heiligen Schrift, in der Apokalypse, ist der immer wiederkehrende Refrain: Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige. —

Mit solchen gewaltigen Gottesworten beginnt und endet die Bibel. Wer sie im Glauben zu Herzen nimmt, der hat das beste, gewisseste Theil erwählet, ein unerschütterliches Vertrauen auf des guten Gottes ewiges Regiment; muß er auch in dieser Zeitlichkeit auf ein ganz klares und gewisses Verständniß der dunkeln Geschichten der Vergangenheit und der ebenso dunkeln prophetischen Geschichte der Zukunft verzichten.

Geſchichtliche Verſuche.

Griechenland.

Im vierten Theile meiner Geſchichte der Pädagogik (S. 86) habe ich erzählt, daß ich F. A. Wolfs Vorleſungen über mehrere griechiſche Klaſſiker gehört, andere mit meinem Freunde J. Bekker geleſen habe. Später im Jahre 1804 ward ich durch Keplers wiederholte Hinweiſung auf Pythagoras und Pythagoräer beſtimmt, für eine Zeit lang die griechiſchen klaſſiſchen Dichter und Hiſtoriker zu beſeitigen, meinen Blick dagegen auf eine ganz andere Richtung der griechiſchen Bildung zu wenden.

Ich will dieſe Richtung vorläufig mit einem etwas bedenklichen Namen, die pythagoräiſche, nennen.

Dieſer Richtung nachzuſpüren, las und excerpirte ich Bücher, welche gar nicht zu denen gehören, die man behufs klaſſiſcher Bildung zu ſtudiren pflegt. So las ich den Clemens Alexandrinus, beſonders die Stromata, ſelbſt den (unächten) Ocellus Lucanus und Timaeus, mehrere kleine Schriften des Plutarch, den Donarius Pythagoricus des Meursius; ich wagte mich ſelbſt an die griechiſchen Muſiker. Als ich im Jahre 1805 nach Freiburg ging, ſetzte ich hier dieſe hiſtoriſchen Studien fort und las zunächſt des Montucla histoire des Mathématiques.

Um jene Zeit verſuchte ich nun einen Ueberblick der Bildungsgeſchichte der Griechen zu gewinnen. Es ließen ſich, wie es mir ſchien, zwei Bildungen von ſehr verſchiedenem Charakter nachweiſen. An der Spitze der einen, der künſtleriſch plaſtiſchen, ſtand Homer (Homeriden), an der Spitze der andern unſinnlichen, ſymboliſchen,

mathematiſchen ſtand Pythagoras (Pythagoräer). Beide Bildungsweiſen ſtehen in durchgreifendem Gegenſatz zu einander.

In der Ilias und Odyſſee kräftige Sculpturgeſtalten der Menſchen und Götter, Freude am Geſang, am Mahle, an Weibern — aber dem kräftigſten lebendigſten Leben folgt der mattеſte Tod, der in ein trübes Schattenreich führt (Odyſſeus und die Schatten, Achills Klage über Patroklus).

Die Göttergeſtalten verſchwinden bei den Pythagoräern dem ſterblichen Auge und verwandeln ſich in perſonificirte Zahlen. *Μονάς* = *Ἄλσος*. *Δυάς* = *Ἄρτεμις*. *Τριάς* = *Θέτις*. *Τετρὰς* = *Ἑρμῆς* ff. — Bei ihnen kein herzerfreuender Geſang im homeriſchen Sinne, ſondern Freude an der Lyra als Symbol der Sphärenmuſik und an den mathematiſchen Verhältniſſen der Töne. Bei ihnen kein Schmauſen, ſondern gewiſſenhafte Diät, vegetabiliſche Speiſe, während Homer nur (?) Fleiſchſpeiſe erwähnt. Entſprechend tritt bei ihnen auch die Frauenliebe zurück.

Dem freien Naturleben bei Homer gegenüber, lieben die Pythagoräer ein eſoteriſches Geheimleben. —

Bei ihnen herrſcht (in Großgriechenland) der doriſche Dialekt (mit verwandelndem *α*), bei Homer der joniſche Dialekt. Pythagoras lehrte die Seelenwanderung. Zwiſchen den öſtlichen Joniern in Kleinaſien und den weſtlichen Großgriechen liegt Athen. Hier trifft die Bildung beider zuſammen. Im attiſchen Drama z. B. gehören die einzelnen dialogirenden Perſonen der homeriſchen, die (doriſchen) Chöre der pythagoräiſchen Seite an.

Ich hatte mir dieſe Anſicht noch weiter ausgebildet. Wie ſich, ſagte ich, die Eleatiker zu den Pythagoräern verhalten, ſo die Atomiſtiker zu Homer. Die große künſtleriſche Anſchauung des lebendigen, bewegten, ſchönen *Κόσμος* verwandelt ſich bei den Eleatikern in das Phantaſma eines unendlich großen geſtaltloſen Atoms; die Harmonie der Sphären verſtummt, alles wird zu einem bewegungs- und maßloſen Klumpen *ταὐτὸν ἐν ταὐτῷ θίγγανον καθ' ἑαυτό τε κεῖται* (Parmen. fragm.). Selber geſetzt auf ſich und auf ſich ſelber gegründet liegts. Dieſer Annahme *Eines* Atoms von *unendlicher* Größe bei den Eleatikern gegenüber ſtanden mir die Ato-

miſtiker in ihrer Lehre von zahlloſen unendlich kleinen Atomen. Ebenſo ſteht dem zeitloſen, von allem Werden abſehenden *ἐν καὶ πᾶν* der Eleaten, das Princip des Zeitlichen, Werdenden, fort und fort Fließenden des Heraklit gegenüber.*

Indien.

Wiederholt fand ich Andeutungen, daß die Griechen ihre Weisheit aus dem Orient erhalten, daß namentlich Pythagoras die Bramanen aufgeſucht habe. Auf den Orient zeigt ſeine Lehre von der Seelenwanderung hin, dahin ſeine vegetabile Nahrung, vielleicht ſelbſt ſein doriſcher Dialekt. Im Orient glaubte ich daher die Urquelle der Weisheit und großer Traditionen aufſuchen zu müſſen. Ihr Griechen, ſagte ja der ägyptiſche Prieſter zu Solon, ihr ſeid immer Knaben und der Seele nach jung, denn ihr habt keine Lehre durch alterthümliche Ueberlieferung. — Dies Wort verwies mich in die Heimath der Tradition. —

An die uralte tiefſinnige Weisheit des Orients verwies mich auch Jamblichus (Lib. de mysteriis Sect. 7. 5). Er ſagt: Man muß auch dieſelben alten Gebräuche der Anbetung als heilige Aſyle unverändert beibehalten, ſo daß man nichts baren-, nichts Fremdes dazuthut. Denn dadurch geſchah es, daß in unſerer Zeit die göttlichen Namen der Tage und die Gebete ihre Kraft verloren, weil ſchon längſt die Griechen, dieſe Neuerer und Frevler, auf's Willkührlichſte alles dies verändert haben und noch verändern. Die Barbaren, wie ſie ehrwürdig (unveränderlich) in ihren Sitten, ſo bleiben ſie auch feſt in ihren Worten.**

---

* Ich theile das über meine griechiſchen Studien Geſagte nur mit, um zu zeigen, wie ich damals dazu gekommen, mich mit Indien zu beſchäftigen. Es verſteht ſich, daß ich die Charakteriſtik der griechiſchen Bildung nur als den unreifen Verſuch eines Jünglings anſehe.

** Ich führe dieſe Stelle an, weil ſie auf meine jugendlichen Studien Einfluß übte. Hanlej' treffliches Werk über „das Buch von den ägyptiſchen Myſterien", macht eine nähere Beſprechung der citirten

Ich begann nun eifrigſt Alles zu leſen und ſorgfältig zu excerpiren, was ich nur über den Orient, vorzüglich aber über Indien auftreiben konnte. Werners bedeutende Bibliothek und wenn dieſe nicht ausreichte, die Königl. Bibliothek in Dresden verſahen mich reichlich mit betreffenden Schriften. Vor Allem nenne ich die Asiatic Researches, und in dieſen beſonders die Abhandlungen von W. Jones und Colebrooke. Weniger wirkte auf mich Fr. Schlegels Werk über Sprache und Weisheit der Inder; es war mir zu abſtrakt, beſonders über das Weſen der Sprache reflectirend, weniger durch Thatſachen imponirend. Abgeſehen von dem Werke F. Schlegels, war aber in jenen Jahren 1804 und 1805, Indien für die Deutſchen meiſt noch eine Terra incognita; ſpäter erſt traten bahnbrechend Bopp, A. W. Schlegel u. a. auf. Nur Sakontala ward durch Georg Forſter früher bei uns bekannt; in einem Diſtichen ſprach Goethe ſeine Bewunderung derſelben aus. —

Ich war nun wie in eine ganz neue Welt eingetreten. In den Indern, die ich früher nur dem Namen nach gekannt, fand ich ein wunderbar begabtes Volk.

Die Höhe indiſcher Bildung anzudeuten, nur kurz anzudeuten, dieß.

Ihre Muſik begriff Geſang, Inſtrumentalmuſik und Tanz. Sie hatten eine Art Notenſchrift. Bei genauer mathematiſcher Beſtimmung der Tonverhältniſſe, behaupten die Inder doch nicht, daß die kleinen Intervallen mathematiſch gleich ſeien, ſondern betrachten ſie nur als in der Praxis gleich. Die ſechs muſikaliſchen Modi

---

Stelle überflüſſig. Nur dies bemerke ich, daß Jamblichus die citirte Stelle tiefſinnig zu Anfang des Kapitels begründet. „Aber," ſagt er, „du wirfſt ein: wer ein Wort hört, berückſichtigt nur deſſen Bedeutung, es iſt ihm gleichgültig, welches Wort es ſei, wofern nur deſſen Begriff ungeändert bleibt. So iſt es nicht. Wären die Namen nur von Menſchen gegeben, ſo würde es gleichgültig ſein, ob du dies Wort gebrauchteſt oder ein anderes; entſprechen aber die Worte der Natur der (durch ſie bezeichneten) Dinge, ſo gefallen die entſprechendſten den Göttern am meiſten. Darum hat die Sprache heiliger Völker den Vorzug vor denen der andern Völker."

waren von jeher den ſechs Jahreszeiten der Inder entſprechend aufgeſtellt; eine zweite Eintheilung ſchloß ſich an die Eintheilung des Tages und der Nacht in acht Theile. In der beſtimmten Zeit des Jahres und der Tages ſingen ſie nur die für dieſe Zeit beſtimmte Muſik. In früherer Zeit wechſelte man nach Maßgabe des Inhalts Metrum und Modulation. Wiewohl in alten Sanskritwerken die Theorie der indiſchen Compoſitionen erhalten iſt, ſo ſcheint doch die Praxis gänzlich verloren zu ſein, berichtet W. Jones.

Indiſche Baukunſt. Ihre Tempel ſind nach den Cardinalpunkten orientirt, die vier Haupteingänge liegen genau in der Richtung von Nord, Süd, Oſt und Weſt. Berühmt iſt die Pagode von Mahabalipuram bei Madras, dann die Höhlentempel von Elephanta und Salſette. Von den wunderbaren unterirdiſchen Tempeln bei Ellore ſagt der Reiſende Malet: ſie ſeien kaum minder außerordentlich als die ägyptiſchen Pyramiden.

Die indiſche Philoſophie erweiſt ſich als außerordentlich tief und ſubtil nach den mannigfaltigſten Richtungen, ihre Heilkunde ſoll ausgezeichnet ſein.

Es iſt nicht meine Abſicht, eine befriedigende, umfaſſende Charakteriſtik der Inder zu geben, der Aufgabe wäre ich nicht entfernt gewachſen. Nur drei Gegenſtände will ich näher in's Auge faſſen: Die Sprache der Inder und ihre Mathematik und Aſtronomie.

Die Sprache.

William Jones, dieſer eminente Philolog ſagt: „die Sanskrit iſt von wunderbarer Bauart, vollkommener als das Griechiſche, reicher als das Lateiniſche und viel feiner gebildet als beide; aber doch hat ſie in den Wurzeln der Zeitwörter und in ihren grammatikaliſchen Formen eine ſtärkere Verwandtſchaft mit ihnen, als der bloße Zufall hätte bewirken können. Ja dieſe Verwandtſchaft iſt ſo auffallend, daß jeder Philolog nach angeſtellter Unterſuchung glauben muß, daß ſie alle drei aus einer gemeinſchaftlichen Quelle entſprungen ſind, die vielleicht nicht mehr exiſtirt."

A. W. Schlegel kann nicht müde werden, die Vollkommenheit

des Sanskrit zu preiſen und darzulegen. „Die indiſche Sprache,“ ſagt er, „gehört zu dem edelſten Stamme, und hat unter den ihr im Bau und Weſen verwandten Sprachen zugleich das urſprüngliche Gepräge am meiſten bewahrt, und die höchſte in ſich geſchloſſene Vollendung erreicht.“

Schlegel nennt ſie eine geflügelte und wohllautende Sprache, die in ihren Wortbildungen unerſchöpflich mannigfaltig ſei. Pelasgiſche und germaniſche Sprachen ſtammten aber nach ihm *nicht* von der Sanskrit ab. Nullam harum ab altera derivatam dici posse, sed omnes, deductis in contraria rivulis, ab *eodem* fonte fluxisse.

„Die Sanskrit,“ ſagt Schlegel an einer andern Stelle, „iſt eine unermeßlich reiche Sprache, vorzüglich durch die Mannigfaltigkeit ihrer Derivationsformen und durch die unbegrenzte Fähigkeit der Zuſammenſetzung.“ —

„Das Sanskrit heißt die Sprache der Götter, und ſoll in ſeiner *vollendeten* Geſtalt auf einmal *offenbart* worden ſein. Der Begriff, daß ihre Sprache in irgend einer Vorzeit einmal anders geſtaltet und weniger entwickelt geweſen ſei, iſt daher den indiſchen Grammatikern völlig fremd.“

„Die Grundbeſtandtheile und die Formen der Entwicklung, die Wurzeln und die Affixe haben ſie mit der größten Genauigkeit, ja ich möchte ſagen, ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit aufgefaßt und unterſchieden, aber ſie nehmen beide für eine *gegebene* Thatſache, über welche hinaus zu grübeln ihnen gar nicht einfällt.“

Schlegel ſelbſt fand, daß das Indiſche ſeit der Zeit des ſo alten Geſetzbuches des Menu bis in die neueſte, keine Veränderungen erlitten habe.

Die herrliche Sprache iſt von den tiefſinnigſten Forſchern bewundernswürdig grammatiſch behandelt worden. Der Allen von Pânini,* der in der früheſten Zeit lebte, ſein Werk gilt den Andern für inſpirirt. „Wir werden nicht in Abrede ſein,“ ſagt

* Pânini the father of Sanscrit grammar lived in so remote an age, that he ranks among those ancient sages, whose fabulous history occupies a conspicuous place in the Puranas.

Schlegel, „daß die indiſchen Grammatiker ihre Sprache ganz anders, bis in die feinſten Verzweigungen hinein durchgearbeitet haben, als wir es bis jetzt thun konnten. An wiſſenſchaftlichem Geiſt werden wir ſie ſchwerlich übertreffen.“

Das Urtheil des ſo gründlichen Colebroke über Sanskrit und Sanskritgrammatiker ſtimmt ganz mit Schlegels.

Ueber die Proſodie der Sanskrit ſagt er, „ſie iſt reicher als die irgend einer andern Sprache durch die mannigfaltigen Metra, welche theils durch Quantität, theils durch Sylbenzahl geregelt ſind, beide mit und ohne Reim.“

42 durch die Quantität beſtimmte Metra erwähnt Colebroke.

Das Zweite, was ich näher in's Auge faſſen will, iſt die

Mathematik der Inder.

Montucla beweiſt überzeugend, daß die Erfindung der neun Ziffern und der Null von den Indern ſtamme. Nach Strachey ſtimmen dem alle perſiſchen und arabiſchen Bücher über Arithmetik bei. Aus einer perſiſchen Arithmetik theilt er die Geſtalt der neun Ziffern und das ebenſo bewunderungswürdig tiefſinnige als einfache, leicht verſtändliche, und beim Rechnen Unglaubliches leiſtende dekadiſche Syſtem mit. — „Nach den Indern iſt Zählen (numeration) göttlichen Urſprungs, da die Erfindung der neun Ziffern und einer ſolchen Feſtſetzung ihrer Stellen, daß ſie zum Schreiben aller Zahlen ausreichen, dem gnädigen Schöpfer der Welt zugeſchrieben werden müſſe.“

Arithmetik und Algebra. Colebroke vergleicht den indiſchen Algebraiſten Aryabhatta mit Diophantus, dem vorzüglichſten griechiſchen, welcher mit Aryabhatta ungefähr gleichzeitig lebte. Man muß zugeben, ſagt er, daß der indiſche Algebraiſt in der Wiſſenſchaft weiter war „(more advanced in the science). In the whole science Diophantus is very far behind the Hindu writers“,* wiewohl er ſonſt trefflich ſei. — Die Inder hatten vor den Griechen

* D. i.: „In der ganzen Wiſſenſchaft ſteht Diophantus weit hinter den indiſchen Schriftſtellern zurück.“

ihr dekadiſches Ziffernſyſtem voraus, was großen Einfluß auf die Algebra hatte.* Ihre Algebraiſten anticipirten auch neuere Entdeckungen. So: einen Beweis des pythagoräiſchen Lehrſatzes, den Wallis zuerſt gegeben, — dann: eine allgemeine Löſung unbeſtimmter Aufgaben, die Bachet zuerſt 1624 fand; ferner: eine allgemeine Methode der Löſung unbeſtimmter Aufgaben des zweiten Grades, welche Brounker 1657 fand, deren Wichtigkeit aber Euler erſt in der Mitte des 18. Säculums nachwies.

Mit Colebrooke ſtimmt Strachey überein. Er habe gezeigt, ſagt er, daß die Hindus bewundernswürdig weit in einigen Theilen der Algebra, daß ſie in der indeterminate analysis im Beſitz eines Grades von Kenntniß geweſen, welcher in Europa der Welt zuerſt durch Bachet und Fermat im 17. und durch Euler und la Grange im 18. Jahrhundert mitgetheilt worden. — Nach Playfair deuten trigonometriſche Regeln der alten Surya Siddhanta auf merkwürdige Theoreme hin, ſo auf eins, welches erſt im 17. Säculum von Vieta gefunden ward.** Der ſpätere Commentator der Surja Siddhanta verſtand ſchon das Princip der Regel nicht, „was," ſagt Strachey, „ein Rückſchreiten der orientaliſchen (mathematiſchen) Wiſſenſchaft verräth, welche aus einer ſehr frühen Zeit herſtammen muß."

Ich komme Drittens zu

Aſtronomie der Inder.

La Loubere, franzöſiſcher Geſandter in Siam, brachte ein aſtronomiſches Manuſcript von da mit, die Stellungen von Sonne

* „Die Griechen bedienten ſich ihres Alphabets zur Bezeichnung unſerer Ziffern. Dieſe Art der Bezeichnung war aber eine für alle arithmetiſchen Operationen ſo höchſt unbequeme und manche derſelben nicht bloß erſchwerende, ſondern auch faſt unausführbar machende." Darum löſte man die meiſten arithmetiſchen Aufgaben durch geometriſche Conſtructionen. Müller zur Ueberſ. des Theaetet S. 214.

** Colebrooke und Strachey erwähnen noch mehrere bedeutende Leiſtungen der indiſchen Mathematiker, mir genügte es, einige anzuführen.

und Mond zu berechnen. Sie gleichen den unſrigen durchaus nicht, es ſind nur Additionen, Subtractionen, Multiplikationen, Diviſionen gewiſſer Zahlen, ein um ſo ſchwereres Räthſel, weil die Reſultate dieſes Calculs durch Worte ausgedrückt ſind, welche die, ſo ſich ihrer bedienen, ſelbſt nicht verſtehen. Dominicus Caſſini unternahm die Löſung. Er fand die Methode genialiſch und ſagte: „Wirklich ſcheint nichts erfunden werden zu können, um den Calcul der Sonnen- und Mondbewegungen von den beſchwerlichen Tafeln zu befreien. Hätten wir dergleichen Regeln und jemand brächte ſie in versus memoriales, ſo könnte ein Reiſender mitten in Amerika die Bewegungen ohne Buch berechnen."

* La période de 19 années des Indiens, ſagt Caſſini, est donc plus juste que ces périodes des anciens et que nôtre cycle d'or, et elle s'accorde à 3′ 5—6″ près avec la période de 235 mois lunaires établie par les Modernes.

L'épacte Indienne est beaucoup plus précise que nôtre épacte vulgaire.

Niebuhr erzählt: ein Engländer habe ihm verſichert, daß ein Braman ihm im Jahr 1761 ziemlich genau vorhergeſagt hätte, zu welcher Zeit die Venus vor der Sonne vorübergehen würde.

Aryabhatta behauptete die tägliche Bewegung der Erde um ihre Axe, ebenſo Brahmagupta. Die Sternenſphäre, ſagt dieſer, iſt feſt und die ſich um ſich bewegende Erde erzeugt ſo das tägliche Auf- und Untergehen der Sterne und Planeten.

Die Beſtimmung der ſynodiſchen Umlaufszeit des Mondes durch die Juder iſt viel correcter als die der Griechen. Die alten Bramanen kannten die Länge des Sonnenjahrs viel beſſer, als Hipparch und Ptolemäus, ſagt le Gentil. Dieſer ward im Königl. Auftrag 1761 und 1769 nach Indien geſchickt, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Im Jahre 1779 erſchien ſeine Reiſebeſchreibung, ein kurzer Bericht über die Reiſe aber ſchon 1771 in der Histoire de l'Académie des Sciences. Le Gentil's Mittheilungen haben vorzüglichen Werth, da er ein in

* Mém. de l'Acad. des sciences. Vol. VIII.

Frankreich anerkannter Aſtronom der Akademie war, dann, weil er bei einem Inder aſtronomiſchen Unterricht genommen hatte. Die Bramanen, ſagt le Gentil, kennen die praktiſche Aſtronomie nicht.

„Je vis calculer devant moi à un de ces Indiens une eclipse de Lune, que je lui proposai, la première qui me vint en idée: cette eclipse avec tous les élémens préliminaires, ne lui couta pas trois quarts d'heures de travail." Da le Gentil die Berechnung der Finſterniſſe auf indiſche Weiſe gelernt, ſo fand er, daß dieſe Berechnung bei mehreren Mondfinſterniſſen merkwürdig zutraf.

Sie haben Mondtafeln — qui m'ont paru faites avec beaucoup d'art — ſagt derſelbe. Weiterhin berichtet er: Ils font leurs calculs astronomiques avec une vitesse et une facilité singulière sans plume et sans craye.: ils y suppléent par des cauris (Muſcheln) qu'ils rangent sur une table, comme nos jetons, et le plus souvent par terre.

Cette méthode de calculer m'a paru avoir son avantage en ce qu'elle est bien plus prompte et plus expéditive que la nôtre.

Aber puisqu'on efface à mesure qu'on avance, ſo muß man, wenn man ſich verrechnet, von vorne anfangen. „Aber ſie irren ſich ſehr ſelten," ſagt le Gentil. „Sie arbeiten mit merkwürdig kaltem Blut und einer Ruhe, die wir nicht haben."

Leurs regles de calculs astronomiques sont en vers énigmatiques, qu'ils savent par coeur; par ce moyen ils n'ont pas besoin de tables de préceptes. Au moyen de ces vers qu'on leur voit réciter (comme nous faisons nos formules) à mesure qu'ils calculent, et au moyen de leur cauris, ils font les calculs des éclipses de Soleil et de Lune avec la plus grande promptitude.

Les calculs que je rapporte sont faits avec le dernier scrupule, ils ont été réfaits plusieurs fois. Die indiſche Berechnung der Finſterniſſe gründe ſich auf den 47. Lehrſatz Euklids — den pythagoräiſchen Lehrſatz, welchen ſie alſo ſchon kannten.

Bailly in ſeiner histoire de l'Astronomie ancienne ſagt gelegentlich von le Gentil's Mittheilungen: man müſſe glauben: die braminiſchen Tafeln oder Regeln gehörten einer frühern Theorie

an, welche vor Zeiten durch viel Kunſt einfach und ſicher aufgeſtellt ſei. Le Gentil habe bei zwei berechneten Mondfinſterniſſen nur 22′ bis 24′ Abweichung von der Beobachtung gefunden. „Es iſt merkwürdig," ſagt Bailly, „daß in dieſen beiden Finſterniſſen die Braminen die Dauer derſelben genauer angegeben haben, als die Tafeln von Meier, die genaueſten, welche wir beſitzen."

Die Juder unterſchieden inſpirirte und nicht inſpirirte Aſtronomen. „Aryabhatta," ſagt Strachey, „galt bei den indiſchen Commentatoren für den früheſten nicht inſpirirten und nur menſchlichen (mere human) Verfaſſer."

An die Aſtronomie der Juder ſchließt ſich ihre

Chronologie

an.

Sie nahmen vier Weltalter an.

Das erſte: Satya-Yug dauerte	4 × 432,000 =	1,728,000	Jahre.
Das zweite: Treta-Yug „	3 × 432,000 =	1,296,000	„
Das dritte: Dwapar-Yug „	2 × 432,000 =	864,000	„
Das vierte: Kali-Yug „	1 × 432,000 =	432,000	„
	zuſammen	4,320,000	Jahre.

Dieſe aſtronomiſche Zeitrechnung legen ſie bei ihrem Berechnen der Ekliptſen ꝛc. zu Grunde, und ſie rechnen, wie wir ſahen, richtig. Die großen Zahlen — ſie haben freilich noch größere — können unſeren Aſtronomen nicht ſehr auffallen, da ſie ſelbſt unter Anderm fanden, daß der Stern Wega von der Sonne 15,428,000,000,000 Meilen entfernt ſei, und daß deſſen Licht 12 Jahre brauche, um zur Sonne zu gelangen, wiewohl daſſelbe 148 Millionen Meilen in der Stunde zurücklege. — Merkwürdig iſt in Bezug auf die Zeit der indiſchen Weltalter eine Aeußerung Schweiggers. „Was mir Veranlaſſung gab," ſagt er, „mich mit dieſen (indiſchen) chronologiſchen Zahlen zu beſchäftigen, iſt die Abhandlung von Hanſten über die vier magnetiſchen Pole der Erde. Er beſtimmt die Zeiten der Umdrehung dieſer vier Pole, durch die Zahlen 864, 1296, 1728, 4320 (?). Und merkwürdig genug ſtehen dieſe Zahlen in einer gewiſſen Beziehung mit der

berühmten aſtronomiſchen Periode, dem groſsen platoniſchen Jahre. Denn die Zeit, in welcher die vier magnetiſchen Pole wieder ganz in derſelben Lage ſind, in welcher ſie ſich gegenwärtig befinden, umfaſst 25,920 Jahre. — Eine neue Beſtätigung, daſs in jenen (indiſchen) Zahlen ein tiefer Sinn ſein wird." —

Was ich über Sprache, Mathematik und Aſtronomie der Inder mitgetheilt, iſt meiſt wirkliches Excerpt aus den zuverläſsigſten Schriften anerkannter Autoren — von W. Jones, Colebrooke, A. W. Schlegel, le Gentil u. A. Ich habe vorſätzlich keine Bemerkungen hinzugefügt.

* * *

Wie wurde mir, als vor vielen Jahren mir zuerſt ein ſo eminentes Volk, das ich bis dahin nur dem Namen nach gekannt, in der Herrlichkeit ſeiner Begabung vor die Seele trat. Was mich ſo ergriff, theilte ich meinen Freunden Moritz von Engelhardt und Schubert in Freiberg mit. In einem Briefe an Steffens und Schleiermacher verſuchte ich die erſte Zuſammenſtellung meiner Reſultate. Dieſe Mittheilungen wurden von den Freunden mit groſser Theilnahme aufgenommen. Wer auch nicht wie ich ſchwärmeriſch ergriffen war, der muſste doch ſchon beim Leſen der von mir mitgetheilten Thatſachen über die geiſtige Höhe der Inder ſtaunen. Iſt nicht die Sprache das treue Abbild eines Volks? Die Sanskrit iſt aber nach Allem eine der erſten Sprachen der Welt, ſie gilt vielen als die erſte im indogermaniſchen Sprachſtamme. Groſs durch Dichtkunſt, Baukunſt, Muſik, Mathematik, unbegreiflich groſs in der Aſtronomie ſind die Inder.

Was mich bei meinen indiſchen Studien aufs Aeuſserſte befremdete, war dieſs. Bisher hatte ich in der Geſchichte der Wiſſenſchaften nur von der *fortſchreitenden* Ausbildung derſelben gehört, und daſs die Späteren immer die Früheren überböten. Hier in Indien das volle Gegentheil. Die Sanskrit ſollte in ihrer *vollendeten* Geſtalt auf einmal offenbart worden ſein. Der Begriff, daſs ihre Sprache in irgend einer Vorzeit einmal

anders gestaltet und weniger entwickelt gewesen sei, ist daher den indischen Grammatikern völlig fremd, sagt A. W. Schlegel.

Ebenso ist's in der Mathematik. Das dekadische System ist dem Inder eine frühe Offenbarung. Der spätere Brahmagupta wollte des frühern Aryabhatta Algebra verbessern, verschlechterte sie aber aus Unverstand.

In der indischen Astronomie zeigte sich der Rückschritt am stärksten. Der jetzige Inder rechnet ganz mechanisch nach Formeln in Versen, die er gar nicht versteht, welche ihm aber die tiefsinnigste Weisheit uralter Zeit hinterlassen hat.

Ebenso ist die Dichtkunst der Inder in neuerer Zeit verstummt; in alten Sanskritwerken ist wohl die Theorie ihrer Musik erhalten, aber die Praxis scheint ganz verloren; es gilt den Indern als unmöglich, gegenwärtig Tempel zu bauen, welche den alten gleich.

Sie haben die Ansicht von vier Zeitaltern der Welt mit mehreren andern Völkern gemein. Das erste Zeitalter, sagen sie, sei das goldene gewesen, in jedem folgenden seien Zeit und Menschen schlechter und schwächer geworden; das gegenwärtige vierte Alter aber sei so bös, daß es selbst den Willen lähme, und die Besserung der Menschen dadurch unmöglich mache. Das sagten sie wiederholt den christlichen, Buße predigenden Missionaren. Alles weist demnach zurück auf eine geheimnißdunkle Vergangenheit, in welcher dem Menschen vollkommene Weisheit und Kunst als unmittelbare göttliche Gabe zu Theil wurde. Es stimmt dies mit Cicero's Ausspruch (Tusc. 1, 12): Antiquitas quo propius aberat ab ortu et progenie divina, hoc melius forsitan ea, quae erant vera, cernebat. — Und Tertullian schreibt: id verum, quod primum.

Gelten diese Aussprüche doch von der Religion. Eine Unzahl Götter tritt uns bei den Indern in ihren epischen Gedichten und Dramen entgegen, in den Felsentempeln findet man ihre Mißgestalten, der Kalender verzeichnet ihre Geburtstage und Thaten.*

---

* Vgl. W. Jones: „The lunar year of the Hindus" Asiat. res. 3, 257 f.

Aber alle jene Gedichte, ja alle wiſſenſchaftlichen indiſchen Bücher verweiſen auf die Vedas als auf die höchſte Autorität aus der älteſten Zeit. Wie war man geſpannt dieſelben und in ihnen auch die Urquelle jener Mythen kennen zu lernen. Durch den trefflichen Colebrooke* erhielten wir den erſten zuverläſſigen Bericht über den Inhalt der Vedas. Wie erſtaunte man aber, ja wie unbegreiflich war es, daß von allen Göttern und Göttinnen, welche man aus den indiſchen epiſchen und dramatiſchen Gedichten, aus ihrem Kalender, dann durch die meiſt entſetzlichen Bildſäulen in den alten Tempeln kennen gelernt, denen zu Ehren die Inder heute noch Feſte feiern, bei denen Tauſende zuſammenſtrömen, daß von allen dieſen Göttern kaum ein einziger Name in den Veden genannt iſt, nicht Siva, Durga, Kali, Rama, Kriſchna und wie ſie alle heißen.** Die Incarnationen des Viſchnu ſind nicht erwähnt. Ebenſo wenig iſt ihrer in dem uralten Geſetzbuch des Menu, nicht des Rama, Kriſchna ꝛc. gedacht.

Das Rig-Veda begreift Opfer, Bitt- und Lobgebete, welche an Agni (das Feuer), Indra (das Wolken- und Gewitterfirmament) und an die Sonne gerichtet werden. Dabei findet ſich aber die entſchiedene Annahme Eines Gottes. So heißt es in der Rig-Veda: „wer kennt genau und wer ſoll in dieſer Welt erklären, woher und warum die Schöpfung eintrat? Die Götter ſind ſpäter als ſie, wer kann aber dann wiſſen, wie ſie entſtand? Er, der im höchſten Himmel das Univerſum beherrſcht, er allein weiß es, kein anderer kann es wiſſen.“ —

„Urſprünglich war das Univerſum nur Seele, nichts anderes exiſtirte, weder Thätiges noch Ruhendes. Er dachte: ich will Welten ſchaffen, ſo ſchuf er dieſe mannigfaltigen Welten: Waſſer, Licht, ſterbliche Weſen.“

* On the Vedas. By Colebrooke. Asiat. res. 8,377.

** Rig-Veda-Sanhita by Wilson 1, XXVI. Die Trimurti: Brahma, Viſchnu, Siva in ihren Eigenſchaften als Schöpfer, Erhalter und Vernichter (destroyer), auch die volksthümlichen Geſtalten der zwei letztern als Kriſchna und Linga ſind den Vedas völlig unbekannt. Ebend. 3, XXIII.

„Das Urweſen umblickend ſah nur ſich und ſprach zuerſt: Ich bin Ich.“ „Alle allgemeinen und particulären Begriffe laſſen ſich zuletzt in einen auflöſen (resolvable), auf einen zurückführen, von welchem alle ausgehen und in welchen alle ſich verſenken (merge) und dieſer Begriff iſt eins mit der höchſten Seele, durch deren Erkenntniß die Seligkeit erlangt werden kann.“

Colebrooke, nachdem er dieſe Stellen der Vedas mitgetheilt, ſagt: „Die wahre Lehre der ganzen indiſchen Schrift iſt Einheit der Gottheit, und der ſcheinbare Polytheismus derſelben ſtellt Elemente, Sterne und Planeten als Götter auf.“

A. W. Schlegel ſtimmt dieſer Anſicht Colebrooke's bei. Das höchſte Weſen heißt Brahma. „Wenn, ſagt er, die älteſte Benennung der Gottheit bei den Indern, ſchon vermöge ihrer ſprachlichen Form, von jeder ſinnlichen Beimiſchung frei war, ſo wird auch durch das Zeugniß der Sprache beſtätigt, was ſich bisher aus der Vergleichung der Vedas mit den Geſetzen des Menu, dieſer mit den beiden älteſten Heldengedichten, dieſer wiederum mit den ſpätern Puranas und endlich mit dem heutigen Götterdienſt deutlich ergeben hat: daß hier kein Fortſchritt vom Sinnlichen zum Geiſtigen ſtattgefunden hat, was die meiſten neuern Theoriſten der Religionsgeſchichte als den allgemeinen Gang haben darſtellen wollen, ſondern vielmehr das Umgekehrte, daß nicht nur Vielgötterei und Mythologie, ſondern auch Anthropomorphismus ſpätere Zuthaten geweſen ſind, und daß in unbekannter Vorzeit die Brahmanen, jetzt ſo häufig Begünſtiger des ausſchweifendſten Aberglaubens, die reinſte Verehrung des göttlichen Weſens gelehrt haben, wovon ſie den Namen führten.“

So werden wir, wie früher bei Betrachtung der Sprache der Inder, ihrer Mathematik und Aſtronomie, auf eine in heiliges Dunkel gehüllte Vorzeit auch in Bezug auf die Religion zurückgewieſen, auf eine Zeit, da die Menſchen Gott näher ſtanden, und aus ſeiner Hand Wahres, Vollkommenes empfingen.

Nun drängt ſich uns Chriſten die Frage auf, wie verhält ſich Indien mit ſeiner uralten wunderbaren Weisheit und ſeiner früheren Religion zur Bibel? —

Ich will *verſuchen*, hierauf eine Antwort zu geben.*

Man hat ſchon längſt ſich bemüht zu ergründen, wie Adam vor dem Falle begabt geweſen ſei. Als ungetrübtes Ebenbild Gottes mußte ſein Wiſſen frei von jedem Irrthum, weſentlich wahr ſein. Daher vermochte er den Thieren Namen zu geben, die ihrer Natur entſprachen, und deßhalb des Schöpfers Approbation erhielten. Ward nun nach dem Falle den aus dem Paradieſe Vertriebenen alle vollkommene Gabe, die ſie im Stande der Unſchuld beſaßen, gänzlich entzogen?

Oder, wenn gleich ihr Geiſt, durch Sünde getrübt, nicht mehr fähig war zu einem reinen, vollkommenen, in ihnen fortlebenden und treibenden intuitiven Wiſſen, behielten ſie nicht dennoch das Andenken jenes vollkommenen Wiſſens? Und wenn ſie es behielten, wer könnte dann zweifeln: ob Adam die Erinnerungen aus ſeiner paradieſiſchen unſchuldigen Jugendzeit Kindern und Kindeskindern mitgetheilt und ob dieſe Erinnerungen ſo durch Tradition auf Noah und ſeine Söhne und durch dieſe auf viele Völker gekommen?

Laufen daher nicht auch die Fäden indiſcher Weisheit mit ihren vollkommenen, unantaſtbaren Anfängen *zuletzt* im reinen Ebenbilde Gottes, im ſchuldloſen Adam des Paradieſes zuſammen, namentlich die Anfänge der Sprache** und Aſtronomie? Behaupten dann die Inder nicht mit Recht, ihre alte Weisheit ſei keine Erfindung ſterblicher ſündiger Menſchen, ſondern eine heilige unantaſtbare, göttliche primitive Gnadengabe? —

Wie iſt doch dies Reſultat das vollſte Gegentheil der rohen Annahme Rouſſeau's, Ballenſtedt's und vieler anderer, daß der

---

* „Wage du, zu irren und zu träumen." Ueberſetzt Schiller ſo das sapere aude?

** Sanskrit iſt jedoch nicht die Urſprache ſelbſt, wiewohl ſie derſelben vorzüglich nahe zu ſtehen ſcheint. Die Urſprache war vielmehr *gemeinſame* Wurzel der Sprachen, welche ſich erſt beim Thurmbau von Babel von einander ſchieden. A. W. Schlegel ſagt von den germaniſchen Sprachen: Nullam harum ab altera derivatam dici posse, sed omnes, deductis in contraria rivulis (Babel) ab *eodem* fonte fluxisse.

Menſch nicht von Gott zu ſeinem Ebenbilde geſchaffen, ſondern man weiß ſelbſt nicht wie, als eine ſtumme Beſtie entſtanden ſei und erſt im Laufe von Jahrtauſenden, wiederum weiß man nicht wie, zu Vernunft und Sprache gekommen. Gegen dieſe rohe Anſicht ſprach ich wiederholt;* ausgezeichnet ward ſie aber von A. Wagner bekämpft** in dem Kapitel über die „Beſchaffenheit des Urzuſtandes" des Menſchen. Mit edler Pietät gegen Gott und Menſchen charakteriſirt er dieſen Urzuſtand, und weiſt wiſſenſchaftlich nach, wie väterlich der Schöpfer die erſten Menſchen mit geiſtigen und leiblichen Gaben ausgeſtattet habe. Die von mir mitgetheilten indiſchen Reſultate ſchließen ſich ganz an Wagner's an.

Aber im Lauf der Jahrhunderte bewährte ſich an den Indern Cicero's angeführtes Wort: Das Alterthum, je näher es noch ſeinem Urſprung und ſeiner Erzeugung ſtand, um ſo beſſer erkannte es vielleicht die Wahrheit. In dem Maße nämlich, als ſich das indiſche Volk im Laufe der Zeit von ſeinem Urquell entfernte, ſcheint es ſittlich und intellectuell verloren zu haben. Welch' ein Sündenregiſter der Inder läßt ſich nicht ſchon aus dem alten Geſetzbuch des Menu zuſammenſtellen, ganz übereinſtimmend mit Paulus Verzeichniß Röm. 1, 19 ff. Und bei allen Sünden treibt Deiſidaimonie den Inder zu wahnſinnigen unerhörten Selbſtquälereien aller Art, zu unzähligen Opfern, überſpannten Andachtsübungen und Meditationen. Wie bezaubert ſtehen ſie unter der Herrſchaft von Raum und Zeit. Beim Eſſen, Opfern, Begraben, Stellen des Betts ꝛc. achten ſie auf die Weltgegenden. Ebenſo ſind ſie Tag- und Stundenwähler. Durch das gegenwärtige böſe Zeitalter, ſagen ſie, ſei ihnen alle Willenskraft gelähmt. Ihr Götzendienſt umfaßt alle Creaturen.

Nur Chriſtus kann die Unſeligen entzaubern und aus ſataniſcher Knechtſchaft erlöſen, er allein macht recht frei. Mit der göttlichen Berufung Abrahams tritt das Erlöſungswerk in die Geſchichte

---

* Geſch. der Pädagogik 2, 203 ff.

** Wagner's Urwelt 2.

ein, das Volk der Juden wird abgesondert von den Heiden und auserwählt, daß Christus in ihm sollte geboren werden. Von Palästina sollte die Erneuung der Welt ausgehen, von Zion der schöne Glanz Gottes ausbrechen.

Das ganze alte Testament wendet sich daher zukünftiger Erfüllung zu. Es ist ein Buch der Hoffnung, Eine tröstliche Weissagung durch Thaten, Vorbilder, Reden, Eine Hinweisung auf den Erlöser von Sünde und Tod, auf den, der in ein neues ewiges Paradies führen werde, auf ein goldenes Zeitalter der Zukunft, während die armen Heiden mit vergeblichem hoffnungslosen Schmerz sich nach dem längst verschwundenen goldenen Zeitalter der Vergangenheit zurücksehnen.

Mit Christi Wort: Es ist vollbracht! fällt die Scheidewand zwischen Juden und Heiden (Eph. 3, 6. Colos. 3, 11). Das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden, die Morgenröthe des goldenen Zeitalters der Zukunft ist angebrochen. —

Johannes Kepler.

„Einer der größten und außerordentlichsten Menschen, die je die Welt gesehen hat", sagt Lichtenberg.

Kepler war am 27. Dezember 1571 im württembergischen Dorfe Magstadt bei Weil geboren. Er besuchte die Schulen von Hirsau und Maulbronn, studierte in Tübingen vom Jahre 1589 bis 1591 Theologie und Mathematik. Im Jahre 1593 ward er Professor der Mathematik in Grätz, 1600 ging er nach Prag zu Tycho de Brahe. Da dieser 1601 starb, blieb er in Prag als Astronom des Kaiser Rudolph bis zu dessen 1612 erfolgtem Tode. Im Jahre 1613 ward er Professor am Gymnasium zu Linz, 1627 trat er zu Sagan in Wallensteins Dienst. — 1630 reiste er nach Regensburg, um die Auszahlung seines Gehaltes zu erwirken, das man ihm kaiserlicher Seits seit vielen Jahren schuldete, hier aber verschied er am 5. November im 59sten Jahre seines Lebens. — Er war zwei Mal verheirathet, seine Kinder starben meist früh; der einzige Sohn Ludwig ward Arzt in Königsberg. Da er ledig blieb, so starb mit ihm Keplers Geschlecht aus.

Die tiefsten Leiden und die höchsten Freuden ziehen sich durch das ganze stürmisch bewegte Leben Keplers.

Die tiefsten Leiden. Kaum geboren, verläßt ihn der Vater, um unter Alba in den Niederlanden zu fechten, die Mutter folgt dem Vater nach. Als er vier Jahre alt, kehren die Eltern zwar zurück, später aber tritt der Vater in österreichische Dienste und ficht gegen die Türken; welch Ende er nahm, ist unbekannt. Die Mutter war eine sehr wunderliche Frau, welche aber den Sohn mütterlich liebte. Im Jahr 1615 ward sie von lügenhaften bösen

Feinden der Zauberei beſchuldigt; abergläubiſche Geiſtliche und Juriſten brachten es dahin, daß die Unglückliche eingekerkert wurde und daß, laut eines gerichtlichen Urtheils, die entſetzliche Tortur angewendet werden ſollte. Kepler eilte ihr von Linz aus zu Hülfe, nur mit Mühe erwirkte man, daß ſie 1621 von der Tortur frei geſprochen ward; ihr 1622 erfolgter Tod machte erſt aller Verfolgung ein Ende. — Keplers erſte Frau, lange Zeit melancholiſch, ward durch Schrecken über ſoldatiſches Morden und Plündern in Prag wahnſinnig und ſtarb 1611; in demſelben Jahre ſtarben drei Kinder Keplers an den Pocken.

Leiden anderer Art kamen über ihn, als die härteſten Verfolgungen der öſterreichiſchen Proteſtanten durch die Katholiken ausbrachen; zuerſt im Jahre 1598, da Kepler in Gräz lebte, ſpäter während ſeines Aufenthalts in Linz. In dieſer ſpätern Nothzeit ward ihm eine Profeſſur in Bologna angeboten. Er antwortete aber: „Ich bin nach Geburt und Geſinnungen ein Deutſcher und von Jugend auf gewohnt, mich im Reden und Handeln der deutſchen Freiheit zu bedienen, dieſe Gewohnheit könnte mir in Bologna leicht Gefahr bringen", wenn er nämlich auf dieſer päbſtlichen Univerſität das Syſtem des Copernicus vertreten wollte, welches im Jahre 1616 von den Kardinälen als ketzeriſch verbannt wurde.

Doch mitten in vielen großen Leiden ward ihm großer Troſt und Glaubensſtärke. Da um das Jahr 1600 die Proteſtanten verfolgt wurden, ſchreibt er an Herwart, der ſich den Jeſuiten anſchloß: „Soll ich in Steiermark bleiben oder ſoll ich es verlaſſen? Ich will Dir meine Herzensgedanken offenbaren. Worüber Du Dich vielleicht freuſt, das muß mich aufs bitterſte ſchmerzen. Ich bin ein Chriſt, der augsburgiſchen Confeſſion ward ich innigſt zugethan durch den Unterricht der Eltern, durch oft erwogene Gründe und im täglichen Kampf mit Verſuchungen; dieſe Confeſſion halte ich feſt. Heucheln habe ich nicht gelernt, ich nehme es ernſt, nicht leicht in Sachen der Religion, daher ich auch ernſt über Gottesdienſt und Gebrauch der Sacramente denke."

Um die gleiche Zeit ſchrieb er dem redlichen Mäſtlin, ſeinem früheren Lehrer in Tübingen: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es

ſo ſüß ſei, für die Religion und für die Ehre Chriſti mit einer kleinen Gemeinde von Brüdern Schaden und Schmach zu leiden, Häuſer, Aecker, Freunde und Vaterland zu verlaſſen. Wächst beim Märtyrerthum und dem Verluſt des Lebens die Freude mit dem Leide, ſo iſt es auch leicht für die Religion zu ſterben."

So war der fromme Mann ſelbſt in der ſchwerſten Zeit zuverſichtlich und ſtark durch den Glauben, dann aber fand er auch Frieden und Freude in der tiefſinnigſten, andächtigſten Naturforſchung. Er gehörte zu den hochbegabten „Wunderleuten" Gottes; in alter und neuer Zeit dürften nur ſehr wenige Naturforſcher ihm gleich geſtellt werden. Die einſichtsvollſten bedeutendſten Männer ſtimmen hierin überein. „Wollte ich," ſagt Montücla in ſeiner Geſchichte der Mathematik, „wollte ich es unternehmen, alle Entdeckungen Keplers mitzutheilen, ſo müßte ich ihm einen beträchtlichen Theil des Platzes einräumen, den ſo viele andere Aſtronomen in Anſpruch nehmen." „Kepler," ſagt Whewell, „hat eine (aſtronomiſche) Theorie aufgeſtellt, die Jeder, der ſie näher kennt, nicht mehr als eine bloße Hypotheſe, ſondern als eine wahre, durch unzählige Beobachtungen erwieſene Darſtellung des in der That ſtatthabenden Weltſyſtems erkennen wird." „Durch ſeine aſtronomiſchen Geſetze," ſagt Bailly, „hat er das Gebäude der alten Aſtronomie zerſtört, um ein feſteres und erhabeneres zu gründen, er iſt der wahre Schöpfer der neuen Aſtronomie." — „Tiefere Blicke in die Natur," ſchreibt der ausgezeichnete Aſtronom Beſſel, „gelangen dem herrlichen Kepler, der unermeßliche Anſtrengungen machte, um eine Theorie zu finden, welche den Beobachtungen Tychos von Brahe völlig entſprach, der aber auch reichen Lohn für dieſe Anſtrengungen durch ſeine glänzenden Entdeckungen erhielt."

Unter dieſen Entdeckungen ſind vor Allem jene drei, ſeinen Namen tragenden aſtronomiſchen Geſetze zu nennen, welche dauern werden, ſo lange die gegenwärtige Ordnung des Sonnenſyſtems dauert. Die zwei erſten Geſetze machte er 1609 bekannt. Das dritte fand er am 8. März 1618, ein unglücklicher Rechnungsfehler bewog ihn aber daſſelbe als falſch zu verwerfen. Als er es jedoch am 15. Mai wieder vornahm und bei richtiger Rechnung wahr

und mit ſeinen ſiebenzehnjährigen, nach Tycho's Beobachtungen gemachten Arbeiten genau übereinſtimmend fand, da glaubte er zuerſt zu träumen und meinte: es müſſe ein Irrthum obwalten. Aber, ſchreibt er voller Freude, das Geſetz iſt ganz gewiß, ganz genau. —

Es beſchäftigte ihn jedoch nicht bloß die Aſtronomie, vielmehr erforſchte er in der Natur und in der Kunſtwelt das Mannigfaltigſte, und drang ein bis zu den in den Dingen lebenden und webenden göttlichen mathematiſchen Geſetzen. So ſchrieb er über die ſechsſeitige Figur der Schneeflocken, über die Geſtalt der öſterreichiſchen Weinfäſſer, an denen er „wunderbarliche" mathematiſche Eigenſchaften entdeckte, über die akuſtiſchen und optiſchen Verhältniſſe — wie er denn zuerſt die Natur des Auges wiſſenſchaftlich nachwies, das Teleſkop mit zwei converen Gläſern conſtruirte u. ſ. w.

Auf welche Gegenſtände Kepler nur ſeine gewaltige Geiſteskraft und ſeine nicht zu ermüdende Arbeitskraft lenkte, überall drang er in die tiefſte, verborgenſte Wahrheit. Erklärt doch Laplace, daß Fermat, der als der wahre Erfinder des Differentialcalculs anzuſehen ſei, daß dieſer ſeine ſchöne Methode de maximis et minimis auf Keplers Stereometria doliorum gebaut, auf Reſultate von deſſen mathematiſcher Unterſuchung der öſterreichiſchen Weinfäſſer! —

In welchem Sinn Kepler die Natur erforſchte, können die Leſer ſchon aus ſeinen oben angeführten ernſten, religiöſen Aeußerungen abnehmen. Wie ſo ſelten findet ſich in unſerer Zeit ein Naturforſcher, welcher aufrichtig ſagen kann: mit Gott fange ich meine Arbeit an, Gott iſt das Ziel meines Strebens. Iſt doch die Arbeit der Meiſten einzig den Creaturen gewidmet, dieſe ſind ihr erſter und letzter Gedanke, von Sehnſucht den Schöpfer zu erkennen und zu preiſen iſt bei ihnen keine Spur. Eine ſolche Weiſe der Naturforſchung iſt im eigentlichſten Sinne Götzendienſt.

Wie war dagegen Keplers Naturforſchung ein wahrer Gottesdienſt! „Es iſt das Buch der Natur, ſchreibt er, welches in der heiligen Schrift ſo ſehr geprieſen wird, auf welches Paulus die Heiden hinweiſt, um in ihm Gott zu betrachten. Und warum

ſollten wir Chriſten weniger Freude an dieſer Betrachtung haben, wir, denen es gegeben iſt, durch den rechten Cultus Gott zu preiſen, zu verehren und zu bewundern? Das werden wir mit um ſo andächtigerem Gemüth thun, je richtiger wir erkennen, was und wie Großes unſer Gott geſchaffen hat. David, der wahre Verehrer Gottes, hat den Schöpfer, den wahren Gott, in vielen Pſalmen beſungen, deren Inhalt Bewunderung der Himmel iſt. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, ſpricht er. Ich werde deine Himmel ſehen, die Werke deiner Hände, Mond und Sterne, die du gegründet haſt. Groß iſt unſer Herr und groß ſeine Macht, der die Menge der Sterne zählt und ſie alle bei Namen nennt. Einmal frohlockt David voll Geiſtes und heiliger Freude und ruft der Welt ſelbſt zu: Lobet ihr Himmel den Herren, lobe ihn Sonne und Mond. Was iſt des Himmels, was der Sterne Stimme, mit welcher ſie gleich den Menſchen Gott loben? Heißt es nicht von ihnen: ſie ſelbſt loben Gott, weil ſie dem Menſchen Anlaß geben, Gott zu loben?"

Am Schluſſe ſeines Mysterium cosmographicum ſagt Kepler: „Du nun, freundlicher Leſer, vergiß nicht das Ziel des ganzen Werks, nämlich Erkenntniß, Bewunderung und Verehrung des allerweiſeſten Schöpfers. Denn es iſt nichts von den Augen nur zum Geiſt, vom Sehen zur Betrachtung, von der ſichtbaren Bewegung zum tiefſten Rathſchluß des Schöpfers fort zu ſchreiten, wenn du hier ſtehen bleiben und nicht fortſtrebend mit ganzer Andacht des Gemüths zur Erkenntniß, Liebe und Anbetung des Schöpfers dich erheben willſt."

An einer andern Stelle eifert er über die, welche materialiſtiſch die ganze Welt für ein Werk des Zufalls erklären, in welcher nur blinde Bewegung, nicht ein lenkender Geiſt walte, und freventlich dem Chaos Eigenſchaften zuſchrieben, die nur Gott zukämen.

„Der Tag, ſagt er, wird anbrechen, da man die Wahrheit ſowohl im Buche der Natur, als auch in der heiligen Schrift erkennen und ſich über beide Offenbarungen freuen wird."

Mit folgendem Gebet ſchließt er ſein großes Werk, die Harmonice mundi: „Es bleibt nun übrig, daß ich endlich Augen und Hände von der Beweistafel zum Himmel hebe, und den Vater des Lichts andächtig und demüthig anflehe. O, der du durch das Licht der Natur in uns die Sehnſucht nach dem Licht der Gnade erweckſt, damit du uns durch dieſes in das Licht der Glorie verſetzeſt, ich ſage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut haſt durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Siehe, hier habe ich ein Werk meines Berufs vollendet, durch ſo viel Geiſteskraft, als du mir gegeben; ich habe den Ruhm deiner Werke den Menſchen offenbaret, welche dieſe Beweiſe leſen werden, ſo viel als von ſeiner Unendlichkeit mein beſchränkter Geiſt faſſen konnte. Mein Gemüth ſtrebte ſo wahr als möglich zu philoſophiren; iſt etwas von mir, in Sünden geborenem und auferwachſenem Wurm, vorgebracht worden, was deiner unwürdig iſt, ſo lehre du mich, daß ich es verbeſſere; bin ich durch die bewunderungswürdige Schönheit deiner Werke zur Verwegenheit verführt worden, oder habe ich eigene Ehre bei den Menſchen geſucht beim Schaffen eines Werks, das zu deiner Ehre beſtimmt, ſo verzeihe mirs gnädig und barmherzig; endlich ſchenke mir die Gnade, daß dieſes Werk zu deinem Ruhm und dem Heil der Seelen gereiche und nimmer ſchade."

So betet Kepler demüthig, kindlich zu Gott, den er von ganzem Herzen liebt und ſucht, er dankt ihm innig für jede Erkenntniß, die ihm geſchenkt wird. Mit welcher Freude verlieren wir uns in Betrachtung eines ſo hoch begnadigten, lebensvollen, erleuchteten Mannes und faſſen wieder Muth und friſche Zuverſicht, wenn uns über das finſtere, todte, atheiſtiſche Treiben ſo vieler Naturforſcher unſerer Zeit ein geſpenſtiſches Grauen anwandeln will.

* * *

Was uns gerade jetzt veranlaßt, Keplers Andenken zu erneuen, iſt die gegenwärtige Erſcheinung der erſten Geſammtausgabe ſeiner Werke. — Es ſind 227 Jahre ſeit ſeinem Tode verfloſſen. — Die Ausgabe führt den Titel: Joannis Kepleri Opera

omnia, edidit Ch. Frisch. Frankofurti a. M. et Erlangae. Heyder et Zimmer. 1857. Die Geſchichte der Kepler'ſchen Werke iſt merkwürdig. Montucla in ſeiner Geſchichte führt deren 22 auf.* Es war 79 Jahre nach Keplers Tode, daß Hanſch in einer Schrift Nachricht gab: er ſei im Beſitz ſehr bedeutender Manuſcripte Keplers, welche er von den Erben des Hevelius erhalten. Zugleich theilte er einen Brief dieſes berühmten Danziger Aſtronomen vom Jahre 1680 mit, in welchem dieſer erzählt, wie ein unglücklicher Brand ſeine Sternwarte und den größten Theil ſeiner Bibliothek verzehrt habe. Wunderbar ſeien aber die Manuſcripte Keplers, die er vor Jahren mit nicht geringer Mühe und Unkoſten an ſich gebracht, aus dieſem Brande ganz unbeſchädigt gerettet worden. Man möge ſie ja publiciren, denn, fährt er fort, „ſie verdienen es wahrlich, daß ſie aus dem Dunkel, in welchem ſie nur zu lange begraben lagen, für alle Gelehrte ans Tageslicht kommen.“ — Im Jahre 1714 erklärte derſelbe Hanſch: er wolle Keplers Werke in 22 Bänden herausgeben. Aber es erſchien nur ein Band, in welchem ein Theil des Kepler'ſchen Briefwechſels. — Die Manuſcripte K.'s kamen nach Petersburg. — Faſt hundert Jahre vergingen wieder, da ward unter den Auſpicien des Coadjutors von Dalberg im Jahre 1808 dem Kepler in Regensburg ein Monument geſetzt. Vergebens verſuchte ich damals, als ein junger, unbekannter Mann, in einem Aufſatz, mit Hinweiſung auf Hevelius und Hanſch dahin zu wirken, daß das geſammelte Geld, ſtatt auf ein Monument, lieber zu einer Ausgabe der Werke Keplers verwendet werde. Waren doch dieſe ſo ſelten geworden, daß ſie kaum in den größten Bibliotheken vollſtändig gefunden wurden. Ein Verſuch, die Harmonice mundi herauszugeben, mißglückte. Es war ſeit Stiftung des Regensburger Monuments faſt wieder ein

* Unter dieſen nennt Montucla eine: de providentia divina adversus Calvinum, das hinſichtlich der Prädeſtinationslehre wahrſcheinlich mit der Concordienformel harmonirt. Gegen aſtraliſche Prädeſtination erklärt ſich Kepler ſcharf in ſeinen aſtrologiſchen Schriften, gegen das: de coelo tibi est inevitabilis causa peccandi, et: Venus hoc ferit, aut Saturnus. Scilicet ut homo sine culpa sit.

halbes Jahrhundert vergangen, als ein Landsmann Keplers, Prof. Frisch in Stuttgart, begann, mit unſäglicher Mühe deſſen Werke zu ſammeln. Er erwirkte zugleich die Benutzung der Petersburger Manuſcripte; der erſte Theil ſeiner Geſammtausgabe erſchien 1857. Sein großer Fleiß, ſeine gründliche mathematiſche Einſicht und Sorgfalt in der Anordnung hat ſchon gerechte Anerkennung gefunden, da ihn die Tübinger philoſophiſche Fakultät dankbar für die der Wiſſenſchaft und dem deutſchen Vaterlande Ehre und Frucht bringende Arbeit das Diplom eines Doctors der Philoſophie überſandte. — Auch dem Verleger, Herrn Buchhändler Zimmer, gebührt unſer Dank, daß er aufs Uneigennützigſte den Verlag übernahm, ohne alle Ausſicht auf buchhändleriſchen Gewinn. Je tiefſinniger wiſſenſchaftliche Werke ſind, um ſo kleiner iſt ja ihr Publikum. Von Herzen wünſchen wir Gottes Segen zu dem Unternehmen, durch welches Deutſchland endlich ſeinem größten Naturforſcher ein würdiges Denkmal ſetzt, ein monumentum aere perennius.

An Gotthilf Heinrich von Schubert.

Ich weihe Dir, mein theurer alter Freund, meine Unterſuchung über den Zug Israels aus Aegypten nach Canaan in dem Augenblick, da Du ſelbſt nach Aegypten aufbrichſt, um von da durch die Wüſte in das gelobte Land zu ziehen.

Du wirſt es meiner Unterſuchung nicht zum Vorwurf machen, daß ich am Zweifeln und Aufſpüren von Bedenklichkeiten und Aergerniſſen keine Freude habe, und das Geſchick mir fehlt, einen Schriftſteller, wie der feine böswillige Inquiſitor den unſchuldigen Inquiſiten, künſtlich mit ſich in Widerſprüche zu verwickeln, ja ihn durch verſtümmelnde Tortur auf prokruſtiſchen Streck- oder Abbreviaturbetten ſo zu verunſtalten, daß ſeine wahre urſprüngliche Schönheit und Größe vernichtet wird. Iſt es doch ſo weit gekommen, daß man dem Ausleger der heiligen Schrift einen Vorwurf daraus macht, wenn er Moſen, die Propheten und Evangeliſten für ehrliche Leute hält, und ihnen wenigſtens ſo lange Glauben ſchenkt, bis die beſcheidenſte, gründlichſte, gewiſſenhafteſte Unterſuchung ihn vom Gegentheil überzeugt. Es iſt mir unbegreiflich, was Jemand, dem dieſer Glaube mangelt, der die heilige Schrift als ein aus unzuverläſſigen Fragmenten zuſammengeflicktes Ungethüm betrachtet, was einen ſolchen im Mindeſten lockt und antreibt, ſich der Exegeſe derſelben zu widmen. Wahrlich, wenn ernſte Naturforſcher, dieſe Exegeten der Schöpfung, Gott dem Schöpfer nicht mehr Glauben ſchenkten, als die Exegeten der heiligen Schrift dem heiligen Geiſte, dieſem Geiſte aller Geiſter der Propheten, ſchenken, wenn ſie präſumirten, es ſey überall nur ein ordnungsleies, anarchiſches Chaos, im Hintergrunde der ſichtbaren Welt und

aller ſinnlichen Erſcheinungen walte kein göttlicher Verſtand — ſie würden der Naturforſchung nicht die geringſte Mühe widmen. Jener gute Glaube, welchen der Theolog der heiligen Schrift, der Naturforſcher der Schöpfung ſchenkt, er iſt die fides, quae praecedit intellectum, er iſt es, aus welchem aller heilige Ernſt, alle energiſche Ausdauer der Forſcher und aller göttliche Segen der Wiſſenſchaft quillt, dieſer Glaube iſt das unſcheinbare Samenkorn voll ſtiller Lebenskraft, aus welchem der Baum lebendiger, göttlicher Erkenntniß emporwächst.

Gehab Dich wohl, mein lieber Schubert! der Herr ſegne und behüte Dich, Deine liebe Hausfrau und alle Deine Reiſegenoſſen auf der Pilgerfahrt, und ſchenke uns ein fröhliches Wiederſehn!

Erlangen, im Auguſt 1836.

Das Manna.

Auf dem Zuge der Israeliten von Aegypten nach Canaan kamen ſie in die Wüſte Sin. Hier verlangten ſie nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens, da erhalten ſie Wachteln und zum erſten Male das Manna. „Am Morgen," heißt es (Exod. 16, 13 ff.), „lag der Thau um das Heer her. Und als der Thau weg war, ſiehe da lag es in der Wüſte rund und klein, wie der Reif auf dem Lande. — Und das Haus Israel hieß es Man — und es hatte einen Geſchmack wie Semmel mit Honig!" Die Israeliten ſammelten täglich das Man, „ein Gomer auf jegliches Haupt." „Und die Kinder Israel (heißt es V. 35) aßen Man 40 Jahre, bis daß ſie zu dem Lande kamen, da ſie wohnen ſollten, bis an die Grenze des Landes Canaan aßen ſie Man." Uebereinſtimmend hiermit wird Joſua 5, 10—12 erzählt, wie die Israeliten nach dem Uebergange über den Jordan auf dem Gefilde Jericho vom Getreide des Landes gegeſſen. „Und das Man hörte auf des andern Tages, da ſie des Landes Getreide aßen, daß die Kinder Israel kein Man mehr hatten." Auf dem Zuge vom Sinai nach Canaan wurden die fleiſchgierigen Israeliten des Manna's überdrüſſig. „Unſere Seele iſt matt,

ſprachen ſie, denn unſere Augen ſehen nichts, denn das Man.“ „Und wenn des Nachts der Thau über die Lager fiel, heißt es hier wiederum, ſo fiel das Man mit darauf (Num. 11, 6—9).“

Viele Exegeten glauben gegenwärtig über die Natur dieſes wunderbaren Manna im Reinen zu ſein. Schon im Jahre 1807 ſchrieb nämlich Seetzen: „noch jetzt“ werde von den Arabern Manna geſammelt, ſie ſelbſt nennten es: el Man. Es fließe einzig aus einem Tamariskenſtrauch, und zwar im Juni- und Julimonat. „Moſes,“ ſagt er, „kannte die Zeit des Ausfließens vorher, weil er ſich mehrere Jahre in dieſem Lande aufhielt; er wußte, daß, da ſein Heer gleich nach Oſtern Aegypten verlaſſen hatte, es ſich in wenigen Tagen zeigen müßte, als er anderthalb Monate nachher in die Wüſte Sin kam.“ *

Burckhardt** beſtätigte Seetzens Angabe: das Manna tröpfle, jedoch einzig in regenreichen Jahren, aus der Tamariske, welche nur an einzelnen Stellen der ſinaitiſchen Halbinſel, nämlich in den Thälern Scheikh und Naſſeb wachſe. Rüppell ſagt ebenfalls: die Tamariske wachſe nur in einigen Thälern in namhafter Menge, namentlich im Thale Feiran,*** welches die Fortſetzung des von Burckhardt genannten Thales Scheikh iſt; nach Laborde findet ſie ſich in dem, ebenfalls mit dem Thale Feiran in Verbindung ſtehenden Thale Mokattab. —

Die genaueſten Nachrichten über die Entſtehung des gegenwärtigen Manna theilte Ehrenberg mit. Er ſagt: noch jetzt falle in dem Gebirge Sinai Manna, zwar nicht vom Himmel, ſondern von dem Tamariskenſtrauch herunter. Er nennt den Strauch Tamarix mannifera. Die dünnſten Zweigausläufer dieſer Tamariske ſeien mit unzähligen Schildläuſen (die er Coccus manniparus nennt) bedeckt. Dieſe verwundeten die Tamariskenzweige durch feine, mit bloßem Auge nicht wahrnehmbare Stiche, aus den Wunden ſchwitze nach Regenwetter, ein klarer, allmählich gerinnender

---

* Monatl. Correſp. Bd. 17, S. 130.

** Burckhardt 953 ff.

*** Rüppell S. 190.

Saft, welchen die Araber von der Erde, seltener vom Strauche selbst sammelten und wie Honig zum Brode aßen. Ehrenberg brachte Manna, Coccus und Tamariskenzweige mit nach Berlin.*

„Wir hatten das Glück," sagt Ehrenberg, „im Jahre 1823 zuerst nach einer langen Reihe von Jahrhunderten einen Gegenstand, welcher in ein heiliges Mysterium verhüllt war, so weit aufzuklären, als er durch einen aufrichtigen Naturforscher aufgeklärt werden kann."

Niemand wird dem gründlichen Ehrenberg das Prädikat eines aufrichtigen Naturforschers streitig machen, eine andere Frage ist aber: ob wohl ein aufrichtiger Forscher der heiligen Schrift durch Ehrenberg's Erklärung befriedigt werde? Der Naturforscher ist aufrichtig, welcher mit unbefangenem klarem Blick beobachtet und das Beobachtete, ohne es zu verunstalten, ohne etwas dazu oder davon zu thun, treu darstellt, der wie ein heller, makelloser Spiegel richtig und treffend jedes Ding so abspiegelt, wie er es abspiegeln muß, nämlich so wie es ist.

Ebenso wird der aufrichtige Schriftforscher unbefangen und klar Gottes Wort auffassen, und bei seiner Auslegung wird er es nicht verdrehen, nichts weglassen, nichts hinzufügen. Wenn nun ein solcher das, was die Bibel vom Manna der Israeliten sagt, mit dem, was die angeführten Reisenden vom jetzigen Manna berichten, vergleicht, so kann er unmöglich beide Substanzen für einerlei halten.

Die Bibel sagt (Num. 11, 8): Die Israeliten haben das Manna in Mühlen zermalmt, in Mörsern zerrieben: Seetzen gesteht: das gegenwärtige Manna lasse sich nicht zermalmen und zerreiben.**

Die Bibel sagt: die Israeliten haben 40 Jahre lang, tagtäglich, mit Ausnahme der Sabbathe, Manna gesammelt; die Reisenden berichten dagegen: nur in den Monaten Juni und Juli schwitze

---

* Ehrenberg's Symbolae physicae. Insecta.

** Monatl. Correfp. l. c. Seetzen meint: arabisches Gummi sei von den Israeliten zerstoßen worden.

das Manna aus der Tamariske und zwar einzig in regenreicher Zeit. Sonach würden die Israeliten zehn Monate im Jahre, in dürrer Zeit aber das ganze Jahr hindurch kein Manna erhalten haben.

Die heilige Schrift sagt: die Israeliten aßen Manna auf ihrem langen Zuge vom Sinai bis Ebrei, in die Nähe von Damaskus und von da zurück bis zum Gefilde Jericho; die Reisenden berichten: einzig in wenigen Thälern der sinaitischen Halbinsel werde es gefunden. „In Nubien und ganz Arabien," sagt Burckhardt, „ist die Tamariske einer der gewöhnlichsten Bäume. Am Euphrat, am Astaboras, in allen Thälern von Hedschas und Bedscha wächst sie in großer Menge, doch nie hörte ich, daß sie Manna hervorbringt, außer auf dem Sinai." Ebenso erklärt Ehrenberg: nur auf den Tamarisken der sinaitischen Halbinsel finde sich das Manna. Sonach würden die Israeliten einzig auf der Halbinsel des Sinai Manna genossen, in den übrigen Ländern, welche sie durchzogen, aber kein Manna gefunden, sondern gehungert haben.*

Die heilige Schrift sagt: das Manna habe in der Wüste wie der Reif auf dem Lande gelegen; es sei Nachts mit dem Thau auf das israelitische Lager gefallen. Die Naturforscher wissen nur von dem Manna, das aus der gestochenen Tamariske schwitzt und von ihr herabfällt; sie müßten, um die Angaben der Bibel nach ihrer Hypothese zu erklären, annehmen: es seien die Israeliten auf dem 40jährigen Zuge vom Sinai bis nahe Damaskus ohne Unterbrechung unter lauter schildlausbedeckten Tamariskensträuchern gelagert gewesen!!

Die heilige Schrift sagt: die Israeliten sammelten so viel Manna, daß täglich auf jedes Haupt ein Gomer Manna kam (Exod. 16, 16). Ein Gomer ist der zehnte Theil eines Epha (Exod. 16, 36), ein Epha rechnet man zu 15 Berliner Metzen. Sonach war der Gomer 1½ Berliner Metze. Man nehme nun das specifische Gewicht des Manna noch so gering, so wog doch

* Burckhardt 954 ff.

der Gomer mindeſtens ein Pfund, und man ſammelte täglich allein für 600,000 Männer (ohne Weiber und Kinder) mindeſtens 600,000 Pfund, und dies Tag für Tag 40 Jahre lang.

Burckhardt* berichtet dagegen: man finde (wie ſchon erwähnt) das Manna nur in regenreichen Jahren und einzig auf der ſinaitiſchen Halbinſel, aber ſelbſt in den regenreichſten ſei die Menge des geſammelten Manna ſehr unbedeutend, ſie betrage vielleicht nicht mehr als „5 bis 600 Pfund.“ Wenn nun die Israeliten während ihres Aufenthalts am Sinai eine ſehr geſegnete Mannaärndte getroffen und wirklich 600 Pfund geſammelt hätten, ſo würde für das ganze Jahr auf jeden der 600,000 Männer nicht weniger als $\frac{1}{1000}$ Pfund, für jeden Tag $\frac{1}{365000}$ Pfund gekommen ſein! Weiber und Kinder wären freilich bei dieſer Vertheilung leer ausgegangen! Demnach würden die Israeliten in regenreicher Zeit wie in dürrer, am Sinai wie in der Wüſte gehungert haben!

Hat der aufrichtige Schriftforſcher ſo den klaren, unzweideutigen Bericht der heiligen Schrift über das Manna der Israeliten mit den Berichten der aufrichtigen Naturforſcher über das gegenwärtige Manna zuſammen geſtellt, dann muß er nothwendig den Schluß ziehen: jenes Manna der Israeliten ſei vom gegenwärtigen Tamariskenmanna himmelweit verſchieden; er kann unmöglich das „Himmelsbrot“, das „Engelbrot“, wie es der Pſalmiſt nennt (Pſ. 78, 24. 25), mit welchem Gott ſein Volk ſpeiſte, mit dem Lausproduct des Naturforſchers für einerlei halten.

* Burkhardt 974 ff.

Ein Druckfehler und ein Hiatus

gaben mir zu denken.

Bei dem Begräbniß eines Mannes, der seine heidnische Gesinnung vielfach zur Schau getragen, sollte der zur Feier eigens gedruckte zweite Vers von Simon Dachs Liede: „Ich bin ja Herr in deiner Macht," gesungen werden. Der Vers beginnt:

Wen hab' ich nun als dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Trost und Rath weiß beizuspringen?
Wer nimmt sich meiner Seele an,
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann
Und ich muß mit dem Tode ringen,
Wenn aller Sinnen Kraft gebricht....

Statt „Dich" war gedruckt „mich". Wen hab ich nun als mich allein ... gebricht. Ein entsetzlicher Druckfehler, durch welchen uns das Bild des Todes, des furchtbaren Königs der Schrecken, vor die Seele tritt und der Gedanke an unsre völlige Hülfloſigkeit in der Sterbestunde. Das „hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen", klingt dem Sterbenden wie der bitterste Spott.

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen,
Wen suchen wir, der Hülfe thu,
Daß wir Gnad erlangen:
Das bist du, Herr, alleine.

Ja, „wen hab' ich nun als dich allein, der mir in meiner letzten Pein mit Trost und Rath weiß beizuspringen?" „Laß du uns nicht versinken in des bittern Todes Noth."

Solche und andere ernste Gedanken veranlaßte in mir der Druckfehler. —

Nun wende ich mich zum Hiatus.

Im vierten Bande von Schloſſers Weltgeſchichte (bearbeitet von Kriegk S. 245) las ich: „Die Phariſäer und Buchſtabengelehrten des Geſetzes ruhten nicht eher, als bis ſie Pontius Pilatus dahin gebracht hatten, daß er Jeſus für einen Anſtifter von Empörungen erklärte und über ihn die Strafe des Kreuzes verhängte. Sie betrogen ſich ſelbſt, wie alle ſich täuſchen, welche die Wahrheit durch Verfolgung, die Vernunft durch Gewalt, die reine Erkenntniß durch blinden Wahn unterdrücken zu können glauben. Die Schüler des Gekreuzigten predigten ſeine Lehre mit verdoppeltem Eifer, gewannen immer mehr Anhänger, und ſtifteten überall Gemeinden der Gläubigen, die ſich in Bruderliebe vereinten . . . und unerſchütterlich feſt hielten an den Worten ihres Herrn und Meiſters, auf deſſen Wiederkunft zum Gericht ſie harrten."

Der Hiatus liegt klar vor: die Erzählung erwähnt den Charfreitag, übergeht aber Oſtern und Pfingſten.

Wie war es mit „den Schülern des Gekreuzigten" vor und bei der Kreuzigung Chriſti? Wiederholt mißverſtanden ſie die Reden des Herrn, beſonders weil ihre Gedanken darauf gerichtet waren, daß Chriſtus ein irdiſches Reich gründen werde. Als er ihnen auf dem letzten Gange nach Jeruſalem ſagte: er ziehe hinauf und werde gekreuzigt werden, da bitten ihn Johannes und Jakobus unmittelbar nach dieſer Verkündigung: er ſolle ſie vor den übrigen Jüngern bevorzugen, und dieſe werden deshalb unwillig über die zwei. Und in der Nacht, da Chriſtus gefangen ward, da „verließen ihn alle Jünger und flohen," Petrus aber verläugnet in derſelben dreimal den Herrn. Der einzige Johannes ſtand am Kreuze. Nach der Kreuzigung waren die Jünger nur bei verſchloſſenen Thüren zuſammen aus Furcht vor den Juden; die zwei, welche nach Emaus gingen, ſagen: „wir hofften, Er ſollte Iſrael erlöſen" — eine Hoffnung, welche ihnen aber durch die Kreuzigung ganz vernichtet ſchien.

So muth- und hoffnungslos waren alſo „die Schüler des Gekreuzigten" nach der Kreuzigung, und ſie ſollten, ohne daß ein

ganz Außerordentliches sie gestärkt und mit höheren Kräften ausgerüstet hätte, die Lehre des Gekreuzigten „mit verdoppeltem Eifer geprediget", in alle Welt gegangen sein und das Evangelium aller Creatur verkündigt haben! Sie sollten erwartet haben, daß ihr Meister, gekreuzigt, gestorben, ein Raub der Verwesung, daß dieser wiederkommen werde zum Gericht! Durch die Predigt der völlig eingeschüchterten furchtsamen Jünger sollte die christliche Lehre den Sieg über das Heidenthum davon getragen haben, trotz der grausamsten Verfolgungen!

Solche Betrachtungen drängen sich uns durch jenen Hiatus in Schlossers Geschichte auf. Man denke sich nur: diese Geschichte sei die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß. Wir würden dann nimmermehr „die Entstehung des Christenthums" begreifen können, „die größte und wichtigste Veränderung, die in der Weltgeschichte jemals eingetreten ist," wie Schlosser sie mit vollem Recht nennt, wüßten wir von dieser Entstehung nichts weiter als das, was er uns darüber mittheilt.

Wie erscheint aber die Umwandlung der Welt so natürlich, wenn wir die Erzählung der Evangelien und der Apostelgeschichte von der Auferstehung Christi und der Ausgießung des heiligen Geistes kennen! Nicht die Lehre Christi predigten zunächst die mit Kräften des heiligen Geistes ausgerüsteten und erneuten Apostel, sondern vor Allem traten sie als Zeugen der Auferstehung Christi auf. „Ist Christus nicht auferstanden, sagt Paulus zu den Corinthern, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich." Durch die Verkündigung des Versöhnungstodes Christi und seiner Auferstehung kam der Friede Gottes über die von ihren Sünden geängstete, geknechtete, durch Millionen Opfer nicht gesühnte Menschheit und der Glaube an die Unsterblichkeit, der allen falschen Glanz des Zeitlichen auslöschte. Da unterlag das Heidenthum dem Glauben, der die Welt überwindet, die Wiedergeburt der Menschheit trat ein kraft eines zweiten Schöpfungsakts.

Die Union.

1.

Was vom gegenwärtigen Zuſtande der proteſtantiſchen Kirche zu denken ſei, wohin alle dieſe religiöſen Bewegungen zuletzt führen werden? hört man von allen Seiten fragen. — Faſt in jedem Worte dieſer Frage liegt wieder eine Frage. Die proteſtantiſche Kirche? Was begreift man nicht alles unter dieſem Namen? Sind nicht viele Proteſtanten verblendet genug, ſtolz zu rühmen, daß unzählige Sekten der ganzen Erde zu ihrer Gemeinde gehören? von den uns näher liegenden Begriffsverzweigungen und Verwirrungen zu ſchweigen.

Und der gegenwärtige Zuſtand dieſer Kirche? — Was iſt gegenwärtig? Welcher Zuſtand hat irgend Beſtand in dieſer aus leerer Eitelkeit neuerungsſüchtigen Zeit, die mit ebenſo flacher als frecher Rückſichtsloſigkeit alles verachtet, was ſie aus einer frommen und weiſen Vorzeit überkommen hat. —

Iſt nicht „Vorwärts“ das gemißbrauchte Schlagwort vieler Tauſende, die unaufhaltſam laufen und rennen, ohne darnach zu fragen: wohin es denn zuletzt gehe? Der heutige Tag verhöhnt und verachtet den geſtrigen, während er vor dem morgenden höchſt beſcheiden, als vor dem klügern, zurücktritt; alles Jüngſte — doch abgeſehen vom jüngſten Tage — wird, ohne Frage, als das Beſcheidſte und Richtigſte anerkannt. Hat doch eine Synode voll Ehrerbietung gegen Kinder und Kindeskinder, aber aller Pietät baar gegen Väter und Verfahren, hat ſie doch erklärt: „daß alle bisher bei den proteſtantiſchen chriſtlichen Confeſſionen beſtehenden

ſymboliſchen Bücher abgeſchafft ſein," dagegen „die Kirchenagende und andere Religionsbücher, wenn ſie die jetzigen Grundſätze der proteſtantiſchen Kirche ausſprechen, der Nachwelt nicht als unabänderliche Norm des Glaubens dienen ſollten." So iſt die letzte Spur des Glaubens an Eine heilige chriſtliche Kirche verſchwunden! —

Wenn nun dieſe geſpenſtiſchen Erſcheinungen, welche offenbar ſelbſt keinen Anſpruch machen, zu exiſtiren, — denn jede wahre Exiſtenz iſt nicht ephemer, ſondern wurzelt im Unvergänglichen — wenn ſie, wie fratzenhafte Figuren eines Schattenſpiels an der Wand, ſchnell vorüberziehen, wäre es ein Wunder, daß uns, ſobald wir ſie mit den Augen feſthalten wollen, ein Schwindel ergriffe? — Warum aber, ſagen Hoffnungsvolle, warum, im Hinſtarren nach dieſem weſenloſen, nächtlichen Schattenſpiele, wendet ihr die Augen weg von der anbrechenden Morgenröthe einer ſchönern Zukunft der Kirche, welche ſo vieler Blicke auf ſich zieht? Bücher und Zeitſchriften ſelbſt führen die Zukunft im Titel. —

Novalis bemerkt tiefſinnig: die Zukunft ſei nur für die Geſunden. Der bedarf freilich einer ſtarken Geſundheit, welcher ſich durch Realiſirung einer beſſern Zukunft thatkräftig ausweiſen ſoll. Bücher zu ſchreiben über eine zukünftige Kirche, wie ſie ſein ſollte, dürfte mancher ſagen, das ſei nicht ſo ſchwer, ja leichter, als von der Herrlichkeit einer vergangenen Zeit zu träumen, weil ſolch Träumen durch die wache Wahrheit der kritiſchen Geſchichte geſtört werde. Für Propheten gebe es in der Gegenwart keine Controle. — Das ſei ein ungerechtes, ismaelitiſches Urtheil, erwidern jene. Von Träumen ſei nicht die Rede, vielmehr von Plänen zum Bau einer Kirche auf dem Fundament der Gegenwart, zu einem Bau, der alsbald beginnen ſolle, da kein Moment hiezu geeigneter ſei, als der gegenwärtige.

Gewiß iſt der gegenwärtige Moment höchſt bedeutend — höchſt kritiſch. Es ſind Wehen der Zeit eingetreten, alle Welt erwartet die Geburt. Aber wie ungleich iſt dieſe Erwartung! Melancholiſche meinen: die elende, abgeſchwächte Mutter werde ein todtes Kind gebären; andere, voll ſanguiniſcher Hoffnungen, freuen

ſich, wie auf eine neue Weihnachtsfeier; ernſte Chriſten ſagen glaubensvoll: die Zeit trage zwei Völker unterm Herzen, aber Jakob werde dem Eſau überlegen ſein.

2.

Daß die proteſtantiſche Kirche krank, ſehr krank ſei, darüber ſind alle einig. Aber wie verſchieden ſind die Meinungen der geiſtlichen Aerzte über die Natur der Krankheit und über die anzuwendenden Heilmittel. Die tiefſte Differenz wurzelt in den höchſt verſchiedenen, ja einander ganz widerſprechenden Anſichten vom normalen geſunden Zuſtand der Kirche. Wenn es den Einen Ideal iſt, daß der in der Liebe thätige Glaube in allen Gliedern der Kirche lebendig ſei und alle innerlichſt einige, ſo faſſen Andere nur die ungebundenſte Freiheit und Selbſtſtändigkeit jedes Einzelnen in's Auge mit Hintanſetzung der Liebesgemeinſchaft. —

Näher betrachtet, überzeugt man ſich, daß der Zuſtand der Kirche in den deutſchen Ländern, wo die Union eingeführt iſt, höchſt verſchieden ſei von dem in Ländern, wo die Union nicht ſtatt fand. In letzteren hat die Kirche mehr einen conſervativen Charakter, welcher jedoch einer naturgemäßen Fortbildung durchaus nicht in den Weg tritt; die Union dagegen dürfte, durch übereilte Verbindung zweier Kirchen, den Beſtand und die Entwicklung beider geſtört haben.

Faſſen wir zunächſt die unirte Kirche in's Auge und fragen: wo iſt der Sitz ihrer Krankheit — im Bekenntniß, in der Verfaſſung, im Gottesdienſt? Iſt das Unheil mehr in den Formen oder in den Menſchen dieſer Zeit zu ſuchen, iſt die Theorie gut, taugt nur die Praxis nicht? —

Wie iſt es vor Allem um das Bekenntniß und die Bekenntnißſchriften und ihre Geltung beſchaffen? Bekennt ſich eine Kirche wirklich und aufrichtig zu wahrhaft auf die heilige Schrift gegründeten Bekenntnißſchriften, ſo iſt ſie im Innerſten geſund, und mehr äußere Mängel, z. B. Mängel ihrer Verfaſſung, erſcheinen als heilbar. —

Leider herrſcht aber in der unirten Kirche der größte Zwieſpalt

in Bezug auf die Bekenntnißschriften; in Preußen trat derselbe seit 1830 grell hervor. Damals erklärten die Professoren David Schulz und Cöllen: seit Einführung der Union habe die evangelische Kirche keine Bekenntnißschriften mehr. Sie protestirten gegen die Verbindlichkeit derselben und die Verpflichtung auf sie. Wenn, sagten sie, Lutheraner und Reformirte ihren einander widersprechenden Bekenntnissen anhingen, so könnten sie nicht als Eine Gemeinde betrachtet werden. —

Dieser Ansicht trat ein königlicher Erlaß vom 28. Februar 1834 entgegen, dessen Anfang so lautet: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden."

Wenige Jahre später (1837) schrieb der Prediger Kämpfe über die Union. Trotz des königlichen Erlasses sagt er: „die Freunde der Union denken in Betracht der symbolischen Bücher anders als die Feinde der Union. Wir protestiren auf das Allerentschiedenste gegen diese Behauptung (von der verpflichtenden Kraft der symbolischen Bücher) darum, weil diese Behauptung im offenbarsten Widerspruche steht mit dem Begriffe, den die evangelische Kirche von sich selbst aufstellt."

Und, was mehr sagen will, über das Buch des Prediger Kämpfe ward in den Hallischen und Magdeburger Zeitungen durch den Bischof Dräseke dies Urtheil gefällt: es werde die Leser „über einen der wichtigsten Gegenstände der Zeitgeschichte auf's Erwünschteste belehren, zurecht weisen und recht eigentlich orientiren, ihrem würdigen Verfasser aber als ein Geschenk, das er der gesammten Landeskirche gemacht habe, einstimmigen Dank und wohlverdienten Ruhm bringen."

Dieser Ansicht Kämpfe's von den Symbolen trat die evangelische Kirchenzeitung auf's Entschiedenste entgegen: es sei, sagte sie, bei der Stiftung der Union „von einer Abrogation der Symbole ganz und gar nicht die Rede gewesen." — Uebereinstimmend schreibt der Breslauer General-Superintendent Ribbeck: „Die

evangeliſche Kirche iſt nichts mehr, wenn ſie ihre Symbole fahren läßt. Sie ſteht und fällt mit ihnen.“ Dagegen ſagt wiederum der Paſtor und Licentiat Gaupp: die Union nach Nibbeck'ſchen Grundſätzen ſei ein wahres „Unding und gehe immer wieder in eine Zweiheit von Kirchen aus einander;“ ebenſo Profeſſor Waſſerſchleben. „Innerhalb der Union,“ ſagt er, „iſt eine fortdauernde Geltung der ſymboliſchen Schriften und eine Verpflichtung darauf undenkbar, ohne die Union ſelbſt zu vernichten.“

So ſind die Glieder der unirten Kirche ganz uneins über das, was das Weſen und die Seele jeder Kirche charakteriſirt: über den Glauben und das aus dem Glauben hervorgehende Bekenntniß. Bis auf den heutigen Tag währt der Streit fort. Der bekannte Proteſt vom 15. Auguſt 1845 greift diejenigen an, welche ſich zur Augsburgiſchen Confeſſion bekennen, „dieſe Formel ſei ihr Papſt,“ heißt es dort. Und dieſer Proteſt iſt auch von den Biſchöfen Dräſeke und Eylert unterſchrieben, ohne alle Rückſicht auf den königlichen Erlaß von 1834.

Gegen den Proteſt traten wiederum Hengſtenberg, Stahl, gegen Eylert insbeſondere lutheriſche Prediger in Pommern auf. —

Und wie ſeit Jahren in Preußen, ſo iſt der Streit über Gültigkeit der Symbole auch in Baden und anderweitig ausgebrochen. Die Union ſelbſt hat Vielen erſt die Augen geöffnet über Bedeutung und Werth der Bekenntnißſchriften. Jede Kirche offenbart ihr innerſtes Weſen und legitimirt ihre Exiſtenz durch ihr Bekenntniß, ſo wie in der ausgeſprochenen Anerkennung beſtimmter Bekenntnißſchriften auch die Anerkennung der bekennenden Kirchen ausgeſprochen iſt.

3.

Was ſoll man ſagen zu all den ſich widerſprechenden Stimmen über die Geltung der Bekenntnißſchriften für die unirte Kirche? Schroff ſtehen einander Ja und Nein gegenüber — ſo ſchroff wie die Männer, welche Ja und Nein ſagen, und dieſe Männer waren doch großentheils ſchon bei der Entſtehung der Union betheiligt.

Wie konnten ſie ſich doch uniren, wenn ſie ſchon damals einander ſo widerſprachen? Dies Seltſame zu begreifen, müſſen wir auf die Zeit, da die jetzige Union entſtand, zurückgehen, zunächſt von allen Unionsverſuchen früherer Zeiten abſehend.

Die Union ging von Preußen aus, ja ſie war dort in Bezug auf Kirchenverfaſſung und Kirchenregiment faktiſch da, ehe nur ihr Name ausgeſprochen wurde. Durch* ein Publikandum, betreffend die veränderte Verfaſſung der oberſten Staatsbehörden, vom Jahre 1808, ward nämlich das Kirchenregiment in Preußen als „Section für den Kultus und öffentlichen Unterricht" dem Miniſterium des Innern eingeordnet. Dieſe Section erhielt „alle Rechte der oberſten Aufſicht und Fürſorge des Staats in Beziehung auf Religionsübung ohne Unterſchied der Glaubensverwandten." Bei den Provinzialregierungen wurden analog „Deputationen für geiſtliche und Schulſachen" eingeführt, welche vorzüglich ſorgen ſollten, „daß der geiſtliche Unterricht und Kultus ſowohl ſeinem Innern als Aeußern nach verbeſſert und zweckmäßiger eingerichtet werde, um Religioſität und Moralität, Duldung und Annäherung zwiſchen den verſchiedenen Glaubensverwandten zu befördern." Dieſe Verordnungen** „ignorirten den confeſſionellen Unterſchied völlig, indem bei der Bildung der Behörden zwiſchen Lutheranern und Reformirten gar kein Unterſchied gemacht wurde. Auf dieſe Weiſe wurde alſo," ſagt der Verfaſſer, „in einem keineswegs unerheblichen Punkte, welcher der früheren Zeit für wichtig genug gegolten hatte, um im Weſtphäliſchen Frieden dafür beſondere Garantieen zu ſchaffen, von obenher ohne Weiteres die Union eingeführt, ein Umſtand, der für das ſpätere Unionswerk von nicht geringer Bedeutung war."

---

* Das Folgende iſt meiſt aus dem „Abriß der Geſchichte der evangeliſchen Kirchenverfaſſung in Preußen" entnommen, welcher ſich in den Jahrgängen 1843 und 1845 der evangeliſchen Kirchenzeitung findet. Mit dieſem iſt zu vergleichen die „Geſchichte der evangeliſchen Kirchenverfaſſung in der Mark Brandenburg", von Dr. H. v. Mühler, Königl. Preuß. Regierungsrath. Weimar 1846.

** Abriß Ev. K. Z. 1845. S. 475—485.

Das reformirte Kirchendirectorium trat zuerſt gegen dieſe Neuerung auf und bat, „für die reformirten Kirchen und Schulen eine beſondere geiſtliche Oberbehörde fortbeſtehen zu laſſen.“ Hierauf ward der Beſcheid ertheilt, daß „eine beſondere Oberkirchenbehörde für jede Confeſſion mit der neuen Verfaſſung unvereinbar ſei.“

„Bei weitem am entſchiedenſten und beſtimmteſten war indeß der Widerſpruch des lutheriſchen Oberconſiſtoriums,“ allein eben ſo vergeblich.

Ein Zweites, was in näheſter Beziehung mit der Union ſtand, ſie einleitete und begleitete, war die neue Preußiſche Agende.

Der Oberhofprediger Sack hatte „die Ausarbeitung einer Liturgie als möglich und wünſchenswerth bezeichnet, in deren Gebrauch ſich beide Theile, die Reformirten und die Lutheriſchen vereinigen könnten. Der König ergriff dieſen Plan mit Wärme. In einer Kabinetsordre vom 18. Juli 1798 drückte er ſeine Freude darüber aus, daß Hoffnung vorhanden ſei, „beide Confeſſionen durch eine gemeinſchaftliche Agende, der bleibenden Verſchiedenheiten ungeachtet, einander näher zu bringen.“ — „Daß Lutheraner und Reformirte im Gottesdienſte,“ ſagt Mühler,* „gleichmäßig ihr evangeliſches Bewußtſein wiederfinden, ſich darin gemeinſam erbauen möchten, das war die Aufgabe. Der König war ſich ihrer und ihrer Bedeutung im vollſten Maaße bewußt.“ Der erſte praktiſche Verſuch mit der neuen Liturgie geſchah 1816 unter den Augen des Königs.

„Die neue Agende,“ ſagt** der Verfaſſer des erwähnten geſchichtlichen Abriſſes, „ſollte, wiederholten Erklärungen der kirchlichen Behörden zufolge, mit der Union in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen und deßhalb ohne Widerſpruch angenommen werden. In der That aber war ihre Annahme oder Nichtannahme von der Unionsfrage nicht zu trennen, ſo daß indirekt mit der Agende der Union der Weg bereitet wurde.“ Ein Jahr nach

---

* Mühler, 334.

** Ev. K. Zeitung 1845. S. 501.

jenem erſten Verſuch mit der neuen Liturgie erſchien die Kabinetsordre vom 27. September 1817, in welcher der König den Wunſch ausſprach, bei der Säcularfeier der Reformation einen Anfang der Union der lutheriſchen und reformirten Kirche in's Leben treten zu ſehen; doch ſei er, die Rechte und Freiheit beider Kirchen achtend, weit entfernt, ſeine Ueberzeugung aufdringen zu wollen. —

Wie kam es nun, daß die Union ſo ſchnellen Eingang fand — und wenn ſie damals dieſen fand, wie kommt es doch jetzt, daß „die antiunioniſtiſche Geſinnung in raſchem Fortſchritt begriffen iſt, intenſiv nicht weniger, als extenſiv?“ *

Der Einführung kam ſehr vieles und ſehr verſchiedenes zu ſtatten: einmal der Wunſch des Königs, dann die religiöſen Anſichten vieler chriſtlich Geſinnter, bei der Menge aber eine große Gleichgültigkeit gegen Religion und eine ſo unglaubliche Unwiſſenheit, daß die Meiſten kaum die einfachſten Katechismuslehren kannten.

Was zunächſt die gläubigen Lutheraner und Reformirten betrifft, ſo hatten ſich dieſe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ohne allen Unterſchied der Confeſſion, zuſammen gethan, im Gegenſatz zur Maſſe des herrſchenden Unglaubens. Selbſt Katholiken hatten ſich ihnen angeſchloſſen. Die confeſſionellen Differenzen wurden von ihnen nicht berührt, oder vielmehr Gläubige wie Ungläubige kannten ſie kaum oder gar nicht. Die gewöhnliche Anſicht war: es handle ſich zwiſchen Lutheranern und Reformirten einzig um eine unnütze Subtilität in Bezug auf das Abendmahl. Von einer Kirche war nicht mehr die Rede, höchſtens von einer unſichtbaren, deren Glieder in den verſchiedenſten Gemeinden zerſtreut, ſich faſt nach Art der Freimaurer erkannten, zuſammenfanden und zuſammenhielten.

Natürlich thaten ſo geſinnte Chriſten ſo wenig gegen die Unien, daß ſie dieſelbe vielmehr auf alle Weiſe förderten, ja ſich ſelbſt als längſt Unirte betrachteten.

Wie es aber um die religiöſe Gleichgültigkeit und Unwiſſenheit

---

* Hengſtenberg in der Ev. K. Z. 1844. S. 1.

der großen Menge, ja auch so vieler Geistlichen damals stand, bezeugen übereinstimmende Aeußerungen von Männern, die in religiöser Hinsicht höchst verschieden denken.

Es leidet keinen Zweifel, sagt der Verfasser des angeführten „Abrisses", daß sich die Kirche* „in ihrem damaligen Zustande der vollen Bedeutung der Unien durchaus nicht klar bewußt war, daß es an richtiger Kenntniß und Würdigung des confessionell-kirchlichen Rechtsbestandes, den man wesentlich zu alteriren im Begriff war, offenbar fehlte, daß Rationalismus und Indifferentismus das Unionswerk wesentlich gefördert haben." — Eben so urtheilte der preußische Bischof Sack. „Selbst die schlaffe, indifferentistische Denkungsart," sagt er, „die sich leider aller Stände bemächtigt habe, komme der guten Sache (der Unien) nicht weniger zu statten, als die Einsicht und der Wunsch aufgeklärter Anhänger des Christenthums." **

Wie in Preußen war der Zustand der Lutheraner und Reformirten in der Rheinpfalz, als sie sich im Jahre 1818 unirten. Die Synode in Kaiserslautern wollte die symbolischen Bücher ganz abgeschafft wissen und einzig das neue Testament als Norm ihres Glaubens anerkennen. Ein rheinpfälzischer Geistlicher,*** der sich freut, daß die Unien „auf freisinnigen und rationalen Grundsätzen erbaut wurde," schildert dennoch den damaligen Zustand der Rheinpfalz als höchst traurig. Er sagt: Das Kirchenregiment sei „wohlwollend aber allzuschlaff" gewesen, „unwürdige Geistliche seien eben nicht sonderlich beunruhigt worden." „Im Allgemeinen," bemerkt er, „herrschte viel falscher Rationalismus, Flachheit, Seichtigkeit und Mangel an theologischer Bildung; die Studienzeit der älteren Generation war in eine ungünstige, unruhige Zeit gefallen und das Studium meist schnell abgethan worden — von der jüngeren Generation forderte man nicht viel Kenntnisse; nicht leicht fiel einer durch das Examen, daß aber völlige Ignoranten es bestanden,

* S. 300 l. c.
** E. K. 1844, S. 13.
*** Franz in der „Morgenröthe" S. 36.

war nichts seltener." Kurz, das kirchliche Leben in der Pfalz war unläugbar in einem sehr kläglichen, matten Zustande. „„Die Leute schliefen,"" als man sich unirte.

Ein ebenso unparteiisches Zeugniß legt der bekannte Pastor Zittel über den religiösen Zustand des protestantischen Badens zur Zeit, da die Union eintrat, ab. „Der künftige Religionslehrer," erzählt er, „studirte, wo er wollte; auf der Landesuniversität wurden offen genug und unangefochten Ansichten ausgesprochen, die keinen Anspruch auf Conformität mit dem symbolischen Lehrbegriff machen konnten. Der Geistliche trat in sein Amt, ohne daß an eine Verpflichtung auf irgend eine Bekenntnißschrift gedacht wurde, ja, es war fast zufällig, wenn er nur mit dem Inhalt der symbolischen Bücher bekannt wurde. Er predigte darum auch wirklich, ohne die mindeste Rücksicht auf diese zu nehmen."

Das charakterisirt die Zeit, in welcher die Union gestiftet wurde. Der Einfluß der unglücklichen Constellation bei ihrer Geburt, wirkt noch heute fort. „Die Leute schliefen," einer aber wachte und diesen Einen überwachte ein Stärkerer. —

Man vereinigte sich. Wenn zwei Handlungshäuser eine gemeinsame Firma annehmen wollen, so gehen sie vorher erst sorgfältig ihre beiderseitigen Bücher durch, da ja keiner durch die Verbindung Schaden leiden, vielmehr gewinnen will.

Wie anders verfuhr man, als Reformirte und Lutheraner sich zur neuen Firma der Unirten einigten. Keiner bemühte sich, bei einer so hochwichtigen Sache, die Bücher des Andern einzusehen, kein Theil kannte, wie gesagt, die Bekenntnißschriften des andern, höchst selten die eigenen. Der schlesische Pastor Gerhard meint: von 1,500,000 Schlesiern dürften kaum 15 die symbolischen Bücher gelesen haben. — Wenn unsere frommen, gewissenhaften Vorfahren eine Union in voller, wesentlicher Wahrheit vergebens erstrebten, so genügte dem leichtfertigen unwissenden Geschlecht unserer Tage ein trügliches Scheinbild der Wahrheit. Sie riefen: Friede! Friede! und war doch kein Friede, sie verlachten dünkelhaft den bedenklichen confessionellen Ernst der Alten, als hätten diese

in übergewiſſenhafter Beſchränktheit nur de lana caprina ge-ſtritten.

Von der Unkenntniß, welche in confeſſioneller Hinſicht auch bei beſſeren Geiſtlichen beider Confeſſionen herrſchte, mögen hier einige Beiſpiele ſtehen. Ein lutheriſcher Knabe wohnte dem Religionsunterrichte eines reformirten Pfarrers bei. Nach der Stunde trifft dieſer die Mutter des Knaben, und wünſcht ihr Glück, ein ſo ausgezeichnetes Kind zu haben. Die Mutter verwundert fragt: was er denn im Unterricht behandelt habe? Der Pfarrer antwortet: den zweiten Artikel; der Knabe habe ſeine Frage ſo vortrefflich beantwortet, daß er ſelbſt es nicht ſo gut könne. Als er nun die Antwort referirt, ſagte die Mutter lachend: das iſt ja die Erklärung des zweiten Artikels im kleinen luther'ſchen Katechismus, die mein Sohn aufgeſagt hat! — Ein lutheriſcher Pfarrer verrieth gelegentlich, daß er nicht wußte, wie die Reformirten die Gebote anders zählen als die Lutheraner. So bewieſen beide Geiſtliche, daß ſie die bekannteſten, populärſten Confeſſionsſchriften — den kleinen luther'ſchen und den Heidelberger Katechismus — nicht kannten, und beide waren doch ſehr achtungswerthe Männer.

Anders verhielt es ſich mit einer Anzahl reformirter und lutheriſcher Laien, welche in großen, angeſtrengt liebewarmen Worten ſich ſchriftlich gegen alle confeſſionellen feindlichen Unterſchiede ſcharf erklärten und hinzufügten: ſie ſeien entſchieden für die Concordienformel.

4.

Friedrich Wilhelm III. erfaßte, wie wir ſahen, ſchon im Beginn ſeiner Regierung (1798) mit größter Vorliebe den Gedanken einer Union und that alles, um denſelben zu verwirklichen. Der Vorwurf des Indifferentismus trifft den ernſt religiöſen König gewiß nicht; was war es denn, das ihm die Einigung der Lutheraner und Reformirten ſo wünſchenswerth machte?

Die preußiſche Geſchichte antwortet hierauf: es haben ſeit dem Jahre 1613 alle preußiſche Regenten, mit Ausnahme zweier Könige, die Union durchzuführen getrachtet.

Die Reformation ward im Jahre 1539 in der Mark angenommen, im Jahre 1577 die Formula concordiae.

Der Kurfürst Joachim Friedrich, entschieden lutherisch gesinnt,* ließ sich im Jahre 1593 von seinem Sohne Johann Sigismund schriftlich angeloben: „daß er bei den Symbolen der lutherischen Kirche, einschließlich der Concordienformel, beständig bleiben, diesem zuwider in Schule und Kirche nichts ändern, sondern Alles in dem vorhandenen Zustande lassen wolle.“**

Dennoch erklärte Johann Sigismund am 18. December 1613 seinen Uebertritt zur reformirten Confession; im Berliner Dom genoß er am 25. December zum erstenmale mit 54 Andern das Abendmahl nach reformirtem Ritus. Ob ihn hierbei nur religiöse Ueberzeugung oder auch Rücksicht auf neu erworbene reformirte Unterthanen in Jülich wie auf reformirte Bundesgenossen — die Holländer — bestimmten, das weiß Gott allein. Entschieden machte aber der Uebertritt*** „einen ebenso tiefen als nachtheiligen Eindruck auf die, fast sämmtlich streng lutherischen Unterthanen des Kurfürsten.“ Selbst gemäßigte unter ihnen fürchteten, „es werde Gewalt und List angewendet werden, um der Religion des Fürsten Anhänger zu verschaffen, die Lutheraner aber zu unterdrücken.“ „Jedenfalls trennte diese Religionsveränderung den Fürsten von seinen Unterthanen und versetzte das Land in Unruhe.“

In Berlin kam es selbst zu offenem Aufstande und blutigen Auftritten, wobei zehn kurfürstliche Trabanten verwundet und getödtet wurden, und des Kurfürsten Bruder selbst einen Steinwurf erhielt.

Die lutherischen Prediger kämpften eifrig gegen die reformirte Lehre, besonders gegen das decretum absolutum. Sie sagten: „der Reformirten Gott sei dem Teufel ähnlicher als dem wahren Gotte, nach reformirter Lehre müsse der Gottloseste, wenn er auserwählt sei, doch selig werden.“ †

---

* Evang. K. Z. 1842, S. 784.

** Stenzel, Geschichte des preuß. Staats I, 387. Mähler 122.

*** Stenzel 388, 389.

† Stenzel l. c.

Der ſcharfe Gegenſatz der Concordienformel gegen die Lehren Zwingli's und Kalvin's war in feindſeligem Haß lebendig geworden und regte ein ganzes Land auf.

Was war natürlicher, als daß dem Kurfürſten alles daran liegen mußte, dieſen unglücklichen Zwieſpalt zu ſchlichten, um die Liebe der erbitterten Unterthanen wieder zu gewinnen. Er ließ deßhalb die Confessio marchica (auch confessio fidei Johannis Sigismundi genannt) entwerfen. Sie* wurde deutſch publicirt, damit das ganze Volk ſie leſen könne. Wiewohl in die Sammlungen reformirter Symbole aufgenommen, würde ſie doch von Kalvin nicht anerkannt, in Dordrecht als arminianiſch verdammt worden ſein, weil ſie nicht das decretum absolutum lehrt. In den meiſten übrigen Punkten reformirt, konnte ſie ebenſowenig bei den Lutheranern Anerkennung finden. Kurz, ſie trägt ganz den Charakter einer beabſichtigten Union. Dieß darf um ſo weniger Wunder nehmen, da Pelargus, der Verfaſſer der confessio marchica, welche bis zum Jahre 1817 Symbol der preußiſchen reformirten Kirche blieb, da dieſer Verfaſſer lutheriſcher Generalſuperintendent in Frankfurt war. Bis an ſeinen, 1632, 18 Jahre nach Abfaſſung der confessio, erfolgten Tod, blieb Pelargus in der lutheriſchen Kirche.**

---

* Augusti Corpus librorum symbolicorum, qui in ecclesia Reformatorum auctoritatem publicam obtinuerunt S. 640. Novam doctrinae formam exposuit, eamque subditis suis non tamquam normam, sed tamquam exemplum proposuit.

** Mühler 131, 148, 165. Die Generalſtaaten luden ſpäterhin den Kurfürſten Johann Sigismund ein, Deputirte auf die Dordrechter Synode zu ſchicken, „ihre Abreiſe aber war aus zufälligen, vielleicht abſichtlich vorgeſchützten Gründen unterblieben.“ Aus der Natur der confessio Sig. folgt, daß das preußiſche Regentenhaus und ſeine reformirten Unterthanen eigentlich ſchon ſeit zwei Jahrhunderten nicht reformirter, ſondern unirter Confeſſion war. Daher erklärten ſie ſich wiederholt ebenſo entſchieden gegen die canones von Dordrecht, als gegen die Formula concordiae und gegen alles, was ſie für böſe Reſte aus der päbſtlichen Zeit hielten. Auch war die preußiſche Kirchenverfaſſung ſehr verſchieden von der anderer reformirten Kirchen. Dieß war recht klar, als die franzöſiſchen Refugiés

Der confeſſionelle Zwieſpalt dauerte bis zum Regierungsantritt Friedrich's II. fort. Von der Regierungszeit Georg Wilhelm's, des Nachfolger Sigismund's, berichtet Stenzel:* „die ſcharfe Spaltung zwiſchen dem eifrig lutheriſchen Volke und der reformirten Regierung war noch immer völlig durchgreifend in Brandenburg und in Preußen. Sie lähmte alle Maßregeln, die der Kurfürſt nahm." — Auf Georg Wilhelm folgte Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt. Dieſer hatte** „eine nicht ſehr verdeckte Vorliebe für die Reformirten," er bewirkte es, daß ſie in den weſtphäliſchen Frieden als augsburg'ſche Confeſſionsverwandte einbegriffen wurden. Die Verpflichtung auf die Concordienformel hob er auf und verbot den Beſuch der ſtreng lutheriſchen Univerſität Wittenberg. Durch ein Edict unterſagte er im Jahre 1665 alle confeſſionelle Kanzelpolemik. Unter den Geiſtlichen, welche ſich weigerten, dieß zu unterſchreiben, war Paul Gerhard, welcher deßhalb abgeſetzt ward; die Bitte des Berliner Magiſtrats um ſeine Wiedereinſetzung ward vom Kurfürſten ſehr ungnädig abgeſchlagen.

„Dieſer that," ſagt Stenzel,*** „was er nur vermochte, die Lutheraner und die Kalviniſten einander zu nähern, doch verdroß ihn die Starrheit jener nicht weniger, als ihm die Unbiegſamkeit der Kalviniſten mißfiel. Er tadelte die Synode von Dordrecht ſehr, da ſie, nach ihm, die ganze Welt in Flammen geſetzt und der Religion faſt unheilbare Wunden geſchlagen habe." Womit er auf das, von dieſer Synode in ſeiner ganzen Härte angenommene kalviniſche decretum absolutum zielte.

Friedrich I. verfolgte ſeines Vaters Weiſe. Durch Reſcript ſchaffte er im Jahre 1698 in Berlin die Privatbeichte † ab. Zur

---

mit ihrer disciplina und Confessio gallicana in Preußen Aufnahme fanden, da ſie in Bekenntniß, Liturgie und Verfaſſung ſehr von den preußiſchen Reformirten abwichen.

* 1, 424.

** Ib. 2, 89.

*** Ib. 475.

† Ib. 194.

Förderung des Unionswerkes wurde in Berlin ein Collegium charitativum, aus einer Anzahl Geistlicher beider Confessionen errichtet.* Der König wollte beide Confessionen so uniren, daß sie sich nicht mehr Reformirte und Lutherische, sondern mit einem gemeinsamen Namen „Evangelische" nennen sollten. „Aber," heißt es bei Stenzel,** „alle vielfachen Bemühungen Friedrich's, eine Vereinigung, ja man kann sagen, selbst nur eine Annäherung der beiden evangelischen Glaubensbekenntnisse zu bewirken, waren erfolglos." Zuleich ließ er, eingenommen für die anglikanische Liturgie, durch Jablonski einen Entwurf zur Einführung der englischen Kirchenverfassung machen. Alles war schon eingeleitet, als der König starb und der Plan unausgeführt blieb.***

Friedrich's Sohn, Friedrich Wilhelm I., suchte ebenfalls auf alle, selbst auf gewaltsame Weise, die Union durchzusetzen.† Die Unterscheidungslehren bezeichnete er als „Possen", und erklärte: „er halte beide Religionen für einerlei zu sein und finde dabei keinen Unterschied." Im Jahre 1713 feierte er das Jubelfest der Annahme der reformirten Confession, 1717 das der lutherischen Reformation, 1730 das der Uebergabe der Augsburg'schen Confession, 1739 das der Einführung der lutherischen Reformation in der Mark.†† Seine Gemahlin blieb lutherisch, seine Kinder ließ er von reformirten und lutherischen Geistlichen prüfen, der Tochter gestattete er lutherisch zu werden, als sie den Markgrafen von Baireuth heirathete. Für Lutheraner und Reformirte stiftete er wie sein Vater Simultankirchen. Differenzen beider Kirchen suchte er mit Gewalt zu beseitigen. In den Jahren

* Mühler, 193. Leibnitz und Jablonski waren hierbei thätig. „Aber," sagt Mühler, „ein unzeitig erschienenes Werk, unter dem Titel Arcanum regium, enthüllte zu früh und grob die gehegten Plane und rief einen lange anhaltenden, erbitterten Streit in Deutschland hervor." Das Werk war von Winkler in Magdeburg.

** Stenzel 3, 233.

*** Ib. 114.

† Evang. K. Z. 1843. S. 387.

†† Stenzel 4, 472.

1736 und 1737 verbot er den Lutheranern das Kreuzſchlagen, das Singen vor dem Altar, die Chorröcke, Leuchter, Lichter, Kaſeln, und zwar bei Strafe der Suſpenſion. Dem Magdeburger Conſiſtorium befahl er: den Predigern, welche einiges Bedenken dabei hätten, zu ihrer Beruhigung ihre Entlaſſung zu ertheilen. Einige wurden wirklich kaſſirt, alle Remonſtrationen waren vergebens.* Dagegen war ihm, wie ſeinen Vorfahren, die reformirte Lehre vom Decretum absolutum durchaus verhaßt. Er verbot dieſelbe auf der Kanzel zu verhandeln und befahl** dem Feldprediger Müller, Alles aufzubieten, um dem Kronprinzen — nachmals Friedrich II. — „den ſchweren Irrthum von der unbedingten Gnadenwahl zu benehmen.“ Es könnten ſich, meinte er auch, ſeine langen Grenadiere auf das decretum absolutum berufen, wenn ſie deſertirten. So läßt ſich die Unionsangelegenheit ſeit dem Uebertritt Johann Sigismund's bis zum Tode Friedrich Wilhelm's I., unter fünf Regenten verfolgen, vom Jahre 1613 bis zum Jahre 1740, da Friedrich II. zur Regierung kam.

Dieſer,*** welcher nicht nach den Grundlehren, geſchweige nach den Unterſcheidungslehren der zwei Kirchen fragte, ließ alle Gedanken an Union fahren.† Er nahm die angeführten Verbote ſeines Vaters gegen die Lutheraner zurück. Den reformirten und lutheriſchen Examinatoren befahl er: „ſich nicht bei denen, unter beiden Religionen ſtreitigen Punkten, welche ohnedem nichts bedeuten, aufzuhalten.“ †† „Die Religionen,“ erklärte er, „müſſen alle tolerirt werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß

---

* Ib. 474.

** Ib. 609, 610.

*** Ev. K. Z. 1843, 393.

† Doch ſoll der König einſt einen Geiſtlichen gefragt haben, ob es nicht beſſer ſei, daß man veranlaſſe, die Lutheraner und Reformirten zu Einer Kirche zu vereinigen, worauf dieſer erwiderte: wenn man es unternähme, würde man, anſtatt zweier Kirchen, deren drei haben. (Harleß Zeitſchr. 1839. Bd. 3. S. 34.)

†† Mühler 232.

ein Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“ Letztere Worte werden bis zum Ueberdruß oft angeführt, beſonders von Menſchen, welche nicht merken, welch ein himmelweiter Unterſchied ſei zwiſchen dem barmherzigen Gott, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, und einem königlichen Religionsverächter, der gleichgültig alle Welt tolerirt. Dieſe Stimmung des höchſt bedauernswerthen großen Königs war wohl eine Frucht der Erziehung, welche er genoſſen. —

Während der 46jährigen Regierung Friedrichs II. entwickelte ſich nun das unchriſtliche und antichriſtliche Weſen beſonders in den höhern Ständen und auf Univerſitäten. Das Volk war noch nicht durch das Gift angeſteckt. Friedrich Wilhelm II. wollte durch das bekannte Religionsedikt die Krankheit heilen, verſtärkte ſie aber. Seit dem Anfang der franzöſiſchen Revolution richteten ſich die Blicke und alle Thätigkeit mehr auf äußere Verhältniſſe.

Im Jahre 1797 kam Friedrich Wilhelm III. zur Regierung. Wir fragten: warum gerade er mit ſo großer Vorliebe den Gedanken der Union ergriffen und zu verwirklichen geſtrebt habe? Die Geſchichte antwortet nun: der Gedanke war ein Erbtheil von ſeinen Ahnherren. Fünf derſelben hatten vergebens Lutheraner und Reformirte zu uniren verſucht; ſeit 77 Jahren, ſeit dem Regierungsantritt Friedrichs II., ruhten die Verſuche, als der König im Jahre 1817 die Union ausſprach. Er wollte endlich die Wunde völlig heilen, welche Johann Sigismund vor mehr als 200 Jahren durch ſeinen Uebertritt zur reformirten Konfeſſion geſchlagen hatte. In ihm lebte der innigſte Wunſch, mit ſeinen lutheriſchen wie mit ſeinen reformirten Unterthanen Eines Glaubens zu ſein. Wer möchte dieſen Wunſch der Liebe verdammlich finden, wäre er auch ſchmerzlich überzeugt, daß derſelbe durch die Union ſo wenig erfüllt worden ſei, daß dieſe vielmehr jene alten Wunden wieder aufgeriſſen, ja neue Wunden geſchlagen habe? —

Es kann einmal kein europäiſcher Regent mit allen ſeinen Unterthanen Eines Glaubens ſein. Wehe denen, welche gewaltſam uniformirend Eine Staatsreligion aufdringen und erhalten wollen!

So meinte es der König von Preußen anfangs gewiß nicht, erklärte er ja in dem Erlaß von 1817, daß er die Rechte der beiden Konfessionen achte und Niemanden zur Union zwingen wolle. Aber seine feste Ueberzeugung: die konfessionellen Differenzen seien durchaus unwesentlich, mochte ihn späterhin verleiten, in denen, welche ihrer Konfession treu bleiben, dieselbe unvermischt erhalten wollten, nur unverständige, blinde Eiferer und Friedensstörer zu sehen.*

Man bedachte nicht, daß, nach Jean Paul, die Dissonanz zwischen Tönen oft um so größer ist, je näher sie dem Einklange sind.

5.

Wir sahen, wie verschiedene Ansichten über Bekenntnißschriften in der Union herrschen.

Die Destruktiven wollen durchaus keine Bekenntnißschriften. Diese absoluten Selbstherrscher fühlen sich durch jedes Gemeinschaftliche in ihrer persönlichen Freiheit gehemmt. Sie führen die Liebe als leeres Wort im Munde, eine wesenlose Schattenliebe. Hätten sie wahre Liebe im Herzen, so würden sie sich nach der tiefsten menschlichen Liebesgemeinschaft, nach der Gemeinschaft des Glaubens sehnen.

Andere dagegen sind einig darüber, daß keine Kirche ohne Glaubensbekenntniß denkbar sei. Fühlen doch selbst Ungläubige, wenn sie sich zusammenthun, die Nothwendigkeit, ein gemeinsames Bekenntniß ihres Unglaubens aufzustellen. Wie viele solcher Bekenntnisse sind nicht die letzten Jahre in Leipzig, Breslau, Königsberg ꝛc. erschienen! Ja, selbst Rousseau, da er die umfassendste Union zwischen Christen, Juden und Muhamedanern in Vorschlag bringt, gibt er zugleich ein Glaubensbekenntniß, in welchem alle drei Religionen übereinkommen sollen, schließt aber fanatisch die Heiden aus.

* In der angeführten Kabinetsordre vom 28. Febr. 1834 heißt es, in Bezug auf die Schlesischen Lutheraner: „am wenigsten aber — weil es am unchristlichsten sein würde, — darf gestattet werden, daß die Feinde der Union im Gegensatz zu den Freunden derselben, als eine besondere Religionsgesellschaft sich konstituiren."

Wie ſoll es aber in der Union gehalten werden? Iſt ſie wirklich eine neue Kirche, ſagen Einige, ſo ſoll ſie auch ein neues Glaubensbekenntniß aufſtellen, und ſich eben dadurch als Eine Gemeinde ausweiſen, die da weiß, was ſie gemeinſam will.

Daß aber ein ſolches neues Glaubensbekenntniß für die Geſammtheit der Union und aus ihr hervorgehen könne, ſtellen alle Sachkundige in Zweifel. Gehören ja ſelbſt jene Antikonfeſſionellen auch zur Union; wie wäre es möglich, ſo entgegengeſetzt geſinnte Menſchen in Wahrheit zu einigen?

Iſt kein neues Symbol möglich, ſo laßt uns zunächſt an den überlieferten alten feſthalten, ſagen Andere. — An den Symbolen beider Konfeſſionen? fragte man: wie wäre das möglich? ſie widerſprechen ja einander. Zuletzt wird man noch die Konkordienformel und die Canones Dordraceni Ein und derſelben Kirche aufdringen wollen! — Der Widerſtreit iſt nicht ſo leicht zu ſchlichten, wie Mancher glaubt. Wenn früher die Reformirten ſich mehr der Union anbequemten, ſo möchte dieſes Entgegenkommen gegenwärtig durch die wiſſenſchaftliche Theologie ſehr gefährdet ſein. Reformirte Dogmatiken, welche von andern Prinzipien ausgehen als die Lutheriſchen und in konſequenter Folgerung ein Syſtem aufſtellen, weichen nicht bloß in einzelnen bisher berückſichtigten Punkten, wie in der Abendmahlslehre, von der lutheriſchen Lehre ab, ſondern mehr oder minder in allen. Auch in der Würdigung der heiligen Schrift. Die reformirten Dogmatiker haben dies auch offen ausgeſprochen, ſo Schweizer. —

Wiederum ſagen andere: wir wollen nicht, daß alle Bekenntnißſchriften beider Kirchen in der Union Geltung haben ſollen. Die Augsburgiſche Konfeſſion verbindet ja Reformirte und Lutheraner ſchon ſeit dem weſtphäliſchen Frieden zu der Einen Religionspartei, der Augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten, ſie bleibe ihr gemeinſames Bekenntniß.

Verhält ſich's wirklich ſo? Bezeichnete der Name „Augsburgiſche Konfeſſionsverwandte“ einen religiöſen Begriff, nicht vielmehr einen politiſchen, welchen der Kurfürſt Friedrich Wilhelm, trotz des Widerſpruchs der Sachſen, geltend machte? Be-

zeichnete er eine konfessionelle wahre, wesentliche Einigung der Lutheraner und Reformirten, wie hätten doch die Streitigkeiten beider Parteien unmittelbar nach dem westphälischen Frieden, unter der Regierung des Kurfürsten und seiner Nachfolger, in so großer Heftigkeit fortdauren können?

Andere sagen: die Augustana kann nicht als gemeinsame Konfession gelten, sie geht in ein Detail, welches nicht bloß die Reformirten, sondern auch viele Lutheraner nicht unterschreiben würden. Wir wollen daher eine den Reformirten und Lutheranern gemeinsame Grundlehre als Einigungsformel aufstellen. Einer schlägt die, der Andere jene Lehre vor. So z. B. die Rechtfertigung durch den Glauben — oder einen Spruch, wie: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Und wie viel solcher Formeln und Sprüche könnten vorgeschlagen werden!

Machen redliche Christen solche Vorschläge zur Verkürzung der Symbole, so möchte ich sie an eine unglückliche Mutter erinnern. Diese reiste mit ihren Kindern durch einen nordischen Wald. Plötzlich sieht sie sich von Wölfen umringt; in der Todesangst wirft sie ihnen ein Kind vor, um die Bestien zu befriedigen und während diese das Kind verzehren, mit den andern Kindern zu entfliehen. Aber nicht lange währt es, so sind die Wölfe wieder da, sie opfert ein Kind nach dem andern, zuletzt wird sie selbst gefressen. —

Wozu denn diese Abbreviatur unserer herrlichen Konfessionsschriften? Jede solche Abbreviatur ist freilich ein Glied, welches, wie das einzelne Glied eines organischen Körpers, die ganze Organisation charakterisirt. So könnten wir z. B. im apostolischen Glaubensbekenntniß schon bei dem: „Ich glaube an Gott den Vater" stehen bleiben; weist doch der „Vater" auf den Sohn, den Versöhner hin; heißt es ja: „wer den Sohn nicht hat, hat auch den Vater nicht," und wiederum: „Niemand kann Christum einen Herrn heißen, als durch den heiligen Geist." So liegt in jenen fünf Worten die Trinitätslehre und somit die ganze Dogmatik. Das folgt aus dem innigen Zusammenhang der heiligen Schrift.

Aber wozu doch eine solche Abbreviatur der Symbole? frage

ich noch einmal. Iſt's nicht um aller zweideutigen Auslegung freien Spielraum zu laſſen, daß man unſere ehrlichen Glaubensbekenntniſſe in ihrer klaren, unzweideutigen Vollſtändigkeit hintanſetzt? Der Ungläubige, welcher einigermaßen denkt, konſequent denkt, der wird aber die Abbreviaturen ebenſowohl verwerfen als die ganzen Bekenntniſſe, weil er eben im Einzelnen das Ganze erkennt. — So will es auf keine Weiſe gehen, und ein Spötter könnte diejenigen, welche verzweifeln möchten in Worten auszuſprechen, worin die Unirten eines Glaubens ſind, er könnte ſie auf das Beiſpiel jenes Koſaken verweiſen, welcher als Morgengebet das ABC herſagte und Gott anheimſtellte, ſich daraus ein Gebet zuſammenzuſetzen. — So könnte man auch das ABC zur beliebigen Kombination zu einem Bekenntniß hinſtellen. —

O, ſelige Zeit, da Fürſten und Städte und Theologen in freudiger Glaubenseinigkeit die Augustana unterſchrieben; o, unſelige Zeit, da jede Ahnung von Einigkeit im Glauben geſchwunden, Jeder im Symbol nur eine todte Zwangsformel ſieht — da ein freudloſes Streben nach einer falſchen Freiheit und Selbſtſtändigkeit, alles Bedürfniß der Liebe nach Gemeinſchaft der Liebe ertödtet.

Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn man jetzt die edelſten Menſchen vom ehrenwertheſten Charakter vergebens gegen oberflächliche und böswillige ankämpfen ſieht. Ueberall tritt ihnen die Union in den Weg. Sie fühlen ſchmerzlich die Unmöglichkeit einer völligen konfeſſionellen Harmonie zwiſchen Lutheranern und Reformirten. Indem man eine neue Kirche zu gründen ſtrebte, entwurzelte man beide Konfeſſionen. Eine tiefe Sehnſucht iſt in den Beſſern erwacht, wieder einzuwurzeln, ſich wieder entſchieden mit ihren frommen Vätern durch das Band des Glaubens zu einigen, mit ihnen Ein Bekenntniß zu haben, Einer heiligen, allgemeinen Kirche anzugehören.

Aber die Geltung lutheriſcher und reformirter Konfeſſionsſchriften verlangen, heißt die Geltung ſelbſtſtändiger lutheriſcher und reformirter Kirchen verlangen. Das ſieht man in Preußen mehr und mehr. Es wird ſchon hingewieſen auf die Menge preu-

ſiſcher Gemeinden, welche ſich nie unirten, beſonders lutheriſcher. Manche Provinzen, ſagt man, z. B. Preußen, ſeien faſt nur von Lutheranern bewohnt, mit wem hätten dieſe ſich doch uniren ſollen? Verhältnißmäßig ſeien nur wenige Gemeinden wahrhaft „gemiſcht unirt," wird behauptet.

Iſt dem alſo, ſo halte man ſich doch an das hiſtoriſch Gegebene, nenne lutheriſche Kirchen lutheriſche, reformirte reformirte, ordinire die Prediger der erſtern auf die lutheriſchen, die der letztern auf reformirte Symbole. —

Aber wo bliebe die Union? Ich glaube, ſie würde erſt von da an eine wahre Union.

Pfaff theilte die Unionen in drei Arten. Die erſte nannte er Unio absorptiva, wenn ſich z. B. Reformirte und Lutheraner ſo vereinigten, daß die Reformirten völlig lutheriſch würden, oder umgekehrt. An eine ſolche Union iſt in Preußen nicht gedacht worden.

Die zweite Art nennt Pfaff Unio temperativa, da beide Kirchen von ihrer Eigenthümlichkeit ſo viel aufgeben, um eine dritte zu bilden.

Dieſer Art ſollte die preußiſche Union ſein, aber der Verſuch iſt, wie wir ſahen, mißglückt. Differenzen in der Lehre, welche Lutheraner und Reformirte als unweſentlich anſehen ſollten, um ſich zu einigen, ſie ſind eben durch den Unionsakt erſt recht aufgewacht und haben den größten Zwieſpalt herbeigeführt.

Die dritte Art der Union nennt Pfaff Unio conservativa, da jede Kirche ihre Eigenthümlichkeit bewahrt, zugleich aber die andere Konfeſſion in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennt, und in Liebe und Frieden mit ihr lebt.

Nachdem man nun ſeit Jahren in Preußen die Unio temperativa vergeblich zu verwirklichen geſucht und es doch nicht einmal ſo weit gebracht hat, daß man nur eine klare Definition der Union geben könnte, da ſich vielmehr aus Preußen ſelbſt immer mehr Stimmen vernehmen laſſen, die Union exiſtire gar nicht — wäre es da nicht am beſten, die Unio temperativa ganz aufzugeben, dagegen die Unio conservativa mit voller, chriſtlicher Liebe feſtzu-

halten? Und zugleich die Hoffnung, daß aus einer ſolchen Unio conservativa ſpäterhin in glaubenskräftiger Zeit eine ächte Unio hervorgehen werde, ganz anderer Art, lebendig und beſtändig, nicht eine ſo unwahre, geſpenſtiſche wie die gegenwärtige, die nur eine Scheinexiſtenz hat.

6.

In den letzten Decennien haben ſich aber viele Stimmen Solcher vernehmen laſſen, welche den Sitz der Krankheit unſerer Kirche nicht in der mangelnden Einheit des Glaubens ſuchten und die Symbolfrage umgingen oder ganz in den Hintergrund ſtellten. Sie ſagen: unſerer Kirche fehle nur die rechte Verfaſſung, alles Unglück rühre daher, daß die Kirche von den Reformatoren ganz in die Gewalt der Fürſten verkauft worden ſei. Sie bedürfe eine ſelbſtſtändige Exiſtenz; durch Einführung der reinen Synodal- und Presbyterialverfaſſung müſſe ſie von der Tyrannei des Staates emanzipirt werden. — Verſtändigere urtheilen gerechter über Reformatoren und Fürſten und verlangen nur: daß Synoden und Presbyterien den möglichſt ſelbſtſtändig geſtellten Konſiſtorien hinzugethan werden möchten — wie dies ſchon hin und wieder geſchehen iſt.

Der Gegenſtand iſt durch viele treffliche Männer einſichtsvoll, nüchtern und erſchöpfend beſprochen worden.

Die Gemeinſchaft des Glaubens, ſagen ſie, niedergelegt in den Bekenntnißſchriften, ſei das Herz der Kirche, wenn es hier fehle, heile keine Verfaſſungsform. Dann rathen ſie in dieſer bewegten, ungebundenen, zerſtörungsſüchtigen Zeit möglichſt Neuerungen zu vermeiden, beſonders bei Einführung von Synoden vorſichtig zu verfahren. Gewiß mahnt ſchon dies zur Vorſicht, daß entſchieden radikal Geſinnte auf Synoden dringen und verlangen, daß dieſelben nicht etwa blos von Geiſtlichen, ſondern auch von Laien beſchickt werden müßten und zwar ſo, daß dieſe letzteren in der Mehrzahl ſeien. Haben wir doch ſchon hören müſſen, daß dieſe Forderung von ganz Ungläubigen auf den Grund des allgemeinen Prieſterthums, deſſen Glieder ſie ſeien, gemacht wurde.

Was Leute der Art beabsichtigen, ist nur zu klar. In unsern Tagen bedarf es eben keiner scharfen Augen, um in die Herzen der Menschen zu blicken; geht ja der Mund aller Orten frech von dem über, deß die Herzen voll sind. Wer nur einigermaßen Ronge's Triumphzug von der polnischen Grenze bis an den Rhein verfolgt hat, wer die Versammlungen der Lichtfreunde aller Konfessionen, ihre Zweckessen, Toaste kennt, wer ihre sogenannten Glaubensbekenntnisse, ihre Adressen und mancherlei Brochüren gelesen, was soll der vom allgemeinen Priesterthum in unserm armen, nicht geweihten, sondern in ganzen Massen entweihten Volke denken? Im tiefsten Gewissensschlafe schreien sie träumend nach Gewissensfreiheit; Menschen, welche den kleinen Katechismus, die zehn Gebote nicht kennen, sie verlangen Freiheit der Forschung in der heiligen Schrift und dringen auf Abschaffung der Symbole, welche nur Menschenwort seien, von dem sie nicht gebunden sein wollen. O der groben Heuchelei! Sie denken: wozu die Kirchen? wir besuchen sie nicht; wozu die Sonn- und hohen Festtage? wir feiern sie nicht; wozu heilige Musik? sie langweilt uns. — Leben und Hoffen unserer Väter war eitle Thorheit und Selbstbetrug, die Gläubigsten waren am überschwenglichsten wahnsinnig. — Doch ich breche ab. Jenes vorgebliche allgemeine Priesterthum, welches sich in die Synoden eindringen und wo möglich das Christenthum ganz beseitigen möchte, läßt uns den entsetzlichen Abfall so Vieler auf's schmerzhafteste fühlen. —

Doch wir verzweifeln nicht im Mindesten. Die Frechen drängen sich freilich jetzt vor, lärmen und rumoren so, daß ruhige und besonnene Männer nicht zu Worte kommen und sich zurückziehen, bis der tolle Pöbel ausgetobt hat. Aber viele Tausende haben ihr Knie nicht gebeugt vor Baal.

Wir brauchen auch nicht abzuwarten, bis Synoden und Presbyterien überall gestiftet werden, um die wahren Glieder des allgemeinen Priesterthums kennen zu lernen. Diese wurden längst schon von Luther im kleinen Katechismus ordinirt, wenn er sagt: „die zehen Gebot (Glaube ꝛc.) wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich verhalten — wie er sein Gesinde lehren soll

Morgens und Abends ſich ſegnen.“ Steht es gut in den Familien, herrſcht hier chriſtliche Hauszucht und chriſtliches Leben, dann haben wir für Presbyterien und mittelbar für Synoden einen wahren lebendigen Anfang und können getroſt einer gedeihlichen Entwicklung der Kirchenverfaſſung entgegen ſehen. Fehlt es aber da, ſo gilt des Apoſtels Wort: So Jemand ſeinem eigenen Hauſe nicht weiß vorzuſtehen, wie wird er die Gemeine Gottes verſorgen? — Wie können Aſſociationen jeder Art gedeihen, wenn ihre Glieder — Hausväter — nicht im Kleinen, nicht jeder in ſeiner Familie, getreu ſind? —

Keiner ſah hier klarer als Luther. Auf Familien und Schulen richtete er mit voller Ueberzeugung ſein Hauptaugenmerk; dieſe waren ihm die wahren Werkſtätten des Kirchenbau's, hier griff er friſch ein. Galt es aber eine neue Kirchenordnung, da verfuhr er mit der größten Vorſicht, fing klein an, ging langſam vor — er war ein Muſter demüthiger, weiſer Nüchternheit, ein Muſter, an welchem ſich beſonders die jetzige Zeit ſpiegeln mag. Als Landgraf Philipp von Heſſen ihn wegen einer beabſichtigten neuen Kirchenordnung um Rath fragte, ſchrieb er ihm folgenden Brief:

„Gnade und Friede in Chriſto! Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürſt, gnädiger Herr! Auf die Verordnung, welche mir E. F. G. zugeſchickt, und meine Meinung darauf begehren, antworte ich zwar nicht gern, weil uns zu Wittenberg Viele Schuld geben, als wollten wir Niemand vor uns laſſen etwas gelten, da wir doch — das weiß Gott — wohl wünſchen, daß Jedermann ohne uns das Allerbeſte thäte; aber E. F. G. zu Dienſt, und weil ſolche Verordnung möchte mit dem Geſchrei ausgehen, als wäre mein Rath auch dazu gekommen: — ſo iſt das mein treuer und unterthäniger Rath, daß E. F. G. nicht geſtatte, noch zur Zeit dieſe Verordnung auszulaſſen durch den Druck. Denn ich bisher und kann auch noch nicht ſo kühn ſein, ſo einen Haufen Geſetze mit ſo mächtigen Worten bei uns vorzunehmen. Das wäre meine Meinung: Wie Moſes mit ſeinen Geſetzen gethan hat, welche er, faſt das mehrere Theil, als ſchon im Brauch gangbaftig unter dem Volke von Alters vorkommen, hat genommen, aufge-

ſchrieben und geordnet: — alſo auch E. F. G. zuerſt die Pfarren und Schulen mit guten Perſonen verſorgt, und verſucht zuvor mit mündlichem Befehle, oder auf Zettel gezeichnet, und das alles auf's kürzeſte und wenigſte, was ſie thun ſollten. Und welches noch viel beſſer wäre, daß der Pfarrherrn zuerſt einer, 3, 6, 9 unter einander anfingen eine einträchtige Weiſe in Einem oder 3, 5, 6 Stücken, bis es in Uebung und Schwang käme; und darnach weiter und mehr, wie ſich die Sache wohl ſelbſt würde geben und zwingen, bis ſo lange alle Pfarrer hier nachfolgen. Alsdann könnte man's in ein klein Büchlein faſſen; denn ich wohl weiß, — hab's auch wohl erfahren, — daß, wenn Geſetze zu früh für den Brauch und Uebung geſtellt werden, ſie ſelten wohl gerathen. Die Leute ſind nicht darnach geſchickt, wie diejenigen meinen, ſo da ſitzen bei ſich ſelbſt und malen's mit Worten und Gedanken ab, wie es gehen ſollte. Vorſchreiben und nachthun iſt weit von einander. Und die Erfahrung wird's geben, daß in dieſer Ordnung viele Stücke ſich würden ändern müſſen, etliche der Obrigkeit alleine bleiben. Wenn aber etliche Stücke in Schwang und Brauch kommen, ſo iſt dann leicht dazu thun und ſie ordnen. Es iſt fürwahr, Geſetz machen ein groß, herrlich, weitläuftig Ding, und ohne Gottes Geiſt wird nichts Gutes daraus. Darum iſt mit Furcht und Demuth vor Gott zu verfahren, und dieſe Maaße zu halten, kurz und gut, wenig und wohl ſachte und immer an; darnach wenn ſie einwurzeln, wird des Zuthuns ſelbſt mehr folgen, als vonnöthen iſt, wie es Moſi, Chriſto, den Römern, dem Pabſte und allen Geſetzgebern gegangen iſt. Solches iſt meine Meinung, mich damit zu verwahren; denn E. F. G. und Predigern in E. F. G. Lande will ich hiermit weder Ziel noch Maaß ſtecken, ſondern ſie Gottes Geiſte befehlen. E. F. G. zu dienen bin ich ſchuldig und willig.

Zu Wittenberg, Montag nach Epiphan. 1527.

E. F. G. williger Martinus Luther."

Brief bei Ueberſendung eines neuen Geſangbuchs.

Ich ſende Dir, liebſter Freund, die neue Auflage meines kleinen Geſangbuchs. Es hätte wohl einer Vorrede bedurft; aber bei einem Büchlein, das man gern ſchön ausgeſtattet und zugleich möglichſt wohlfeil im Preiſe ſähe, da ſpart man jedes Blatt Papier, und iſt eins übrig, ſo verwendet man es lieber für ein altes, erbauliches Lied, als für eine, meiſt unerbauliche Vorrede. Haben wir überdies ſo viele, und zum Theil ſo lange Vorreden zu dem Normalgeſangbuch, auf das wir ſeit Jahren hoffen, ſo mag zur Abwechſelung auch einmal ein Geſangbuch ohne Vorrede gedruckt werden. Der Worte ſind genug gewechſelt. Hätte nur unſere Kirche ein gutes Geſangbuch;

„Und ſo ſpräche, will's Gott, ferner kein Menſch mehr davon."

Das beifolgende Geſangbuch ſollte, wiewohl ſeine Liederzahl klein iſt, doch möglichſt vollſtändig hinſichtlich auf die Abtheilungen, es ſollte vollſtändig für Kirche und Haus ſein. Bei der Redaktion verfuhr ich ſo. Ich war ſo glücklich, eine bedeutende Anzahl trefflicher alter Geſangbücher zu erhalten. Dieſe verglich ich untereinander und fand, daß man beſtimmte Lieder, und zwar eine bedeutende Anzahl, in alle aufgenommen hatte. Beiſpielsweiſe nenne ich: Eine feſte Burg, Was Gott thut, das iſt wohlgethan, O Gott du frommer Gott. — In dieſer zuſammentreffenden Auswahl trat mir ein impoſanter Konſenſus der deutſchen lutheriſchen Kirche von der Oſtſee bis zum Bodenſee entgegen, ein Urtheil der Geiſtlichen wie der Gemeinden über die vorzügliche Güte der ausgewählten Lieder. Dies Urtheil war für mich entſcheidend; ich

freue mich jedoch ſagen zu können, daß ich mich demſelben nicht blos als einer Autorität unterordnete, ſondern ihm auch von ganzem Herzen beiſtimmte. Aus dem trefflichen Werke Wackernagels über das Kirchenlied ward es mir ſpäterhin noch klarer mit welchem richtigen Takt die Redaktoren alter Geſangbücher die Lieder ausgewählt; ſie dürften nicht leicht ein ächt kirchliches übergangen haben. Man vergleiche z. B. nur, welche von den Liedern der böhmiſchen Brüder ſie aufgenommen — welche nicht. Das kleine, Dir überſchickte Geſangbuch enthält nun kein Lied, welches ſich nicht, wo nicht in allen, doch in den meiſten ältern lutheriſchen Geſangbüchern fände, ſo daß ich kaum von meiner Auswahl der Lieder ſprechen mag, die Kirche hatte längſt die Auswahl getroffen.

Wie viel Noth ſich die Aenderer, ich kann nicht ſagen Verbeſſerer, der geiſtlichen Lieder machen, iſt bekannt. Auch dieſe Noth hat mich, ſo wenig wie das Wählen, ſehr angefochten. Ich ſahe klar und ſprach es früher aus, daß der Willkühr des ungläubigen Aenderns ein Ziel zu ſetzen ſei — aber auch einer äſthetiſchen Willkühr, welche vermeint, den Normalgeſchmack zu haben, und alle Lieder aller Zeiten nach ihrem Leiſten modeln will. Durch ſolch doppeltes Aendern kam es dahin, daß unſere neuen Geſangbücher nichts als matte Variationen alter Themata enthielten; die Themata ſelbſt, die Lieder in ihrer urſprünglichen Geſtalt, waren für uns ſo gut als abhanden gekommen. Hätten wir dieſe, ſo dachte mancher, ſo hätte auch das Variiren ein Ende. Wackernagels Werk gab uns nun mit diplomatiſcher Genauigkeit die erſehnten Urtexte; aber auch dem enthuſiaſtiſchen Verehrer des Alten mußte es ſogleich einleuchten, daß dieſe Urtexte nicht immer, ſo wie ſie waren, in unſere Geſangbücher aufgenommen werden könnten, und es ſchien, daß alſo doch geändert werden müſſe. Wer aber ſollte unſern Neuerungsſüchtigen hierin Maaß und Ziel ſetzen? Dieſe verzweifelte Frage war jedoch ſchon beantwortet, ehe ſie nur aufgeworfen wurde. Die alten guten Geſangbücher, beſonders die aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, geben ja auch nicht diplomatiſch treu die Originallieder, vielmehr ſind dieſelben in Sprache und Orthographie ſo weit verändert, als zum Ver-

ſtändniß unumgänglich nöthig. Die gleichen Veränderungen finden ſich aber faſt in allen Geſangbüchern jener Zeit; Bürger und Bauern verſtehen bis auf den heutigen Tag die ſo veränderten Lieder. Man frage nur nach in chriſtlichen Haushaltungen unſeres Landes, überall haben die Leute noch das alte Baireuther und Ansbacher Geſangbuch, an welchem ſie ſich herzlich und verſtändig erbauen, wie an der Bibel Luthers. Sollten denn die höhern Stände ſo verbildet ſein, daß ſie nicht mehr verſtänden, was Bürger und Bauern verſtehen? Sind beſonders die beim Cicero geſchulten nicht fähig, der kühnen, ſtarken, deutſchen Dichterſprache zu folgen? mögen ſie lieber ein korrektes Nichts, wie die neuen Geſangbücher meiſt bieten?

Einſichtige Franzoſen preiſen uns Deutſche glücklich, daß wir die lutheriſche Bibelüberſetzung und die alten Lieder haben, deren Sprache ſich von der alltäglichen des Marktes, wie eine feierliche Sonntags- und Feſtſprache ſcheide, und dennoch allem Volk verſtändlich ſei. Den Franzoſen, ſagen ſie, fehle leider eine Bibelüberſetzung in würdiger alter Sprache. — Sollen wir dieſes unſer Glück muthwillig zerſtören, indem wir die alten Lieder mühſam in moderne Sprachformen umkleiden — mühſam verderben?

Doch ich muß abbrechen, es will ſich nicht ſchicken, daß dem kleinen Büchlein ein überlanger Brief mitgegeben werde. Ein Empfehlungsbrief ſoll es nicht ſein, ich weiß ja, daß ich Dir die alten Lieder nicht zu empfehlen brauche.

Lebe wohl, liebſter Freund.

Erlangen, den 24. Januar 1845.

Die kleinen deutſchen Univerſitäten.

Wir hatten in dieſen Tagen mit inniger Theilnahme die Berichte über die Jubelfeier der Univerſität Jena geleſen. Wie großes iſt ſeit drei Jahrhunderten von dieſer kleinen Univerſität voll energiſchen Geiſtes ausgegangen! Das Andenken ſo vieler bedeutenden, zum Theil weltberühmten Männer, die in Jena gelebt, gelehrt und gelernt, ward bei der Jubelfeier erneut; Schiller, Fichte, Schelling, die Gebrüder Humboldt, Schubert, Arndt und wie viele andere wurden genannt, zugleich Goethe, der viele Jahre der trefflichſte Curator der Univerſität war. Eine große Vergangenheit des deutſchen Vaterlandes trat uns bei der Jubelfeier der kleinen Univerſität vor die Seele.

Da wurden wir aber aus unſern ſchönen Träumen ſehr unſanft durch zwei Artikel der Allg. Ztg. geweckt: der eine kam von Darmſtadt, der zweite enthielt eine Anzeige des Juliheſts der deutſchen Vierteljahrsſchrift. Dieſe Artikel kreuzten ſich ſeltſamerweiſe mit den Berichten über die Jenaiſche Jubelfeier; ſie klangen faſt wie ein Spott auf dieſe.

Was zuerſt den Aufſatz des Darmſtädter Correſpondenten betrifft, ſo wird in demſelben geſagt: man ſei darüber einverſtanden, daß „die kleinen deutſchen Univerſitäten in unheilbarem Siechthum begriffen ſind, und nur deßhalb, weil ſie einmal beſtehen, ihr Daſein friſten.“ „Die kleinen Univerſitäten,“ heißt es weiter, „können mit den größeren nicht concurriren — ſie ſind als

Univerſitäten im wahren Sinne des Worts bereits geſchwunden ... *ſie wirken ſchädlich.*“ Darum räth der Verfaſſer: die Univerſität Gießen nach Darmſtadt zu verlegen, um ſie, wie er meint, beſonders durch Concentration der Inſtitute aus der Reihe der kleinen, dem Untergang geweihten Univerſitäten, in den Kreis der größern zu verſetzen, die allein werth ſeien, zu exiſtiren.

Der zweite Artikel beſpricht einen Aufſatz im Juliheft der Deutſchen Vierteljahrsſchrift. Der Verfaſſer ſchreibt: „Unter der Ueberſchrift „„Einige Probleme aus der wiſſenſchaftlichen Welt““ werden wir verbereitet auf das Schickſal einiger *abſterbenden* Inſtitute unſeres Vaterlandes, welche, Dank der Vielſtaaterei, einem ſanften Ende entgegengehen. Es ſind dieß unſere kleinen Univerſitäten, *ehemals* Lichtpunkte ... Aber freilich hat ſich der Horizont des Wiſſens *jetzt* ſo erweitert, daß die verhandenen Mittel nicht mehr zur vollkommenen Erziehung der Jugend ausreichen.“ ...

Nach ihm genügen in Deutſchland nur noch drei Bibliotheken den neuern Anforderungen, die in Berlin, München und Wien. Der Verfaſſer will über Univerſitätsbibliotheken ein Urtheil abgeben, und vergißt die weltberühmte Göttinger Bibliothek. Wegen des Mangels an einer ausreichenden Bibliothek muß aber, nach dem Verfaſſer, der Profeſſor auf der kleinen Univerſität hinter ſeiner fortſchreitenden Wiſſenſchaft zurückbleiben, und ebenſo müſſen es ſeine Schüler.

Wie viele entſchiedene Thatſachen widerſprechen dieſer Behauptung! Da der Verfaſſer Gießen unter die dem Tode verfallenen Univerſitäten zählt, ſo wollen wir beiſpielsweiſe auf das hinweiſen, was Liebig als Naturforſcher und als Lehrer während ſeines Aufenthalts in Gießen geleiſtet hat. Wenn aber bei ſpeciellen wiſſenſchaftlichen Arbeiten eines Gelehrten die Bibliothek ſeiner kleinern Univerſität nicht mehr ausreicht, ſo müſſen wir dankbar erwähnen, daß er aus dieſem Grund keineswegs in ſeiner Wiſſenſchaft zurückbleiben muß, da die Bibliotheken in Berlin, München und Göttingen aufs zuvorkommendſte auch die ſeltenſten

und koſtbarſten Werke Gelehrten zukommen laſſen, welche ſie zu ſolchen Arbeiten nöthig haben.

Dem Verfaſſer verdienen von etwa 28 deutſchen Univerſitäten nur „ſechs bis acht“ größere ferthin zu exiſtiren. Welche als größere, welche als kleinere zu betrachten ſind, ſagt er nicht, und doch entſcheidet er hiernach über Leben und Tod einer Univerſität.

Was ſoll aber aus den zwanzig Univerſitäten werden, welche der Verfaſſer beſeitigt wiſſen will? „Solchen entlaubten Aeſten,“ lautet ſeine Antwort, „bleibt nichts übrig, als ihren Univerſitätscharakter aufzugeben, und ſich als Realſchulen eine neue Wirkſamkeit auszuwählen.“ Was würde man ſagen, wenn etwa an einem Orte das Gewerbe der Weber ganz im Verfall wäre, und ein Staatswirth gebe den Rath: die Weber ſollten ſich als eine neue Wirkſamkeit das Schmiedehandwerk auswählen! Doch der Vergleich paßt inſofern nicht, als die Univerſitäten ja nicht im Verfall ſind.

Wollen die kleinen Univerſitäten aber nicht auf den Vorſchlag des Verfaſſers eingehen, ſich in Realſchulen zu verwandeln, ſo werden ſie von ihm ohne Gnade der Vernichtung preisgegeben. „Eine Rettung,“ heißt es, „iſt für die kleinen Univerſitäten nicht denkbar.“

Gegen den Schluß ſpricht der Verfaſſer von Akademien. „Das Inſtitut,“ ſagt er, „iſt aus dem Zeitalter des großen Ludwig, und unſere Akademien ſind erſt Kinder des nachgeborenen Jahrhunderts. Ferner ſind bei uns die Univerſitäten, die großen nämlich, deren man ſechs bis acht zählen kann, die Aequivalente für die franzöſiſche Akademie, allein mit einem großen und nachtheiligen Unterſchied. Ein franzöſiſcher Akademiker empfängt einen Gehalt, der ihn jedes andern Erwerbs überhebt; er kann daher der Wiſſenſchaft ſeine Zeit zum Opfer bringen. Der deutſche Profeſſor dagegen muß jahraus jahrein für das liebe Brod ſchulmeiſtern, und das Reſtchen Zeit, das ihm übrig bleibt, gehört allein der Wiſſenſchaft.“

Nur wenige Worte als Antwort.

Friedrich August Wolf, die größte Celebrität unter den Philologen des letzten Jahrhundert, charakterisirt sich selbst als „einen, der niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein wollte — der sich seit langer Zeit an den zarten Reiz gewöhnt hat, welcher in der augenblicklichen Entwicklung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt, und in deren von dem Lehrer leise empfundener Gegenwirkung, wodurch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt wird, die der Sitz vor den leeren Wänden und dem gefühllosen Papier so leicht niederschlägt.“ Das „Schulmeistern“ war also für den großen Mann in wissenschaftlicher Hinsicht gesegneter und fruchtbringender, als das einsame, rein wissenschaftliche Studieren. Was Wolf aber vom Lehren hielt (welches unser Verfasser so verächtlich „schulmeistern“ nennt), was vom Lehrstand, das spricht er so aus: „Nur eine außerordentliche Liebe zu dem Geschäft, zu der Jugend selbst, und eine von ächter innerer Religiosität ausgehende Neigung für die nächsten Generationen zu arbeiten, kann die unsägliche Mühe, welche mit diesem Stand (dem Lehrstand) verbunden ist, erträglich machen.“ Und zum Lehrer sagt er: „Habe Liebe zu allen den Studien, die du treibst, und zu den Jünglingen, die deiner Bildung anvertraut sind, doch wo Collisionen entstehen, die größere Liebe zu den letzteren.“ So schreibt ein Mann, der bei den eminentesten wissenschaftlichen Gaben und Leistungen ein Herz für seine Schüler hatte. Wem dieß fehlt, der hat keine Stimme über Universitäten.

Was werden ernste, gewissenhafte Lehrer auf großen wie auf kleinen Universitäten zu dem vorliegenden Artikel sagen? Ist in demselben doch vieles der Art, als hätte es ein Franzose geschrieben, der aus deutschen Schriften zufällig dieses und jenes über deutsche Universitäten geschöpft. Dem könnte man es allenfalls vergeben, wenn er Ludwig XIV., diesen giftigsten, perfidesten, unbarmherzigsten Feind unseres deutschen Vaterlandes, den Großen nennt — wenn er die Göttinger Bibliothek nicht kennt — wenn er das Lehren der größten, deutschen Universitätslehrer,

eines Gauß, Fichte, Schelling, Steffens, Savigny, Schleiermacher und ſo vieler anderer, verächtlich „Schulmeiſtern“ nennt, und wenn er gar meint: deutſche Univerſitäten könnten ohne weiteres in Realſchulen verwandelt werden.*

---

* Vorliegender Aufſatz ſchließt ſich an das an, was ich in der Geſchichte der Univerſitäten S. 251 ff. über kleine und große Univerſitäten und Akademien geſagt.

Fundationsbrief eines Volkslehrerſeminars

vom Grafen Guſtav von Schlabrendorf.

Graf Schlabrendorf dürfte mehreren meiner Leſer bekannt ſein.* Er war im Jahre 1750 zu Stettin geboren. Sein Vater wurde von da im Jahre 1755 verſetzt, er erhielt die in jener Zeit höchſt wichtige Stelle eines dirigirenden Miniſters von Schleſien. — Unſer Schlabrendorf genoß eine ſorgfältige Erziehung, ſpäter ſtudierte er auf den Univerſitäten Frankfurt und Halle. Im zwanzigſten Jahre verlor er ſeinen Vater, erbte von ihm ein anſehnliches Vermögen, und begab ſich auf Reiſen nach der Schweiz, Frankreich, von da nach England. Hier blieb er 6 Jahre und kehrte dann noch vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution nach Frankreich zurück. Der ausgezeichnete, ſeltſame Mann ſah ſein Vaterland nicht wieder, über 30 Jahre lebte er bis an ſeinen Tod wie gebannt in Paris. Hier erlebte er alle Gräuel der Revolution und die Herrſchaft des ihm verhaßten Napoleon, aber auch deſſen Sturz und den zweimaligen ſiegreichen Einzug der Deutſchen in Paris. Während der Schreckensperiode Robespierres mußte er 18 Monate im Kerker zubringen. Eines Morgens kam, wie gewöhnlich, der Karren zur Abholung der für den Tag zur Hinrichtung beſtimmten Perſonen; auch Schlabrendorfs Namen wurde ausgerufen. Ohne Klagen und Widerſtreben wollte er ſei-

* „Züge zu ſeinem Bilde" gab Varnhagen im dritten Jahrgang von Naumers hiſtoriſchem Taſchenbuch, in der Allgemeinen Zeitung finden ſich Mittheilungen über ihn. Dies die Quellen eines Theils dieſer biographiſchen Notizen.

gen; aber vergeblich ſuchte er mit dem Kerkermeiſter ſeine Stiefeln. „Nun, ohne Stiefeln kann ich doch nicht fort," ſagte er zum Kerkermeiſter, „das ſehen ſie ein. Wiſſen Sie was," ſetzte er mit harmloſer Treuherzigkeit hinzu, „nehmen Sie mich morgen ſtatt heute, es kömmt ja auf den einen Tag nicht an." Der Kerkermeiſter gab es zu. Am andern Morgen machte ſich Schlabrendorf zur Abfahrt bereit, aber ſiehe da! ſein Name kam nicht vor, auch den dritten und vierten Tag nicht, und überhaupt nicht. Sehr natürlich, er war mit der Liſte des erſten Tages abgethan für immer, man nahm ihn als abgeliefert und guillotinirt an. So blieb er im Kerker vergeſſen, bis ihn Robespierres Sturz befreite. — Alle Phaſen der Revolution und die ganze Regierungszeit Napoleons durchlebte er in Paris, ebenſo entſchiedener Feind der Anarchie wie des Kaiſers. Offen und durchaus rückhaltslos wie der Graf in ſeinen Aeußerungen war, ließ Napoleon ihn dennoch merkwürdiger Weiſe gewähren, vielleicht weil er einen ſo aufrichtigen Mann für unfähig zu Intriguen und Verſchwörungen hielt. Die meiſten Deutſchen, welche nach Paris kamen, ſchloßen ſich an Schlabrendorf an; trotz vierzigjähriger Abweſenheit von Deutſchland ward ſein Herz dem Vaterlande ſo wenig entfremdet, daß er demſelben im Jahre 1813 beim Ausbruch des Befreiungskrieges die größten Opfer brachte. Im Jahre 1824 ſtarb er; in fremder Erde begraben, hatte er ſich ſelbſt die Grabſchrift geſetzt: civis civitatem quaerendo obiit octogenarius.

Wer den eben ſo ſeltenen als ſeltſamen Mann näher zu kennen wünſcht, möge aus Varnhagens Schilderung ſein geſelliges Einſiedlerleben, ſeine große Kenntniß franzöſiſcher Angelegenheiten, ſeinen diplomatiſchen Scharfblick, ſeine vielſeitige Bildung und die hohe Achtung, welche ihm von ſo vielen bedeutenden Männern zu Theil wurde, erſehen. Ich will nur die Seite ſeines Charakters herausheben, welche Licht auf den mitzutheilenden Fundationsbrief wirft. Schlabrendorf gehörte nämlich zu den hommes de desir, zu den Menſchen voll ethiſcher Productivität, die nach allen Richtungen hin Gutes zu wirken innerlich getrieben ſind, ohne je müde zu werden. Eine ſchauderhafte Revolution, deren Gräuel er mit erlebte,

deren Henkerbeilen er nur wie durch ein Wunder entgieng, eine Revolution, in welcher aus allen finstern satanischen Tiefen der Menschen, Mordtriebe hervorbrachen und wahnsinnig wütheten, eine solche war doch nicht vermögend, die Liebe zu den Menschen in seinem Herzen auszulöschen. Im Gefängniß selbst theilte er fast alle seine Baarschaft unter den Mitgefangenen aus; diese gaben ihm den Beinamen des Wohlthätigen. Er richtete, sagt Varnhagen, die Kräfte seines edlen Geistes und ansehnliche Geldmittel auf die Beförderung gemeinnütziger menschlicher Unternehmungen. Zur Ermunterung mancherlei Gewerbfleißes, für die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, wie später für den Verein zur Förderung der christlichen Moral, für die Bibelgesellschaft und andere Verbindungen zu ähnlichen Zwecken, waren seine großen Beiträge, wie sein geistiger Antheil höchst ersprießlich. Die protestantische Gemeinde in Paris konnte jederzeit auf seine Fürsorge rechnen; die Schulen und das Armenwesen dieser Glaubensgenossen insbesondere, verdanken ihm besondere Wohlthaten. Was er für Einzelne unermüdet gewirkt und geleistet, wäre unmöglich aufzuzählen. Auch auf die ferne Heimath erstreckte sich seine Hülfe und Unterstützung. So that er für Magdeburg, wo er Domherr war, viel. Unter die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich ließ er große Summen austheilen. Jede Noth und Verlegenheit fand bei ihm Gehör und Hülfe. Er betrachtete sich als Einen in der Fremde angestellten Armenpfleger seiner Landsleute; Gelehrte, Künstler, besonders Handwerksburschen ohne Zahl wurden von ihm reichlich unterstützt.

Ich bin im Besitz einer Anzahl Briefe, welche Schlabrendorf in den Jahren 1780—82 meinem Schwiegervater, dem Kapellmeister Reichardt, aus Frankreich schrieb. Mit diesem war er, wie sich aus den Briefen ergibt, nahe befreundet. Reichardt, der Schlabrendorfs mitleidige Gesinnung theilte und den Wunsch, Vielen hilfreich zu sein, ohne aber dazu die Mittel zu haben, verwandte sich oft bei ihm für Bedrängte, denen er dann Unterstützung zukommen ließ. —

Daß Schlabrendorf aber seine ansehnlichen Geldmittel nicht

einzig zum Wohlthun an Einzelne, ſondern auch zur Beförderung umfaſſender gottgefälliger Zwecke verwandte, bezeugen jene Briefe. Am 19. Mai 1781 ſchreibt er von Straßburg an Reichardt:

„Nur ein Paar Worte von einer Sache, die mir ſchon lange lieb war, und immer lieber geworden, ſo daß ich jetzt nichts wichtigeres vorzunehmen wüßte. Lange ſchon wünſchte ich den Schulunterricht auf meinen Dörfern zu verbeſſern. Große Gebrechen heilen oder eins und das andere vorzubereiten, war höchſtens, was ich bisher konnte. Die Hauptſache, ehe etwas geleiſtet werden könnte, war, den Lehrer zu finden, der ſo etwas auszuführen vermag. Die andern Schwierigkeiten, z. B. die eingeführten unſinnigen Schulbücher, wegen welcher ich mit dem Glogau'ſchen Conſiſtorio zu Felde ziehen müßte, ſchreckten mich nicht ſehr, weil ich im Streit nicht müde werde. — Aber woher den Lehrer nehmen? Da blieb am Ende Reckan der ſchicklichſte Ort ihn zu bilden.* Ich reiste hin, fand Rochow nicht.... Die Schule ſelbſt ward mir ſehr lieb, und beſtätigte mich in meinem Vorſatz. Aber nun wünſchte ich auch von ganzem Herzen ein Seminarium, wozu ich ſchon vorher durch Zollikofer in Rochow ſelbſt hatte bringen und Geldhülfe anbieten laſſen." Daß durch Unterſtützung von Seiten der Regierung, durch den (für Rochow eingenommenen) Miniſter Zedlitz ein Seminar in Reckan zu Stande kommen dürfte, glaubte Schlabrendorf nicht. — Um ſo weniger, als ein Gerücht ging: Rochow wolle ſein Unternehmen ganz aufgeben. Geſchähe dieß wirklich, ſo würde er, ſchreibt Schlabrendorf, ſehr gern den tüchtigſten Lehrer in Reckan, den Cantor Bruns, zur Ausführung ſeiner pädagogiſchen Pläne und des Seminars insbeſondere bei ſich aufnehmen. — Nachdem er aus Büſching** mitgetheilt, wie Bruns in Reckan geſtellt ſei, fährt er fort: „ſonſt erinnere ich mich nicht, daß Büſching anderer Vorzüge erwähnt, es müßte denn der Cantor Titul ſein und der merkwürdige Umſtand, daß Rochow ihn

* Eine Schilderung der Reckan'ſchen Anſtalten gab ich in meiner Pädagogik 4, 361 ff.

** „Büſching Reiſe nach Reckan."

ſiezet* und an ſeine Tafel ziehet, wenn auch gleich der hochwürdige Prälat ſolche vornehme Gäſte, wie den Oberkonſiſtorialrath, bewirthet hat. Jenes Gehalt nun nebſt Wohnung, Garten und Zulage, Titul, und hohe Ehre an meiner Tafel zu ſpeiſen, ſollte Bruns auch in Kolzig** finden."

Im Verfolg des Briefwechſels ſetzt Schlabrendorf aufs Genaueſte auseinander, wie er das Seminar und die mit demſelben verbundenen Schulen einrichten wolle. Es kam jedoch nichts zur Ausführung. Da Rochow ſeine Anſtalten nicht aufgab, vielmehr noch im Jahre 1798 deren 25jähriges Jubiläum feierte, ſo ward Schlabrendorf's Hoffnung, Reckan'ſche Lehrer, beſonders Bruns, zu gewinnen, zu nichte.

Unter den Briefen Schlabrendorf's an Reichardt fand ich den folgenden merkwürdigen Fundationsbrief eines Volksſeminars, in welchem er ſeine pädagogiſchen Grundgedanken und Anſichten in lapidariſcher Kürze mittheilt.

„Volkslehrerſeminar. Wer zweifelt an der unbeſchreiblichen Wichtigkeit? am augenſcheinlichen Bedürfniß? Meinem Herzen unter allen das Theuerſte. Schicklichſter Ort auf dem Lande. Allerweſentlichſtes Stück: ein Mann, der Volkslehrer bilden kann und — ſönne er hin und her, nichts Größeres, nichts Lieberes weiß. Geräumiges, geſundes, bequemes Gebäude. Unterricht und Wohnung der Seminariſten frei. Natürlich ſtumpfe, träge, ohne Kinderliebe, kalte Maulchriſten, ganz unfähig zur Aufnahme. Für Geld und auf Empfehlung Niemand aufgenommen. Anzahl etwa zwölfe. Nicht über Sechzehn, daß nicht gar Schlendrian einbränge und Menſchen wie Staare gezogen würden. Keiner, der nicht Rechenſchaft von Zeit und Wandel gäbe. Director wirft die Störer heraus. Dorfſchule mit dem Seminar verbunden. Lehrer derſelben zugleich Aufſeher über die Seminariſten. Kinder zahlen nichts. Kommen mit Luſt. Eltern ſchicken ſie gern. Eintheilung nach Fähigkeit in Klaſſen. Unterricht nicht nach Stunden

* D. h. „Sie" nennt.
** Schlabrendorf's Gut.

abgezirkelt. Nicht bis zum Ekel lang, beſonders im Anfange. Immer genug und nie zu viel. Nicht einſchläfernd. Nicht Gedächtnißmarter. Auch nicht bloßes Spiel ohne anhaltende Aufmerkſamkeit, ohne mühſamen Fleiß. Dieſer durch Schelten, Schimpfworte, körperliche Züchtigung nicht zu erhalten. Beſchämung und Beraubung des Angenehmen als zweckmäßige Strafen zu gebrauchen. Außerordentliche Belohnung unnöthig. Lob und Tadel gefährlich. Nichts eingegoſſen, ſondern ausgeholt. Faßliche beſtimmte Fragen zum Selbſterfinden, nicht zum Nachreden, zum ja und nein. Immer praktiſch gemacht. Richtiges Sprechen der Mutterſprache. Erweckung der Aufmerkſamkeit und des eigenen Denkens. Zuerſt Induction durch Empfindung: anſchauen, richtig wahrnehmen, richtig angeben, Kennzeichen, Nutzen. Alsdann urtheilen, vergleichen, unterſcheiden, ähnlich und unähnlich, Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck (recht praktiſche Beiſpiele, Anwendung auf abergläubiſche Meinungen), Schein und Sache, Bild und Abgebildetes. Nachmals auch ordnen: weſentlich und zufällig, entbehrlich und unentbehrlich. Wichtiger Nutzen, vieles Einzelne unter einen Begriff zu bringen, der's zuſammen ausdrückt. Etwas aus der Sprachlehre als Erzeugungsmittel eines guten Vorraths von Worten und Begriffen. Unſchicklich zum Leſenlernen ſind Katechismus und Bibel. Ehrwürdiges Buch, kömmt als Wohlthat in die Hände. Schreiben nicht eher, bis ſie ziemlich leſen. Nicht viel, reinlich, ordentlich. Rechnen, Verſtandsübung, nicht leidige Gedächtnißkunſt. Sind ſie erſt mit den Vortheilen bekannt, öftere Uebung im Kopfrechnen. Gedächtnißübung kömmt dem Verſtande nur zu Hülfe. Das zu Erlernende iſt verſtehbar und wird verſtanden. Erlernen wird erleichtert durch's Mitlernen. Gilt von allem Erziehen, und anfangs der Lehrer mehr, zuletzt der Zögling. Faßliche Verſe, bibliſch-moraliſche Sprüche. Wenig auf einmal. Mittelpunkt alles Schulunterrichts: Beſſerung des Herzens und Wandels durch die Lehre Jeſu. Soll auf's ganze Leben, Denken, Reden, Handeln wirken. Alſo kein von allem Andern getrenntes Lehrgebäude. Nicht Gedächtnißlaſt. Auch nicht Erkenntniß ohne Liebe und Ausübung. Bibel einzige, erſte und ſichere Quelle. Muß alſo gekannt und

[illegible]tanden werden, ſofern ſie Religion enthält. Schrift durch Schrift zu erklären. Des Lehrers Wandel, liebenswürdiges Beiſpiel. Redet von Herzen zu Herzen. Weiß die Kunſt: zu vereinfachen, zergliedern, ordnen, entwickeln, durch Unterredung Kenntniſſe herauszulocken, auf nützliche Seitenwege zu folgen und ſich zurückführen zu laſſen. Denen Unfähigſten alles zu verdeutlichen, höchſter Grad der Chriſtlichkeit und Rechtſchaffenheit. Schwache immer zuerſt katechiſirt. Die einfältigſte Antwort kann benutzt werden. Ohne das Kind zu beſchämen. Alle ſollen verſtändige, chriſtlichgeſinnte Menſchen, brauchbare Landleute werden. Mehr [illegible] man ſie nicht lehren, aber gerade ſoviel. Werden dann auch in andern, in härtern Verhältniſſen nur erlaubte Abſichten haben, vernünftige Mittel anwenden, Uebel geduldig tragen, für Erde und Himmel tüchtig ſein. Im Seminar ſelbſt eine mäßige Anzahl Knaben. Erhalten außer der Dorfſchule noch beſondern Unterricht. Die fähigern auch Zeichnen und Muſik, als Belohnung. Uebungen gebildeter Seminariſten. Von dieſen zwei der geſetzteſten zur beſtändigen Aufſicht über die Knaben bei Tage und im Schlafſaal, wofür ſie freie Koſt, Kleidung genießen. Die Knaben nicht zum Ackerbau beſtimmt. Vielmehr zur trefflichſten Pflanzſchule der von Grund aus verdorbenen höhern Klaſſe der Landleute, Wirthſchafter, Dorfbader, Förſter, Gärtner, Brauer, Müller ꝛc. Werden zur Handarbeit in und außer dem Hauſe gewöhnt, auch Verſuche angeſtellt, wozu ſie am meiſten Luſt und Geſchick haben. Ihre Spiele auf Stärke und Geſchicklichkeit des Körpers abgezweckt. Ihr Grundgeſetz: nie müßig, alles an Ort und Zeit. Sind dürftige Waiſen der Rechtſchaffenſten im Lande. Von der Anſtalt adeptirt im ſtrengen Sinn. Director: Pfarrer des Dorfs, oder dieſer deſſen (des Directors) Vikar. Sollen beide ein und daſſelbe Gebäude aufführen, nach Einem Plane, mit den nämlichen Materialien, in derſelben Verbindung. Alſo beide Eine Vokation, Einen Sinn, Einen Religionsunterricht. Für chriſtliches Landvolk, nicht Theologen. Anpaſſend auf der Zuhörer einzelne Bedürfniſſe, nicht fable Allgemeinheiten. Beſſernde Religion Jeſu, aus bibli-

ſcher Quelle, nicht unfruchtbares Raiſonnement. Jeſus Chriſtus, Sohn Gottes. Name über alle Namen. Ihm alles unterthan im Himmel und auf Erden. Unſer Bruder und Opfer aus Liebe. Verſöhnung der Sünde für die ganze Welt. Erſtling unter denen, die da ſchlafen. Licht der Welt. Herzog zur Seligkeit. Wer an ihn glaubt, der hat das ewige Leben. Wie Leib ohne Geiſt todt, ſo Glauben ohne Werke. Wer Ihn nicht liebt, der hält Seine Worte nicht. Haupt der Gemeine. Wo zwei oder drei in ſeinem Namen verſammelt ſind, da iſt Er in ihrer Mitte. So Jemand ſeinen Willen thut, denſelbigen hört Er. Weltrichter. Kömmt in der Schnelle." —

Man könnte dieſe inhaltsſchweren Aphorismen als ein kurzes Compendium für Vorträge über Seminare und Volksſchulen betrachten; wie viel ließe ſich nicht faſt aus jedem Aphorismus entwickeln. Wie klar mußte aber auch der Blick, wie ſicher der Takt, wie tief der religiöſe Sinn Schlabrendorf's ſein, daß er in wenigen Worten ſo viel zu ſagen vermochte! Mehrere dieſer Fragmente könnten auch als Fragen angeſehen werden, gerichtet an die Gewiſſen derer, welche auf irgend eine Weiſe für und an Seminarien thätig ſind. Z. B.: ſind die Vorſteher und Lehrer des Seminars Männer, welche, „ſönnen ſie hin und her, nichts Größeres, nichts Lieberes wüßten", als eben ihren Beruf? Sind unter den Seminariſten nicht „natürlich ſtumpfe, träge, ohne Kinderliebe, kalte Maulchriſten?" Iſt allen „Beſſerung des Herzens und Wandels durch die Lehre Jeſu, Mittelpunkt alles Schulunterrichts?" Iſt „des Lehrers Wandel liebenswürdiges Beiſpiel? Redet er von Herzen zu Herzen?" Strebt er darnach „verſtändige, chriſtlichgeſinnte Menſchen" zu erziehen? Und wie viele andere Fragen ließen ſich aus den Fragmenten entnehmen!

Ob Schlabrendorf in der Schweiz Peſtalozzi, ob er deſſen früheſte, höchſt wichtige Schrift: „die Abendſtunde eines Einſiedlers" kennen gelernt, weiß ich nicht. Höchſt eigenthümlich iſt es, daß in ſeinem Fundationsbriefe Anklänge aus Rouſſeau's Emil und entſchieden chriſtlich-gläubige Ausſprüche einig beiſammen ſtehen. Für das Philanthropin, welches vorzüglich Rouſſeau's Gedanken über Er-

ziehung und Unterricht zu verwirklichen ſtrebte, intereſſirte er ſich; ich fand ihn in einem philanthropiniſchen Journal mehrmals unter denen aufgeführt, welche jenem Inſtitut Geldbeiträge zukommen ließen. Während aber Baſedow und ſo viele Deutſche nicht bloß entſchieden Wahres und Anwendbares von Rouſſeau aufnahmen, ſondern beſchwindelt durch dieſen größten Virtuoſen in der Sophiſtik, ſeiner trügeriſchen Lockpfeife in's Verderben nachzogen, als würden ſie vom alten unheimlichen Spielmann bezaubert, blieb Schlabrendorf in der Kraft Chriſti feſt gegen den Zauber, ein getreuer warnender Eckart.

Ueberſicht des Inhalts.

	Seite
Zur Geologie	1
Geſchichtliche Verſuche.	
Griechenland	22
Italien	24
Johannes Keyler	40
An G. H. v. Schubert.	
Das Manna	47
Ein Druckfehler und ein Hiatus	54
Die Unien	57
Brief bei Ueberſendung eines neuen Geſangbuchs	83
Die kleinen deutſchen Univerſitäten	86
Fundationsbrief eines Volkslehrerſeminars vom Grafen G. v. Schlabrendorf	91